

ROMAN VON
HELENE STÖCKER

L
E

B

E

Helene Stöcker

Liebe

»Nicht die Stärke, sondern die Dauer der hohen
Empfindung macht die hohen Menschen«

Nietzsche

»Ich liebte noch nicht, aber ich liebte es zu lieben
– ich suchte, was ich lieben könnte, da ich es liebte,
zu lieben.«

Augustinus

I.

München, 2. Januar...

Seit gestern ist die Krankenschwester fort. Dr. Walker hat es gestattet – in der Erwartung, daß ich mich schon erholt genug erweise, mir selber wieder zu helfen. Er spürte, wie die teure Pflege mein bescheidenes Budget belastet. Freilich hat er noch einige Wochen des Ausruhens, der Rekonvaleszenz verlangt, ehe ich mich wieder mit voller Kraft in die Arbeit stürzen darf.

Jetzt aber etwa nach Hause zurückzukehren – krank, matt – sei es auch nur für einige Wochen – dazu kann ich mich auf keinen Fall entschließen. Lieber greife ich meine kleinen Ersparnisse an, die für einen besonderen Notfall dienen sollten. Meine Rückkehr würde einen ganz falschen Eindruck erwecken: als ob ich irgendwie gescheitert wäre, wo ich so kühn und wagemutig auszog – gegen alle guten Ratschläge, die mich halten wollten. Vom Scheitern meiner Pläne und Absichten kann glücklicherweise nicht die Rede sein, seit mein erstes Bild im Salon Dannenberg ausgestellt ist.

Nein, fort von hier möchte ich um keinen Preis, wo ich zum erstenmal meine eigentliche Heimat gefunden habe. Die Ursache meiner Krankheit war wohl nur die Überspannung meiner Kräfte durch die Fülle und Vielseitigkeit meiner Interessen für alle Kunst und Wissenschaft – der »etwas beängstigende Hunger nach einer allseitigen Entwicklung meines Wesens«, wie Professor Braunwald neulich mit leisem Tadel meinte – das ist es wohl auch, was mich vor ein paar Wochen mit einer Luftröhrenentzündung aufs Krankenlager geworfen hat.

Seltsam, so intensiv ich diese letzten Jahre gelebt, jede Minute auszufüllen versucht habe in meiner Lebenssehnsucht, als ob ich schon Unwiederbringliches versäumt hätte – im Augenblick scheint mir dieses Ausruhen, ungehindert meinen Gedanken und Phantasien nachgehen zu können, sehr reizvoll. Wie eine Etappe auf dem Weg zu meinem Ziel erscheint mir diese

Krankheit, diese unfreiwillige Arbeitspause.

Als ob ich an einem Kreuzweg stände, unschlüssig, wohin es mich weiter führen soll. Es lockt wie Irrgärten im sommerlichen Park, in die ich mich als Kind in wonnigem Gruseln hineinwagte: ob man sich auch wirklich wieder herausfinden würde? - - - - -

*

Während meiner Krankheit hat mich übrigens der feine, stille Dr. Walker, der täglich kam, ein wenig unruhig gemacht, irritiert. Lillis Freundschaft hat dafür gesorgt, daß der Assistent ihres berühmten Vaters noch zu mir geschickt wurde, als Professor Geyer selbst die Gefahr schon für ziemlich beseitigt hielt.

In den Wochen der Einsamkeit, der Abgeschnittenheit von der Welt, habe ich den jungen, angenehmen Arzt notgedrungen verklärt – ihn mit leiser, uneingestandener Wärme und Sympathie empfangen. Aber seit ich meine Kräfte wieder gewinne, ein Buch, einen Stift ergreifen darf, aus der Haft des Krankenzimmers entlassen bin, – am allgemeinen Leben draußen wieder teilzunehmen beginne, merke ich, wie das Interesse an dieser mir jenseits des Krankenzimmers geistig fernen Persönlichkeit abfällt. Vielleicht mußte ich ihn idealisieren, um meine Schwäche, meine Schutzbedürftigkeit ihm gegenüber zu ertragen?

Es ist so schmerzlich zu denken: seit meiner Kindheit habe ich mich aufgespart für die »große Liebe«, für den Einen, Herrlichen, Großen, dem ich einmal alle meine Liebe zu Füßen legen wollte – eifersüchtig habe ich für ihn alle Jugendglut und Schönheit gehütet – nie in Flirts, in halb scherzhaften Küssen oder Abenteuern mich zersplittert – immer das Ideal der großen Liebe im Herzen. Aber wer so in Scham und Sehnsucht dem großen Erlebnis der Liebe entgegenharrt – muß es auf den nicht wie eine bittere Ironie wirken, wenn die erste Männerhand, die seinen Körper berühren darf, die eines fremden,

gleichgültigen Arztes ist?!

Aber das alles: diese leise halbe Verliebtheit aus Trotz und Enttäuschung beginne ich nun wieder abzuschütteln. Ich hoffe, daß Dr. Walker nichts davon gemerkt hat. In ein paar Wochen werde ich ohnehin meine Zelte hier abbrechen und in Paris mit neuer Kraft und Energie alles an Kunst und Kultur in mich aufzunehmen suchen, was München mir im Augenblick nicht mehr geben kann. Aber in diesen letzten Monaten möchte ich eins noch erleben: die Entwicklung meiner Freundschaft mit Professor Braunwald, einer echten, engen, geistigen Freundschaft – auf Grund gemeinsamer Anschauungen, verwandter Lebensstimmung – eine Seelenfreundschaft, wie sie mich auch mit Lilli zum Beispiel verbindet.

Gerade, daß er nicht mehr so jung ist wie wir, daß er nicht mehr mitten im Sturm und Drang der eigenen geistigen Entwicklung steht, daß er über so vieles schon hinaus ist, das uns noch drückt und quält – das lockt und reizt mich, da ich mich so unendlich nach einem Führer und Erzieher im Leben sehne. – Bisher habe ich das nur in den großen Menschen der Vergangenheit gefunden. Dem auch im Leben wirklich zu begegnen – welche unfäßbare Seligkeit müßte das sein!

6. Januar.

Gestern war Hermine Langheim hier, um nach mir zu sehen. Sie ist Lehrerin, nach Süddeutschland verschlagene Preußin, Sozialistin. Ein ganz eigener Typus. Sie fand übrigens, daß ich mich durch die Krankheit wundervoll erholt hätte. Der müde, abgespannte Zug, den ich durch die übertriebene angestrengte Arbeit des letzten Jahres bekommen hatte, sei ganz geschwunden – die Augen größer, heller, glänzender. Dazu läge eine Weichheit über mir – ich sähe aus wie eine glückliche junge Frau. Ob ich verliebt sei?

Merkwürdig, obwohl ich gar keine Ursache dazu habe, fühle ich mich ein wenig so – träumerisch, weich, hingeeben an

den Augenblick. Aber mit jedem Tage, den ich an Kraft zunehme, wird ja das notgedrungen Passive der Rekonvaleszenz von mir abfallen, werde ich auch wieder selber etwas leisten und so »dem Leben halten können, was es versprochen«.

Hermine hat mich wieder examiniert übrigens, wie das so ihre Art ist: warum ich bei meinen »fortgeschrittenen Anschauungen« noch nicht Mitglied der sozialdemokratischen Partei geworden sei. Ich erzählte ihr, daß ich neulich bei einem Besuch in Berlin Bebel hörte – mit fast ebenso großer Begeisterung, wie ich sein Buch über die Frau las – daß ich viele ihrer Zukunftswünsche teile – daß ich aber das Problem des Sozialismus nicht genügend wissenschaftlich studiert hätte, um zu entscheiden, ob ich wirklich ganz und gar in eine bestimmte »Partei« passe. Es scheint mir wie ein Raub, eine Hemmung meiner freien Entwicklung, mich jetzt schon zu binden. Und dann außerdem: es ist etwas so Hartes, Unkünstlerisches, Exaktes um Hermine herum – sie meint alles mit Formeln und Zahlen »beweisen« zu können. Als ob nicht das Letzte, Tiefste für jeden Menschen unbeweisbar bliebe! Hermine fehlt ganz der Sinn für die Imponderabilien, die Nuancen, meine ich. Muß man so werden, wenn man einer Partei angehört? Auf sie schwört? Das schreckt mich ab.

Übrigens hat sie als Frau ein schweres Schicksal, eine große Liebe – und Enttäuschung – hinter sich. Ihr Gefühl galt einem stillen Gelehrten, einem entfernten Verwandten. Sie war lange mit ihm verlobt – da kam zuguterletzt eine angesehene reizvolle Schauspielerin und nahm ihr den Lebensunerfahrenen weg – hat ihn geheiratet. Hermine ist darauf in einen schweren Typhus verfallen, hat ihr schönes blondes Haar verloren – das sie jetzt noch kurz trägt. – Von jenem Erlebnis her schreibt sich wohl die fanatische Bitterkeit, mit der sie jetzt nur noch »die Sache«, den Sozialismus kennt. Außerdem befriedigt ihre Tätigkeit als Lehrerin sie durchaus nicht – sie will in die Schweiz, wo die Frauen schon studieren können. Sie fragt mich immer, ob ich nicht mitkommen will, ob bei meinem großen Interesse

für allgemeine Fragen mich das nicht auch mehr befriedigen würde als die Kunst, die ihr nicht sonderlich imponiert, solange es so vielen Menschen noch so schlecht geht, was mich ja auch oft bedrückt. Ich habe ihr versprochen, sie zu besuchen, wenn ihre Pläne gelingen. Noch sind vielerlei wirtschaftliche und sonstige Schwierigkeiten zu überwinden.

9. Januar.

Da hat mir heute ein Dr. phil. Viktor Kantorowicz einen längeren Brief geschrieben. Er ist Österreicher – Nationalökonom – ich lernte ihn neulich kurz vor meiner Erkrankung bei den offenen Abenden von Reichmanns kennen. Er unterhielt sich sehr lebhaft mit mir über politische und soziale Fragen – und ich sprach mich so offen und rückhaltlos aus, wie mir das natürlich ist. Wer wie ich in einem so ganz unkonventionellen Milieu aufgewachsen ist, in dem es keinerlei Rücksichten auf Kollegen und Vorgesetzte gab, für den ist es seltsam beengend, hier häufig in der Gesellschaft bei so vielen Menschen diese ängstliche Zurückhaltung ihrer wahren eigenen Meinung zu finden – mir scheint das direkt schwächlich und verächtlich zu sein. Dr. Kantorowicz hat mich dann nachher nach Hause begleitet – und ich habe nicht weiter an ihn gedacht.

Nun schreibt er mir, daß er durch Frau Reichmann von meiner Erkrankung hörte, gratuliert mir zu meiner Genesung und fragt, ob er mich nicht einmal aufsuchen dürfe. Er habe noch nie einen so starken Eindruck von einer Frau empfangen – zum erstenmal sei ihm eine Frau entgegengetreten, die den Mut habe, das zu sein, was das Leben des Lebens wert mache: ein freier, denkender und doch lebensfroher Mensch – und dabei so ganz Frau und Persönlichkeit – frei von aller leeren Konvention.

Er setzt mich ein wenig in Verlegenheit: außer meinem Vetter, der hier Medizin studiert, und dessen Freund, einem jungen Schriftsteller, der eine Zeitschrift für Rassenbiologie

herausgibt –, habe ich in meiner kleinen Atelierwohnung bisher keinen Herrenbesuch empfangen. Meine gute Wirtin, die etwas ängstliche, beschränkte, aber sonst wohlwollend mütterliche Frau Hauptmann Rudolf würde sich sicher ein wenig wundern. Glücklicherweise bin ich mündig – ich bin soeben vierundzwanzig geworden – an sich muß ich natürlich wissen, was ich tun darf oder nicht – ohne Rücksicht darauf, ob eine konventionelle Hauptmannsfrau das für »passend« hält oder nicht. – – – – –

*

Kommen lassen werde ich ihn also wohl – aber ich fürchte, ich werde ihn sonst vielleicht enttäuschen. Ich könnte mit ihm gute Freundschaft halten; aber er hat – trotz einer gewissen Gleichheit unserer Ideen und Temperamente – für mich nichts von dem geheimnisvollen, faszinierenden Reiz, der mich bei Professor Braunwald nun schon zwei Jahre fast – so lange ich hier in München lebe – von ferne in Bann hält.

Denn das ist mir gerade durch die Krankheit, durch dieses kleine Erlebnis mit Dr. Kantorowicz klar geworden: Professor Braunwald ist der erste, der einzige Mann bisher, der mich geistig und körperlich zugleich stärker anzieht: die außerordentlich verfeinerte Art seines Geistes, sein reiches Wissen, sein Kunstinteresse – seine ästhetischen Anschauungen – seine Lebenserfahrung – sein Feingefühl, seine seelische Differenziertheit, das alles zieht mich geistig zu ihm. Dazu sein Äußeres: die große, schlanke Gestalt, das feine blonde Gesicht mit dem schönen Profil, der stolzen Nase, die schlanken, aristokratischen Hände – die angenehme Stimme – ja – ich leugne es nicht – er ist auch körperlich sehr anziehend für mich. Wenn ich mich nur nicht ein wenig vor seiner vielleicht zu großen Erfahrung fürchtete! Aber die Tatsache, daß er verheiratet ist – seine Frau lebt eines ernstesten Lungenleidens wegen diesen Winter im Süden – das wird mich ja allein schon davor bewahren, dieser Anziehung

weiter nachzugeben, als für meine Seelenruhe, meine freie künstlerische Entwicklung gut sein würde.

Außerdem: ich will, ich muß ja *weiter* auf meinem Wege – nach Paris, darf mich nicht aufhalten lassen, mich innerlich nicht zu sehr verstricken. –

Dies Bewußtsein, wieviel Hemmungen zwischen uns stehen, gibt mir all seiner Anziehung gegenüber eine gewisse innere Sicherheit. Aber um so mehr wünsche ich mir eine recht liebe Freundschaft zwischen uns – ich meine, *das müßte* sich erfüllen!

13. Januar.

Es geht mir viel besser; ich spüre schon Kraft und Lust, mich wieder leidenschaftlich in eine Flut von Arbeiten und geistigen Genüssen zu stürzen, wie ich es so stark und ausschließlich stets seit meinem Hiersein getan habe. So ausgehungert nach geistigem Austausch, wie ich herkam!

Aber leider hat Dr. Walker noch ein stilles beschauliches Leben auf das strengste verordnet: langes Schlafen, Spaziergänge im Park, warm zugedeckt draußen auf der Loggia in der Sonne liegen – mit meinem starken Verlangen nach Luft und Sonne – das alles muß doch gesund machen. Auch darf ich vielleicht einen – nicht zu aufregenden – Besuch empfangen – auch wohl einen machen. – Aber abends soll ich nicht – wie früher fast täglich – aus sein: einem Konzert, einer Wagner-Aufführung, einer politischen Versammlung, einer literarischen Vorlesung beiwohnen – um wie ein Schwamm alles durstig in mich aufzusaugen, was es irgend an geistiger Nahrung in unserer Zeit gibt.

Schlimm, daß Hanna nicht mehr hier ist. Sie schreibt heute auch sehr betrübt, daß sie gerade diesen Winter nicht hier sein kann, sondern ihn bei ihrer Mutter in Berlin verbringen muß. Unser gemeinsames Arbeiten, Hoffen, Sichentwickeln war etwas so Tröstliches, Beruhigendes in all der inneren Unrast und Ungeduld der Lebenssehnsucht. Ihre Fähigkeit, sich mei-

nem heftigeren, drängenderen Temperament anzupassen, war so wohltuend, ein solcher Ausgleich unserer Naturen: ich gab ihrer ruhigeren, verschlosseneren Art etwas von meiner größeren Weichheit und Fülle – wir ergänzten uns so wunderschön.

Während meiner Krankheit hat sie sich so unendlich gesorgt – sie ist sehr glücklich, daß ich nun über die Krisis hinüber bin. Die Frühjahrsferien soll ich bei ihr in Berlin verbringen, schreibt sie heute – auf *jeden* Fall müßte ich kommen, ehe ich nach Paris gehe. Sie fragt auch, wie es um meine Freundschaft mit Professor Braunwald steht. Sie weiß, wie sein Wesen mich anzieht und beunruhigt zugleich.

Diesen Winter hat Braunwald eine geistreiche Aufsatzreihe in der »Kunstschau« über » *Goethe und sein Verhältnis zur bildenden Kunst*« veröffentlicht, entstanden aus früheren Vorlesungen von ihm, die nun als Buch erscheinen sollen. Er gab sie mir beim letzten Mal. Es scheint mir alles sehr fein – eigen, neugesehen – wie es nur von einer sehr künstlerischen, sehr differenzierten, entwickelten Persönlichkeit im Grunde erfüllt und beobachtet sein kann. Und manches – am Ende – kommt ganz auf meine eigene Weltanschauung hinaus, daß die Schönheit, die Kunst, die Freude an ihr, die große Leiderlöserin ist, die mit aller Not des Daseins versöhnt. – Ich habe ihm einige Worte des Dankes geschrieben.

18. Januar.

Dr. Kantorowicz war hier. Ich war nicht ganz so unbefangen wie damals bei Reichmanns. – Er war vielleicht enttäuscht. Sein ehrliches Wesen, seine lebhaftige Art, sein völliges Hingewommensein von der Idee, für die er lebt – er war verschiedene Male politisch-aufreizender Reden wegen im Gefängnis – ich achte und schätze dies alles – diesen Mut, diese Überzeugungstreue, diese Opferfähigkeit sehr. Aber ich spüre nun zu meiner eigenen Überraschung immer deutlicher: Gemeinschaft der Anschauungen und persönliche Anziehung zwischen

Mann und Frau – das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Nie könnte ich mich bei ihm danach sehnen, ihm körperlich nahe sein zu dürfen – mit ihm könnte ich sehr gut Freundschaft halten. Er blieb mehr als zwei Stunden – ich mußte ihn am Ende sanft mahnen, daß ich nach ärztlichem Befehl so lange Unterhaltungen mir noch nicht gestatten darf. Das Bewußtsein von Frau Hauptmann Rudolfs ängstlicher Spannung wegen meines langen Alleinseins mit einem jungen Manne störte mich übrigens auch. Gott, wenn ich ihr nur klar machen könnte, wie vollkommen ungefährlich das ist – so wild er auch aussieht – mit dem slawischen Feuer in den Augen, dem langen, schwarzen, ungepflegten Haar – der gedrungenen Gestalt – dem flatternden Mantel. Er erzählte unter anderem viel von Paris, von wo er kommt – und wohin ich Gott sei Dank in einigen Wochen gehe. Dies Bewußtsein, wie die weite Welt mit all ihrem Reichtum nun vor mir liegt, macht mich wohl auch so froh und voll Sehnsucht, hat mir wohl am meisten geholfen, die Krankheit zu überwinden. Wir unterhielten uns sehr gut, stellten in allen wesentlichen Punkten starke Gemeinsamkeiten fest und schieden als gute Kameraden. –

Als er fort war, mußte ich um so unruhiger an einen anderen denken: Groß, schlank, blond, ein wenig mehr gepflegt sogar, als ich es liebe – als es vielleicht der Notwendigkeit entspricht. Wenn ich mit ihm zwei Stunden hier allein sitzen und plaudern würde – ob ich da auch so heiterharmlos, kühl, sicher, neutral bliebe? – Ach! – Ob das je geschieht?!

21. Januar.

Bei Reichmanns war gestern wieder Jour. Er ist ein angesehener Nationalökonom, sie Schriftstellerin. Sie versuchen offenbar, bei ihren Jours alles um sich zu sammeln, was es an Anerkanntem oder Neuem in Kunst, Literatur, sozialen oder kulturellen Bewegungen gibt. Ich habe diesen Abenden viel Anregung zu danken. Manchmal wird zu Beginn von sachverständiger Seite

ein kurzes Referat gehalten – es folgt eine lebhaft Diskussion, ehe man sich – in ziemlich vorgerückter Stunde – zu einer guten Mahlzeit an kleinen Tischen zusammensetzt. Gestern gab es eine besonders stürmische Debatte: ein früherer Offizier, ein Oberstleutnant von Kirchmann, eine energiegelade, sympathische Persönlichkeit – rief zur Abschaffung des Krieges auf. Es war eine heiÙe Schlacht – Dr. Reichmann unterstützte ihn – die Frau des Hauses hielt ein solches Vorhaben für undenkbar, unausführbar – ein Rassenbiologe – viel düsterer, fanatischerer Art als der junge, lebensfrohe Freund meines Vetters – gab dunkle Reden von sich, die, soviel ich verstand, nicht ganz ja und nicht ganz nein bedeuteten. Eine unsympathische Lehrerin mit sehr scharfer Stimme schien zuzustimmen. (Ich mache mir übrigens oft im stillen Vorwürfe: ob es wohl unrecht ist, daß mir Menschen mit harten, schrillen Stimmen instinktiv mißfallen? Aber mir scheint, als ob der Ton, die Stimme eines Menschen mit seiner Seele ganz identisch – »von gleichem Wesen« – wäre.) Ein großer, breiter Junker aus dem Osten – Werner von Mahrenburg – zugleich der Verfasser einiger Bauernromane, aus denen ich mir aber wenig mache, flirtete sehr lebhaft mit der Tochter des Offiziers. Die Probleme des Abend schienen ihn nicht sonderlich zu kümmern.

Ich wurde sehr traurig über die im tiefsten Grunde gleichgültige Art, wie man diese erste und wesentlichste Forderung aller Kultur behandelte. Ich verstehe gar nicht, daß und wie man hier überhaupt schwanken, irgendwie im Zweifel sein kann: keine Vorteile irgendwelcher Art können doch den Verlust, die willkürliche Zerstörung von *Menschen*, von menschlichem Leben je aufwiegen! Wie kann man darüber überhaupt noch streiten?! Diese ungeheure Herzenskälte und Seelenroheit steht mit all dem Geist, der künstlerischen Empfindsamkeit, dem Sinn für »Kulturentwicklung« in seltsamem Gegensatz!

Ein langgehegter Herzenswunsch wurde mir gestern abend erfüllt; seit meiner Krankheit war es das erstmal, daß ich einer Einladung von Frau Dr. Meißner – Braunwalds Schwester – und Professor Braunwald folgen konnte. Trotz einer gewissen Herbheit ihres Wesens fühle ich zu ihr, die während der Abwesenheit seiner Frau den Haushalt leitet, eine starke Anziehung. Bedeutend weniger sympathisch ist mir Professor Lauber, Historiker, ein Kollege von Braunwald: kalt, anmaßend, politisch reaktionär – übrigens scheint er Frau Dr. Meißner sehr den Hof zu machen. Von Braunwalds Frau sind keine guten Nachrichten da – das drückte ihn wohl. Ich hielt mich sehr zurück ihm gegenüber – er soll nicht merken, daß ich Interesse an ihm nehme, wenn er es nicht von sich aus auch an mir nimmt.

Es ist etwas sehr Schmerzliches um diese seine Existenz: die Schwester erzählte einmal, wie lange er verlobt war, sich auch von jeher Kinder wünschte, die nicht kamen. Nun scheint ihre schwere Erkrankung auf Jahre hinaus alle Hoffnungen auf Ehe und Kinder und eine behagliche Häuslichkeit zu zerstören. Dies alles erklärt wohl auch das Ruhelose, Unbefriedigte in seiner Natur, das mich manchmal quält. Es ist etwas in ihm, das ihn innerlich hin und her reißt.

Als ich fortging, begleitete er mich zur Bahn. Und nun brach ein wärmeres Interesse durch, als er mir noch einmal für meine Zeilen, für mein Verständnis dankte und fragte, ob ich nicht Zeit und Lust hätte, seine Vorlesungen über: »Goethe und sein Verhältnis zur bildenden Kunst« zu hören? Er hält sie an einer Volkshochschule, außerhalb der Universität, die auch Nichtstudierenden zugänglich ist. Der Gegenstand würde mich, meinte er, als Künstlerin, als Malerin gewiß interessieren. – Dann hätte er die Möglichkeit, machte er außerdem geltend, mich öfter zu sehen und hernach mit mir nach Hause zu gehen, mit mir zu plaudern – das habe er sich schon lange gewünscht. Vielleicht würde sich für uns beide daraus manche Anregung

ergeben.

Ich hatte allerlei Bedenken, ob meine Malstudien mir Zeit lassen würden. – Aber ich zweifle nicht: der Versuchung, ihn öfter zu sehen, werde ich schwerlich widerstehen. Professor Braunwald ist jedenfalls der erste Mann, bei dem ich das Gefühl habe, daß ich ihm nicht nur geben, sondern auch von ihm nehmen könnte – nehmen möchte – und das als beglückend empfinde. Dies Bewußtsein: auch in der Wirklichkeit, in der Gegenwart endlich einen Menschen zu haben, der mir *gibt* – das ist das Gefühl, das ich notwendig im Leben einmal brauche. Was sind alle Werke, Bilder, Bücher, Darstellungen auf der Bühne gegenüber dem lebendigen Menschen! Dem verwandten Menschen gegenüber, von dem man empfangen kann! – »Man lernt nur von dem, der unserer Persönlichkeit gemäß ist.« – Ich bilde mir ein, von Braunwald allerlei Wesentliches für das Leben lernen zu können. Nicht immer nur junge, stürmische Menschen um mich zu haben, irrend und unerfahren wie ich, denen ich geben soll – sondern einen, der mir gibt – das ist es ja, wonach ich mich am meisten sehne.

26. Januar.

Heute habe ich Lilli besucht, die mir schon sehr auf der Seele lag. Das junge, schöne Geschöpf, meine alte Studiengenossin seit unserer Kindheit, liegt seit Wochen krank in nervöser Apathie – aus enttäuschter Liebe. – Ich mache mir ernste Sorge um sie. Ihre Empfindlichkeit ist jetzt so gesteigert, daß sie kaum das Tageslicht erträgt. Nur auf meinen besonderen Wunsch gestattete sie, die Fensterläden ein wenig zu öffnen. Alle meine Bitten, bald wieder gesund und arbeitsfähig zu werden, schienen wenig Eindruck auf sie zu machen. Die ungeheure Gefahr dieses vollständigen Sichhingebens an den Schmerz schien sie gar nicht zu erkennen.

»Noch fürchte ich mich vor der Rückkehr in die alten Verhältnisse, die alte Umgebung« – sagte sie immer wieder –, »ich darf es noch nicht wagen.« »Dann mußt du eben nach Berlin, oder noch besser: nach Paris mit mir gehen,« schlug ich vor.

»Nur darfst du den Schmerz nicht so über dich herrschen lassen!«

»Aber was hat alle Arbeit, alles Streben für einen Zweck, wenn unsere Ideale vom Menschen sich nicht erfüllen!« meinte sie trübe.

»Gewiß,« bestätigte ich, »es gibt wenig Menschen in *unserem* Sinne, oder wir lernen sie selten kennen. Das ist auch meine große Enttäuschung bisher, seit wir ›ins Leben‹ hinausgetreten sind: so viel wir auch an Neuem in uns aufgenommen haben – die Werke der Kunst, die neuen Ideen der Wissenschaft, der sozialen Reformpläne – recht schön und interessant. Aber die *Menschen*, das innerste Herz des Menschen sahen wir nur ganz von fern. Und das ist doch gerade das Erste und Dringendste, wenn man als Künstler, als Mensch, etwas leisten will, das spüre ich mit unmittelbarer Gewißheit. Den großen adligen Menschen, den wir im Grunde genommen hinter allem als das Wertvollste, wahrhaft Notwendige, einzig Wesentliche auf der ganzen Welt suchen – den haben wir freilich, trotz unseres eifrigen Bemühens – bisher nicht gefunden.« –

»*Ich glaubte* ihn gefunden zu haben«, sagte Lilli leise, träumerisch-verzückt, und ihre strahlenden blauen Augen leuchteten einen Augenblick in glücklicher Erinnerung hell auf.

»Du weißt ja, Irene, wie ich in scheuer Verehrung auf den Knien lag, in lauter Sonne und Licht atmete. Aber dann – stürzte ich in einen um so tieferen Abgrund: auch er, der Gott, ein Mensch, ein Mann wie alle anderen, allzu menschlich, nein – unmenschlich, wie es mir, wie es uns Frauen scheint. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis ich das überwunden habe.« –

Ich wurde über die traurigen Worte ganz still, streichelte nur leise ihre Hand.

»Aber nun sprich von dir, erzähle, Irene«, bat sie dann ruhiger, gefaßter. »Was treibst du jetzt? Ich habe mich so über deinen Erfolg gefreut, daß dein Bild ausgestellt wurde! Nun muß jeder spüren, daß doch etwas in dir steckt, – daß nicht nur Selbstüberhebung und leere Phantasien uns in die Welt, an die

Arbeit trieben. Um so mehr habe ich mich gesorgt, als ich von deiner Erkrankung hörte; ich bin so froh, dich wieder so frisch zu finden!«

»Ein wenig ruhe ich noch auf meinen Lorbeeren«, erzählte ich. »Dr. Walker hat mir dringend noch Schonzeit verordnet. Ohnehin fühle ich mich so im Aufbruch hier – es lohnt nicht mehr recht, viel anzufangen, wo ich doch im Frühjahr nach Paris gehe.«

»Und was treibst du sonst? Was für Menschen siehst du, sprichst du?«

»Ach, ich sehe jetzt Professor Braunwald auch öfter«, erzählte ich so nebenbei und von den Aufsätzen über Goethe und die bildende Kunst, die er mir gab.

Lilli wurde sehr ernst: »Weißt du, Irene,« – sie richtete sich auf und sah mich durchdringend an: »Nun kommst *du* an die Reihe!«

Ich lächelte ein wenig gezwungen: »Wie kommst du darauf?«

»Ich kenne doch die magnetische Anziehung, die er auf dich von jeher ausgeübt hat.«

»Nun ja, das hat er«, gab ich zu. »Ich möchte wissen, was für ein Mensch er in Wirklichkeit, bei näherem Kennenlernen ist.«

»Ich glaube wohl,« sagte Lilli, »er hat das Bedürfnis, das Verständnis für eine Freundschaft, wie ihr sie haben könntet. Eine sehr seltene geistige Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau könnte es zwischen euch werden.«

»Nicht wahr?« fuhr ich beruhigt fort, »was für eine Gefahr sollte da sein, wo ich bald fort muß? Er ist gebunden, und ich möchte meiner eigenen künstlerischen und menschlichen Entwicklung wegen mich noch nicht an ein anderes Leben fesseln. Das alles gibt eine selten günstige Aussicht – nicht für eine Liebe, die kann ich noch gar nicht gebrauchen – aber für eine außerordentliche Freundschaft. Nein, nein, »gefährlich« wie du meinst, wird es sicher nicht werden –«

»Hoffentlich«, sagte Lilli; »denn ihr seid am Ende sehr ver-

schieden: du bist ein ganz moderner Mensch, eine revolutionäre Natur im Grunde, und er – er ist es wohl keine Spur.«

»Also siehst du – das wird uns wohl schützen«, triumphierte ich.

Lilli hatte voll Wärme gesprochen und zugehört; wie ich mich verabschieden wollte, sah sie mich in wieder erwachter Angst und Sorge an und nahm meine Hände. »Nicht wahr, Irene,« bat sie dann, »was auch kommen mag, das versprichst du mir: *du* wirst gesund und stark bleiben – an dir wollen wir alle uns doch wieder aufrichten – an deiner unzerstörbaren Lebensfreude!«

Ich lachte: »Sei ohne Sorge, Liebste, du weißt ja: ›Ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen‹ – ich glaube, auch das *meine* nicht!« – – – – –

Auf was für Gedanken Lilli jetzt aber auch manchmal kommt! Es wird Zeit, daß sie wieder gesund wird. –

2. Februar.

Ich höre jetzt die Vorlesungen von Braunwald.

Lillis Befürchtungen haben mich ein wenig vorsichtig, vielleicht sogar zu sehr – und auch innerlich zurückhaltend gemacht – äußerlich war dies ja immer der Fall. Eine Tragödie wie Lilli – in der man am Ende erliegt? Nein, nein, auf keinen Fall! Dafür werde ich schon sorgen!

Letzten Freitag gingen wir nach Schluß der Vorlesung vor einem interessierten, intelligenten Publikum zusammen nach Hause. Wir kamen in ein eifriges Gespräch über die Verschiedenheiten zwischen Mann und Frau – wie zwischen ihm und mir. Er sei viel naiver als ich, meinte er, weil er sich in erster Linie an Goethe gebildet habe.

»Naiver?« Das scheint mir kaum die zutreffende Charakterisierung für ihn zu sein.

»Nun ja,« erläuterte er: »eine Frau nimmt doch immer die Welt, wie sie sein sollte – ich nehme sie mit Goethe wie sie ist.«

Nein, mit der Welt, wie sie ist, kann ich mich gewiß nicht einverstanden erklären. Im Gegenteil: mir scheint das Leben erst

dadurch lebenswert zu werden, daß man die Welt allmählich zu dem macht, was sie sein sollte. Den jungen Goethe verstehe und genieße ich natürlich sehr – aber vieles, was der ältere, der Weimar-Goethe geschrieben hat, ganz und gar nicht. Dazu bin ich wohl noch nicht alt, nicht reif genug.

Goethes »Faust« war meine Bibel von meinem 14. Jahr an, wo ich mir heimlich ein Handexemplar – in Blau mit Goldschnitt – von meinem Taschengeld beschaffte, das ich noch heute bei mir führe. Aber die Gretchentragödie, die ich so früh – vielleicht zu früh – zu lesen bekam, hat mich mit so unheimlicher Gewalt ergriffen, daß ich seitdem eigentlich nie wieder habe ganz ruhig darüber werden können. »Der Menschheit ganzer Jammer« packte mich mit ihr durchbohrend an, noch ehe ich die Voraussetzung zu all dem hatte. Das ungeheure Leid, die Qual des Weibes durch die Liebe gab mir ein unauslöschliches, erschreckendes Vorgefühl von dem, was der Liebe des Weibes an Tragik, an Verzweiflung droht. Nein, dieser ungeheure Abstand zwischen Mann und Weib in der Liebe – das entsetzliche Los, das die Frau für ihr Vertrauen, ihre Hingebung trifft! Wie kühl und leicht der Mann dann an diesem zerstörten Leben vorübergeht – und kaum ein paar Tage zu leiden braucht! Während sie als Mörderin, im Wahnsinn, hingerichtet wird!

Diese Ungeheuerlichkeit ist für mich unerträglich. Ich verstehe nicht, daß Goethe diese krassen Tatsachen einfach darstellt, wie sie vielleicht noch sind; ich spüre aber gar nicht, daß er sie mißbilligt, bekämpft und ändern will.

Ich weiß seitdem nur: etwas so schauerlich Ungerechtes *darf* auf der Welt nicht weiter bestehen, – man muß alle Kräfte einsetzen, es zu ändern.

Das alles versuchte ich Professor Braunwald, so gut ich es vermochte, klar zu machen – aber mir scheint nicht, daß er diesen Willen zur Umänderung teilt und versteht. Das empfinde ich immer wieder als den größten, tiefsten Unterschied zwischen uns: *Ich* will, mit allem, was ich bin, die Welt so umgestalten helfen, wie es mir – zur Freude aller Menschen – not-

wendig scheint; *ihm* genügt es, in vornehmer Resignation, ein paar große Menschen zu *verstehen* und zu genießen. Das ist viel, ich weiß es – aber es ist doch nicht genug, scheint mir.

Als ich die tiefe Kluft ein wenig schmerzlich zwischen uns spürte, lenkte ich vom Goethe-Faust-Thema ab und fragte nach seiner Frau. Er sagte traurig, es sei nun schon seit Monaten immer dasselbe: sie müsse vorläufig im Süden bleiben, wenn sie sich dem Leben erhalten wolle. Für ihn wiederum sei es – seines Berufes wegen – ausgeschlossen, sich dort niederzulassen. So müßten sie getrennt leben. Er habe ihr übrigens neulich von mir, von meinem Verständnis für seine Ideen geschrieben, sie nehme warmes Interesse an mir.

*

Wir gingen gerade am Wasser, an der schäumenden, rauschenden Isar vorbei. Ich erzählte von Lilli, ihrer Enttäuschung an dem Mann, den sie hochgestellt hat, einem angesehenen, wertvollen Künstler, unser beider Lehrer in den ersten Jahren unserer Münchener Studien. Seine vornehme, künstlerische Art hat sie dazu verführt, zu glauben, daß er auch als Mensch dieselbe Höhe sittlichen Adels erreicht habe. Und dann kam durch einen Zufall die zerschmetternde Entdeckung, daß er in seinem Leben als Mann wahllos, verantwortungslos, wie irgendein roher plumper Philister gehandelt hat. Darüber kommt Lilli nicht hinweg.

»Meinen Sie nicht auch.« fragte ich, »daß an dieser ungeheuren Enttäuschung, die Ihnen vielleicht kindisch oder lächerlich erscheint, die Unwissenheit schuld ist, in der man die Kinder, insbesondere aber junge Mädchen aus guter Familie erzieht? Auch wenn sie schon längst erwachsene Menschen sind, sollen sie nichts vom Leben wissen. Muß das nicht zu diesem klaffenden Gegensatz zwischen der Wirklichkeit und unseren hohen Ansprüchen führen? Könnte eine andere Erziehung bei Mann und Frau nicht viel bessern? Wer einmal gelernt hat, von Kind auf alles rein und natürlich zu nehmen, dem wird später manches, was heute geschieht, einfach unmöglich sein.«

Ich sah ihn freundlich erwartungsvoll an. Seine Gegenwart, sein Wesen verwirrt mich oft; aber wie ich nun versuchte, meine Überzeugung offen auszusprechen, war ich wieder unbefangen, ich selbst geworden – ein Gefühl von Kraft durchströmte mich. Er schien sich aber für diese doch wirklich bescheidene Forderung wenig zu begeistern.

»Das sind so jugendliche Schwärmereien,« sagte er ein wenig herablassend, »eine Belehrung ist doch sehr schwierig.«

Sehr schwierig? Gewiß, ohne Zweifel. Ist das ein Gegenargument? Ein Grund, es nicht zu versuchen? Alles Neue, aller Kampf für den Fortschritt ist »schwierig«!

4. Februar.

Als ich gestern meinen regelmäßigen, ärztlich befohlenen Mittagsspaziergang im Englischen Garten machte – bei wundervollem Sonnenschein – traf ich Professor Braunwald ganz plötzlich, unerwartet in der Nähe des Kleinhesseloher Sees. Er behauptete, gerade an mich gedacht zu haben, – unser Begegnen wäre wirklich ein sehr hübscher Zufall. Mich machte es befangen, da ich nicht ganz sicher war, daß es sich wirklich um einen »Zufall« handelte.

Er erzählte mir von Wagners »Walküre«, die ihn in diesen Tagen beim Anhören sehr ergriffen habe.

»Ob überhaupt ein Mann das Schicksal Brunhildes im Leben, in der Wirklichkeit – nicht nur in der Kunst, wie bei Wagner oder anderen – in seiner ganzen Tragik verstehen kann?« zweifelte ich.

»Wieso?« fragte er überrascht.

»Es ist für mich beinahe das tragische Schicksal des Weibes an sich.«

»Ist das nicht eher Gretchen, von deren Los Sie neulich so ergriffen waren?« warf er dazwischen.

Ich konnte im Augenblick nicht darauf eingehen und fuhr fort: »Ein frevelhafterer Betrug ist vielleicht nie an einem Menschen, an einer Frau begangen worden: sie, die sich für den Größeren aufgespart hat und nun erleben muß, daß ihr Mann

nicht ihr ›Herr‹ ist. Denn selbst Siegfried: wie klein, wie erbärmlich steht er vor ihr! Sie ist auch ihm zu groß.

Ist wirklich die dornenvollste Krone, die ein Weib tragen kann, eine große Seele?«

Ich war warm und lebhaft geworden; die Befangenheit, die mich so leicht in seiner Gegenwart ergreift, hatte ich vergessen. Aber auf das Brunhilde-Thema ging er gar nicht ein. Ich habe bei unseren Unterredungen oft das Gefühl, als ob wir aneinander vorbeireden, – wenn wir uns vielleicht gerade entgegenkommen wollen!

Statt dessen meinte er nun: »Ich habe sehr viel nachgedacht über das, was Sie neulich über die Erziehung von Mann und Frau sagten. Sie urteilen sehr streng.«

»Streng?« fragte ich erstaunt, als ich begriff, worauf er plötzlich zurückkam, »im Gegenteil, die Menschen würden doch viel glücklicher und froher sein, wenn sie alle so dächten, alle danach handeln würden.«

»Könnten Sie sich denn nicht denken, daß einem Mann manches möglich gewesen ist an Liebeserlebnissen, daß er gelebt hat. wie die Mehrzahl der Männer zu leben pflegt –, ohne daß es ihm geschadet hat?«

»Nein.« sagte ich bestimmt, überzeugt, »das glaube ich nicht; das Beste: die Frische und Unmittelbarkeit, die Einheit und Harmonie der Empfindung ist vernichtet.«

»So? Aber darum ist doch gerade die Liebe einer reinen Frau etwas so Köstliches für den Mann.«

Ich lächelte etwas spöttisch – es klang mir wie eine schöne Phrase: »Wissen Sie. wie Björnson das im ›Handschuh‹ nennt? Wir sind die Seife.«

»Nein, nein,« widersprach er, »das ist ein häßliches Wort – ›Entsöhnung‹ würde ich es nennen, wie Iphigenie den Orest entschönt: ›Alle menschlichen Gebrechen entschönt reine Menschlichkeit.«

Ich schwieg; es war einen Augenblick ganz still zwischen uns.

»Wissen Sie übrigens,« nahm er dann das Gespräch wieder auf, »daß ich mir schon lange gewünscht habe, mit Ihnen zu reden, Ihnen Geständnisse zu machen?«

Ich sah ihn überrascht, zweifelnd an: »Schon lange?«

»Ja, es freut mich so, daß Sie Vertrauen zu mir haben: wie Sie das neulich so ruhig sagten – in der Glyptothek – von der göttlichen Nacktheit der Venus von Milo –, da wußte ich, daß ich rückhaltlos zu Ihnen sprechen könnte. Aber was Ihre anarchistischen Befreiungsideen für die Frau anbetrifft: die Frau wird immer in der Gewalt des Mannes bleiben – durch ihr größeres Liebesbedürfnis.«

»Nun ja,« sagte ich, »vielleicht ist es unabänderlich, in der Gewalt des *einen* Mannes zu sein, den man liebt; – aber warum sollen wir uns die Herrschaft auch all *der* Männer gefallen lassen, die wir *nicht* lieben? Darum handelt es sich doch!«

»Aber eine Frau wird nie die Logik des Mannes haben – ein Mann kann sich viel mehr beherrschen; eine Frau, wenn sie bewegt ist, ist ganz unfähig zu mechanischer Arbeit«, entgegnete er.

Ich empfand mit einem Male ein schweres dumpfes Schmerzgefühl: war es, daß ich auch aus diesem Munde die alten banalen Redensarten von der Inferiorität der Frau hörte oder – weil ich mich in bezug auf das Letztere ein wenig schuldig fühle?

Ich bin in diesen Wochen gar nicht aufgelegt zu strenger Arbeit – muß mich förmlich dazu zwingen. Seine Bemerkung hat etwas wie Scham geweckt: also er arbeitet ruhig und verständig wie immer – und denkt an mich nur, wenn wir gerade zusammen sind. Und ich gehe jetzt so oft träumend umher – mit allerhand Phantasien, was werden könnte! Eine heiße Blutwelle stieg mir ins Gesicht bei dem Gedanken: durchschaut er mich? Weiß er das? Ich kam mir im Moment gar nicht überlegen vor – der Schmerz unterwarf mich.

12. Februar.

Acht Tage sind vergangen. Ich habe den schmerzhaften

Druck, den unser Zusammensein neben allem Reiz auf mich übt, mit aller Kraft abgeschüttelt und meine Malerei wieder ausgenommen.

Ich erzählte Professor Braunwald, wie es mich beglückt, befreit, endlich wieder arbeiten zu können, als wir uns gestern abend nach der Vorlesung trafen, der ich mit großem Genuß folgte.

»Ich möchte so gern heute ein wenig länger mit Ihnen zusammen sein«, bat er dann – »ich weiß ein kleines stilles Café hier in der Nähe des Englischen Gartens – würden Sie Zeit und Lust haben, mit mir dorthin zu gehen?«

Ich sah ihn ein wenig unsicher, prüfend an: ob er mein Einverständnis auch nicht mißdeuten würde?

»Ja, das können wir vielleicht tun«, sagte ich dann. Ihm gegenüber komme ich mir lächerlich jung und dumm, ahnungslos, unerfahren vor. Es ist eine ständige stumme Frage in mir: »Wer ist der, der dich so fesselt, dem du so vertraust?«

»Es ist der ewige Fehler der Frau, daß sie sich ein zu hohes Ideal vom Manne macht, – darum wird sie immer enttäuscht sein«, behauptete er plötzlich.

Ich erschrak: errät er immer meine geheimsten Gedanken?!

Laut aber sagte ich: »Sollte es nicht eine Schwäche des Mannes sein, wenn er diesem Ideal so selten entspricht?«

Er schien wenig geneigt, das zu untersuchen; er fragte statt dessen: »Haben Sie schon einmal Freundschaft mit einem Manne gehabt?«

»Nein,« gestand ich, »nur als Fünfzehnjährige eine romantische Schwärmerei für einen jungen Dichter.«

»Ich möchte, daß es sehr kameradschaftlich zwischen uns beiden würde,« bat er, »ich möchte Ihnen alles sagen. Ich sehe zum Beispiel jedes hübsche Mädchen an.«

»Das glaube ich!« sagte ich überzeugt.

»Bitte, bitte, sagen Sie das nicht so häßlich. Ich möchte Ihnen nach und nach alles bekennen, was ich sonst keinem Menschen sagen könnte.«

»Aber es wird mir schwer, das zu verstehen«, verteidigte ich mich. »Ich bin in so gesunden Verhältnissen, in einer harmonischen Liebesehe meiner Eltern aufgewachsen. Von Kind auf habe ich mir gewünscht, es einmal später so gut zu haben wie meine Mutter mit dem von mir vergötterten Vater.

Sehen Sie, das Traurigste an solchen ewigen Flirts und halben, eitlen Beziehungen ist doch, daß die Menschen dann ein ganzes, echtes, starkes Gefühl überhaupt nicht mehr fassen, es nicht mehr wollen können.«

In dem Café angelangt, nahm er mir gegenüber Platz; mit ästhetischem Wohlgefallen sah ich sein Gesicht an: vornehme, etwas müde Züge – jetzt glücklich belebt durch einen innigen, weichen Ausdruck. Mein Blick blieb haften.

»Schon als Knabe habe ich das Schöne und die Frauen geliebt,« erzählte er – »ich machte dann eine Erfahrung, ähnlich wie Gottfried Keller sie im ›Grünen Heinrich‹ schildert.«

»Ach, Keller,« unterbrach ich ihn impulsiv, entzückt, »dem verdanke ich unendlich viel zum Verständnis der Schönheit und Reinheit der Liebe – sein ›Romeo und Julia auf dem Dorfe‹ war mir geradezu eine Erleuchtung: es hat mich von aller Qual und Unsicherheit befreit, in der uns die alte Erziehung der Liebe gegenüber läßt.«

Er hatte sich wohl nicht über Keller unterhalten wollen, sondern das Bedürfnis gefühlt, sich auszusprechen, von sich mitzuteilen. Erst später kam mir seine leise Verstimmung zum Bewußtsein, daß ich ihn unterbrochen hatte. Eine mir unerwartete Konsequenz zog er nun übrigens aus meinen Worten:

»Dann werden Sie auch Goethes ›Römische Elegien‹ lieben«, meinte er.

»Ja,« sagte ich, »sie sind schön, die Verse – aber ich kann sie dennoch nicht ohne Trauer lesen. Es ist die künstlerisch vollendete Schilderung des ästhetischen Genusses, den ein schöner Frauenkörper gewährt; aber es bleibt immer die Hetäre, von der die Rede ist, ein Genußobjekt. Da steht das ›Hohe Lied der Liebe‹ der Bibel – nach meinem Gefühl – unendlich höher. Da

ist die Liebe gefeiert zwischen freien, ebenbürtigen Menschen, als Naturmacht, groß und gewaltig, stark wie der Tod; da ist – bei aller glühenden Sinnlichkeit – Reinheit und Unschuld.«

Er hatte mich erst erstaunt, beinahe verständnislos angesehen – dann wurde er sehr ernst. »Sie haben recht, ja; aber Sie sprechen damit ein hartes Urteil über mich. Tun Sie es noch nicht – ich verliere sonst allen Mut, zu Ihnen zu reden.«

Diese trüben Andeutungen quälen und bedrücken mich. Warum läßt er nicht die Vergangenheit und wendet sich ganz der *Gegenwart* zu, die vielleicht schön und erfreulich werden könnte?!

»Ich verstehe wohl,« sagte er nun, »daß Ihnen die Vereinigung der Geschlechter etwas Heiliges, fern von jeder Lüsternheit bedeutet. Aber Sie sehen als Frau das Leben doch vielleicht zu sehr auf seine Genießbarkeit an – bei einem Manne mit gesunder Kraft ist das einfach ein starkes Willensstreben. Wie denken Sie sich denn eine Verallgemeinerung dieser Anschauungen?«

»Freilich ist die seelisch-sinnliche Liebe ein aristokratisches Ideal«, sagte ich; »aber das sind, in diesem seelischen Sinne, alle hohen Ideale.«

»Ein Mann, der eine Frau heiratet, will einfach ein Kind von ihr haben«, behauptete er.

»Aber das steht doch gar nicht im Widerspruch,« meinte ich, »die Sehnsucht nach großer Liebe und die Sehnsucht nach dem Kinde sind doch keine Gegensätze – im Gegenteil. Für die Frau jedenfalls ist ihre Einheit das Selbstverständliche.«

»Warum muß mir das jetzt erst eine Frau sagen?« fragte er sehr ernst und schmerzlich. »Ich habe noch nie solchen Einfluß von einem Menschen erfahren. Übrigens: das Schöne, das ich liebe, ist nicht das, was konventionell ›hübsch‹ ist; für mich ist es immer der Ausdruck einer geistigen Persönlichkeit.«

Er sah mich sehr warm an bei diesen Worten, und ich fühlte ein wohlige Gefühl in mir aufsteigen unter diesem bewundernden Blick.

Ich drängte jetzt zum Fortgehen.

Als wir draußen waren, bat er ganz plötzlich, unvermittelt:
»Und nun sagen Sie mir einmal Ihr Urteil über mich.«

Ich hätte am liebsten geantwortet: »Ich habe ja noch gar keins.« Aber ich wollte ihn nicht verletzen, ich antwortete halb ausweichend: »Ich verurteile ein Leben der bloßen Sinnenliebe nicht; aber ich bedaure es. Ich verurteile auch diese unglückseligen Frauen, Opfer der Gesellschaft, nicht; aber ich habe ein physisches Grauen vor ihnen und verstehe nicht, wie man sie anrühren mag. Deshalb möchte ich mithelfen, Zustände in der Welt herbeizuführen, in denen solche Verzerrungen der Liebe nicht mehr möglich sind. Jeder rechte Mensch müßte sich dagegen erheben, meine ich. Sie sind so passiv in der Beziehung; es liegt in Ihrer Natur, ich weiß es – aber es ist schade.«

Ich fürchtete, ihn mit dieser Offenheit verletzt zu haben.

»Sie haben recht,« gestand er zu, »und es ist so viel Häßliches in meinem Leben, daß ich gar kein Recht habe, es Ihnen mitzuteilen.« –

Wir gingen eine Weile schweigend nebeneinander durch die stillen Straßen; dann fragte ich: »Möchten Sie Frau sein?«

Er schüttelte sich vor Entsetzen.

»Sie wissen wohl gar nicht, wie verletzend das ist«, sagte ich nun ernst; »wenn also unser Los als Frau so trostlos ist, dann sollen wir zu allem auch noch die sozialen Ungerechtigkeiten ertragen?! Der Mann muß doch helfen, unser Leben so zu gestalten, daß er den ›Fluch‹ Weib zu sein (*ich* betrachte es zwar *nicht* so!) ohne allzu großes Entsetzen auch über *sich* selbst verhängt sehen könnte!«

»Sie sind von einer grandiosen Ehrlichkeit und Natürlichkeit,« sagte er warm – »aber wenn Sie mich nach dem allen, was Sie gesagt haben, auch mit dem Verstande ablehnen müssen, haben Sie nicht doch das Gefühl, es wäre irgend etwas Gutes an mir?«

»Gewiß«, sagte ich nun kühler, ganz sachlich, aufrichtig: »in Ihren ästhetischen Anschauungen. – Aber da bin ich zu Hau-

se.«

»Auf baldiges Wiedersehen hoffentlich«, sagte er mit Betonung und ging langsam zurück.

In meinem stillen Zimmer wurde ich nachdenklich und traurig: ob ich ihn wohl sehr damit betrübt habe, daß ich ihm so rückhaltlos offen alles gesagt, was ich denke, wie ich fühle? Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen vor innerer Unruhe – erst beim Morgengrauen fiel ich in einen tiefen, traumlosen Schlaf. – – – – –

15. Februar.

»Wenn es schönes Wetter ist, gehen Sie dann wieder im Englischen Garten spazieren?« hatte er zum Schluß neulich gefragt. Ich wurde wohl ein wenig rot: »Vielleicht!« Als ich in der Nähe der Königinstraße war, kam er mir in der Tat entgegen. Er begrüßte erfreut schon von weitem: »Wehe, wenn Sie nicht gekommen wären!«

Ich wunderte mich ein wenig über den heiteren, übermütigen Ton – ich hatte ihn noch ganz in der Erinnerung in der ernsten, traurigen Stimmung bei unserem Auseinandergehen neulich und konnte mich nur langsam hineinfinden.

»Ich habe gestern endlich Ihr Bild gesehen, das im Salon Dannenberg ausgestellt ist,« erzählte er frohgestimmt, als wir nun zusammen weiterwanderten – »es ist ein kleines Kunstwerk und hat mich sehr erfreut. Aber so bedeutend es sein mag, was die Frau als Künstlerin oder auf geistigem Gebiet leistet, verachten Sie nicht das, was sie als Mutter tut – das ist doch das Begehrtesten für sie!«

»Das verachte ich gewiß nicht«, sagte ich; »aber muß man nicht erst selbst etwas sein, ehe man anderen etwas werden kann? Gerade um der Mütter, um der Erziehung des kommenden Geschlechts willen, meine ich, müßte die Frau sich erst zu sich selbst entwickeln dürfen.«

Es war ein so warmer Vorfrühlingstag, der allerhand Träume und süße Vorstellungen weckte. In dieser linden Luft möchte ich mich viel lieber einfach schweigend mit ihm an Sonne und

Luft und Wiesen freuen. Aber diesen Wunsch scheint er nicht zu teilen; unsere verschiedenen Auffassungen scheinen ihn zu sehr zu beschäftigen. »Aber das Böse wird doch«, fuhr er fort, »trotz allem immer bleiben – und das wird das Geschlechtliche sein. Der Wert einer köstlichen, reinen Frauengestalt liegt doch gerade darin, daß sie sich so aus ihrer Umgebung abhebt.«

Ich fühlte sogleich wieder den schmerzenden Druck: es ist und bleibt dasselbe, mag er es noch so zart und schmeichelhaft ausdrücken: der Mann kann tun, was er will; so häßlich es sein mag, es erniedrigt ihn nicht. Das beste und reinste Weib muß sich selig preisen, wenn sie die hohe Aufgabe erhält, ihn »hinanzuziehen«.

»Aber wo bleibt denn da die heiß verteidigte Überlegenheit des Mannes?« fragte ich erschrocken. »Was ist alle Fülle des Wissens, die nicht zugleich eine ethische Überlegenheit, eine Überlegenheit des Charakters, der ganzen Persönlichkeit ist?« Er antwortete nicht.

Nein, nein, nicht das »Ewig-Weibliche« – das ist etwas, wogegen ich von ganzer Seele protestiere – das Ewig- *Menschliche* soll »hinanziehen«: ich will Weib sein nur dem – Größeren. Aber das sprach ich nicht mehr ihm gegenüber aus.

Am Wege stand ein Knabe, der einen Korb mit Veilchen trug. »Ich wollte Ihnen so gerne Blumen mitbringen«, erzählte er; »aber ich fürchtete, Sie zu erzürnen.«

»Es ist gut, daß Sie es nicht getan haben«, sagte ich schnell.

»Aber Sie hätten sich am Ende doch darüber gefreut«, meinte er ein wenig übermütig. »Ich habe mich gestern so über Ihr Bild gefreut, überhaupt, Ihr Wesen tut mir so wohl – Sie wissen gar nicht, was das für mich ist, das Zusammensein mit Ihnen – kann ich nicht auch manchmal gegen Abend zu Ihnen kommen – nach der Arbeit?«

»Gewiß, wenn Sie es mich vorher wissen lassen.«

»Aber das kann ich doch nicht – das kommt doch ganz auf die Stimmung an.«

Ich empfand den naiven Egoismus dieser Forderung sehr

deutlich, sehr verletzend: *ich* soll also *immer* in der Stimmung sein, ihn zu empfangen, ihn wohl gar erwarten – und *er* ist nur *zuweilen* in der Stimmung, zu kommen!

*

Das war eine merkliche schmerzliche Abkühlung auf meine wärmer werdenden Gefühle. – – – – –

16. Februar.

Die Arbeit, die ich begonnen – ein Interieur –, nimmt keinen ungehemmten Fortgang. Es ist wie ein Fieber in mir: das Glücksgefühl des »Einsseins mit mir selbst«, wie ich es bisher so beseligend kannte, ist zerstört. Sein Interesse scheint mir oft so einseitig, egoistisch: er will von sich reden, beichten können – ich soll ein Gefäß, ein Instrument sein, das ihn aufnimmt. Müßte er als der Ältere, Reifere nicht ebenso stark verlangen, von mir und meiner Entwicklung zu hören?

In seiner Gegenwart bin ich gar nicht mehr ich selber – sondern ein verschüchtertes Vögelchen, – eine Rolle, in der ich mir sonderbar und lächerlich genug vorkomme.

17. Februar.

Gestern traf ich Professor Braunwald bei dem Maler Lenze und seiner Frau, einem jungen Ehepaar, mit dem ich befreundet bin! Sie protegieren mich in liebenswürdiger Weise und haben ein freundliches Verständnis für meine Art. Während wir da saßen und redeten – Lenze denkt wie ich über moderne Malerei und kam in einen lebhaften Disput mit Professor Braunwald –, ließ ich den Reiz seiner Persönlichkeit auf mich wirken: die hohe, elegante Erscheinung, das edle Profil, das blonde Haar, die wohlgepflegten Hände, die weiche Stimme – es durchrieselte mich wie ein feuriger Strom, als sich beim Herüberreichen bei Tisch einmal unsere Hände berührten. Ja – darüber brauche ich mich nicht zu täuschen – sein Äußeres ist von großer Anziehung für mich; wenn ich nur mit der Art und dem Umfang seines geistigen Wesens auch so einverstanden und im Reinen wäre!

Die Rede kam im Laufe des Abends auf eine moderne

Schriftstellerin, die den mir selbstverständlichen Gedanken verfißt, daß auch die geistige, nach persönlicher Entwicklung strebende Frau nicht ohne die Liebe auskommen kann. Aber in der törichten Verlogenheit unserer gesellschaftlichen Zustände findet man unerhört, daß eine Frau dies – in diesem Falle manchmal vielleicht sehr deutlich – ausspricht.

Ein junger Lyriker meinte: »Marga Holmgren solle ja unerhörte Dinge sagen, wenn sie subtil würde.«

Ich wurde dunkelrot vor Empörung über diese Engherzigkeit des Geistes wie des Herzens. Frau Lenze sah es und sagte lächelnd: »Es gibt Leute, die das nicht finden, nicht wahr, Fräulein Irene?«

Es entstand einen Augenblick eine verlegene Pause. Wie können alle diese sogenannten gebildeten Leute in solchen Lebensfragen so beschränkt, so unehrlich sein! – – – –

*

Als wir uns von Lenzes verabschiedeten, sagte Professor Braunwald, der sich an der Debatte über Marga Holmgren gar nicht beteiligt hatte: »Ist es Ihnen recht, wenn wir zu Fuß gehen?«

Wir wußten beide, es war ziemlich weit – wohl eine Stunde. Aber ich nickte: es ist nun schon wie ein Gewohnheitsrecht, daß er mich nach Hause begleitet. Nur wenige Menschen begegneten uns auf dem einsamen Wege.

»Darf ich Ihnen ein wenig von mir erzählen?« fragte er sogleich.

Er begann dann von seiner Kindheit zu erzählen: in einer kleinen thüringischen Residenz – wie der frühe Tod eines jüngeren Bruders, der beim gemeinsamen Spiel am Flusse ins Wasser fiel und vor seinen Augen ertrank, ohne daß er ihn zu retten vermochte, von Kind auf einen tiefen Schatten auf sein Leben geworfen, wie unablässig ihn dies traurige Bild verfolgt habe. Wie der angesehene, künstlerisch bedeutende Vater sich den Kindern durch Jähzorn und Unverständnis von früh auf

entfremdete, während die Mutter durch um so verständnisvollere Liebe zu ersetzen versuchte, was dort fehlte. Wie er auf der Universität ganz in den Bann der herrschenden »akademischen Sitten« geraten – so daß es für eine Weile auch sein höchster Ehrgeiz war, ein guter Schläger zu sein –, viele Duelle zu haben, trinken und Frauen verführen zu können.

Bis dann doch der geistige Mensch in ihm gegen diese Auffassung revoltierte – und er mit Mühen versucht habe, sich von ihrem Einfluß zu befreien. Wie ihm das zum Teil gelungen, vor allem durch die frühe Verlobung mit Agathe, seiner jetzigen Frau, deren ungeheure Pflichttreue und Wahrhaftigkeit – überhaupt ihre sittliche Natur – ihn, der vielmehr eine ästhetische Natur sei – mit dem Reiz des Gegensatzes angezogen habe. Er fühlte stets die Verpflichtung, für sie zu sorgen. Aber wie er immer noch den schädigenden Einfluß jener Studentenzeit spüre – daß er manchmal an sich verzweifle: als sei er aus eigener Kraft nichts, alles durch Anlage und Verhältnisse. Ein Konglomerat von allem möglichen.

Mich quält diese grausame Selbsterreißung sehr: wie kann man so hart, so gering, so skeptisch über sich selbst urteilen?

»Aber ich will immer genau das sein, was ich bin«, sagte ich.

»Ich bin grausam und unzuverlässig«, fuhr er in scharfer Selbstkritik fort.

»Wie ist das möglich?«

»Ich bin gutmütig, aber ich habe keine Güte« – analysierte er sich schonungslos weiter. »Denken Sie sich das Eingehen zweier einander widersprechender Verpflichtungen: dann haben Sie die Unzuverlässigkeit. Wenn man mit Menschen in Beziehung tritt, erwachsen daraus Ansprüche, die man hernach nicht erfüllen kann.«

»Aber das darf doch nicht sein«, sagte ich erschrocken.

»Mir bleibt nur der Weg der einseitigen Konzentration – und den kann ich nicht gehen. Sehen Sie, die Sinnlichkeit; das bleibt doch die Sünde.«

»Ich würde es nicht ›Sünde‹ nennen«, sagte ich voll Eifer,

in der Hoffnung, ihn überzeugen zu können. »Es *kann* häßlich und krankhaft sein – ja – aber es *braucht* nicht so zu sein. Alles, was groß und stark und tief ist, was den Mut zu sich selber, zur Verantwortlichkeit hat, ist gut und rein – nur das Halbe, Schwache, Tändelnde – das ist häßlich – das ist ›Sünde‹, wenn Sie dieses alte Wort durchaus wollen.«

Ob solche grausame Selbstzerfleischung ihm eine Erleichterung ist? Auf mich hat sie sich jedenfalls wie Bergeslast gewälzt. Es quält mich unsäglich: daß ihm das beste vom Leben, *die Freude an sich selbst* – versagt ist.

Aber wer sich nicht selbst liebt – wie kann der andere lieben – » *wie sich selbst*«?

Eine schlaflose Nacht folgte. Zum ersten Male ist etwas in mein Leben getreten, das sich nicht wie sonst einfach durch fröhlichen Willen lösen oder überwinden läßt – ich stehe ratlos und hilflos davor.

19. Februar.

Gestern grüßte er schon von weitem – er richtet es jetzt fast immer so ein, daß er mich nach seiner Vormittagsvorlesung trifft, wenn ich gerade aus dem Atelier komme, wo ich meinen Kursus in Aktmalen belegt habe.

»Können Sie sich denken, daß ich Ihnen etwas werden, daß ich Einfluß auf Sie gewinnen könnte?« fragte er bald, ziemlich unvermittelt nach unserer Begrüßung.

»Nein,« erwiderte ich ohne Besinnen auf den zweiten Teil seiner Frage, »nicht in den Punkten, in denen wir verschieden denken. Ich habe immer mehr daran gedacht, Ihnen etwas zu sein, als umgekehrt!«

»Das habe ich auch sehr empfunden«, bestätigte er.

»Ich brauche einen Menschen,« sagte er nun, »der Menschenkenntnis hat und mich lieb haben kann.«

»Ich habe immer gedacht,« begann ich, »daß –«

»Sie Menschenkenntnis hätten?« fällt er mir ins Wort.

»Nein,« lächle ich, »das habe ich mir nicht eingebildet. Aber

ich glaubte, daß Sie eigentlich dieselbe Lebensauffassung hätten wie ich: nicht Schopenhauers Verneinung des Willens zum Leben, sondern wie Ibsen in ›Kaiser und Galiläer‹ die Entwicklung sieht: Griechenland – das Reich des Fleisches, das Reich Christi: das Reich des Geistes – und nun das kommende dritte Reich – für dessen Kommen zu arbeiten sich allein lohnt – das eine Verschmelzung beider sein soll.

Aus Ihren Vorlesungen, Ihren Schriften hatte ich den Eindruck gewonnen, daß auch Ihre Anschauungen in dieser Richtung gingen. Aber neulich bin ich daran irre geworden: Sie schienen den Unterschied zwischen einer echten Liebesleidenschaft, die Leib und Seele, Geist und Körper vereint, und bloßer Sinnenfreude nicht recht gelten zu lassen.«

Er bleibt eine Weile schweigsam. Dann bittet er plötzlich: »Gehen Sie nicht fort von München – Briefschreiben ist gräßlich.«

»Aber ich kann doch nicht bleiben! – Mein Lehrer selbst ist der Meinung, daß ich bei ihm nicht mehr recht weiterkomme, daß ich jetzt Paris unbedingt brauche. Aber Sie brauchen mir ja nicht zu schreiben, wenn Briefeschreiben ›gräßlich‹ ist.«

»Bleiben Sie hier, Irene,« bittet er noch einmal wärmer, dringender – es ist das erstemal, daß er meinen Vornamen nennt –, »ich bin treu in meinen Freundschaften.«

Er ist treu in seinen Freundschaften?

Es prägt sich mir tief ein. Wer so viel Kritisches, Tadelndes von sich selbst sagt, darf man dem nicht auch das Gute, was er sich zuschreibt, glauben?

Er erzählt mir von seinem liebsten verstorbenen Freund, einem Historiker – dem ich in manchen Zügen gliche; es tut so wohl, das zu hören: eine innige Freundschaft mit einem Manne von ernster, vornehmer Gesinnung.

Wie ein Blitz fällt dann aber plötzlich eine gefährliche Frage: »Können Sie sich eine Freundschaft zwischen Mann und Weib denken, in der die anderen Gefühle ruhig bleiben?«

Ich erschrak. »Ja«, behauptete ich kühn –.

»Wirklich, denken Sie das?« fragte er ungläubig, enttäuscht.

»Möchten Sie mein Freund sein? Was empfinden Sie eigentlich für mich?«

Ich versuche auszuweichen. »Ich – ich möchte Ihnen sehr gern helfen mit meiner Natur.«

»Was für Willensbestrebungen Sie haben, will ich gar nicht wissen,« sagte er ein wenig ärgerlich, »sagen Sie nur, was Sie empfinden – das andere will ich mir schon selber denken. Sie wollen ein freier Mensch sein und wagen nicht, das zu sagen? Ich freue mich, mir ist Ihre leibliche Nähe schon lieb – aus Ihnen ist nie etwas herauszubringen – nur Ihre Stimme, die so weich ist, verrät Sie. Es ist so hübsch, wenn sie so vibriert. Ihre Stimme verrät, was Sie nicht sagen wollen.«

»Sind Sie neulich noch ausgegangen?« fragte ich, um ihn von dem kritischen Thema abzulenken.

»Nein,« sagt er, »aber wenn man die Einsamkeit vergessen möchte, ist es ganz gut, in Gesellschaft zu gehen.«

»Übrigens steht die Gesellschaft der Männer untereinander doch durchaus nicht höher als die der Frauen«, sage ich, froh, wieder ein wenig entschlüpfen zu können.

»Aber der Mann ist mit allen seinen Gedanken bei der Frau«, verallgemeinert er kühn – vielleicht die persönliche Erfahrung der letzten Tage?

Ich lache: »Ja, in der Art von ›Wein, Weib, Gesang‹ – als eines von drei Dingen. Sind wir wirklich eine Sache?« –

Ich bleibe stehen, um mich zu verabschieden.

»Geben Sie mir doch nicht so kalt die Hand, Sie böses Menschenkind«, sagt er mit zärtlichem Vorwurf.

»Das tue ich ja gar nicht.«

Dann liegt sie ein paar Augenblicke in der seinen. Es durchrieselt mich, wie er so warm meine Hand in der seinen hält.

Wir sehen uns noch einmal an – dann steige ich in meine Bahn.

Hermine Langheim war gestern zum Tee da. Bis auf unseren alten Streitpunkt, daß ich mich ihrer »Partei« nicht feierlich anschließe, vertrugen wir uns ausgezeichnet. Wir haben wieder ein paar Stunden angeregt politische Arbeiterfragen, Gesellschaftsreformen, Probleme erörtert – dann fragte ich – so nebenbei wie im Zusammenhang mit der sozialen Frage: »Wie denken Sie übrigens über Liebesbeziehungen außerhalb der Ehe – ohne Standesamt – über eine Gewissensehe?«

Wir erhoben uns gerade vom Teetisch und gingen zu dem kleinen Ecksofa, wo sich so behaglich plaudern läßt. Hermine machte ein durchaus ablehnendes, erschrockenes Gesicht: »Daß es eine *Dummheit* von einer Frau ist, wenn sie sich *heutzutage* auf solche Beziehungen einläßt«, sagte sie dann scharf, mit Nachdruck. »Später, wenn wir Sozialisten erst alles so eingerichtet haben in einer *neuen* Gesellschaftsordnung – dann mag es ja gehen – aber *jetzt!* Dummheit. *Selbstmord!* Sie werden doch nicht? Sie bei Ihrer idealistischen Art – Sie wären wahrhaftig imstande dazu!« Sie sah mich prüfend an. »Um Gotteswillen, Kind – wollen Sie auch erst durch Erfahrung klug werden? Der Mann, der das heute von einer Frau verlangt, ist kein Ehrenmann, glauben Sie mir das!«

Sie ist zehn Jahre älter als ich und glaubt wohl, durch diese Warnung mir nützen zu können.

»Aber wie soll man klug und reif werden, wenn man das Leben nicht kennt, nicht kennen lernt?« erwiderte ich und sprach von anderen Dingen.

Hermine ist, Gott sei Dank, keine allzu scharfe Beobachterin, sonst hätte sie gesehen, daß mich ihre harte, kategorische unverklausulierte Ablehnung tief getroffen hat. Ein Frösteln ging durch meinen Körper. Aber schließlich – was weiß Hermine gerade, bei allem Parteifanatismus nüchterne eckige Natur von den Komplikationen, in die das Leben uns führen kann?

Heute grüßte er schon von weitem – und ich lächelte ihm auch entgegen. Er hatte wundervolle Veilchen mitgebracht.

Ich wehrte halb beglückt, halb erschrocken ab: »Das darf ich doch nicht!« Er lachte über mein Erschrecken. Er habe sich so oft im Leben die besten Freuden durch kalte Reflexionen verdorben, sagte er neulich, daß er es diesmal ganz gewiß nicht tun wolle. Ich spürte deutlich: das ist nun keine objektive Freundschaft mehr, wie er mir entgegenstrahlte; aber ich brachte es nicht über mich, seiner Freude ein finsternes Gesicht entgegenzusetzen. So ging ich lächelnd neben ihm an diesem wundervollen Wintermorgen, wo die Sonne glühend rot durch den blauen Nebel brach, hörte ihm ein wenig zerstreut zu und sah auf die Veilchen nieder, deren köstlicher Duft mich umschmeichelte.

»Eine Freundschaft zwischen Mann und Weib bleibt nie so abstrakt«, dekretierte er jetzt. Ich versuchte zu widersprechen.

»Warum wollen Sie das bestreiten? Sie verteidigen verlorene Positionen; es ist wohl nur eine ars politica. Was heißt denn ›liebhaben‹? Nicht alles richtig finden, was der andere tut, sondern in den Empfindungen übereinstimmen. Es ist Sinnlichkeit darin, natürlich nicht in dem gewöhnlichen Sinne. Ich freue mich Ihrer Nähe, ich möchte immer bei Ihnen sein – und Sie geben mir so kalt die Hand, als scheuten Sie jede Berührung.«»Aber wie ist es möglich, daß wir in den Empfindungen übereinstimmen,« fragte ich, »wenn Sie eine idyllische Natur sind, wie Sie neulich von sich sagten, und ich doch wohl eine leidenschaftliche?«Er stutzte einen Moment: »Durch den Sinn für Schönheit, für Kunst, für Lebensfreude«, meinte er dann.»Aber in bezug auf das Verhältnis zu den Menschen sind und denken wir doch sehr verschieden«, meinte ich. »Sie wollen mit Menschen aller Art gesellschaftlich verkehren, während ich mehr geneigt bin, mich abzuschließen. Es war geradezu mein Stolz, meine Gefühle zu verbergen, für kalt gehalten zu werden – meine eigene Mutter glaubt das noch heute von mir.«»Aber

es ist doch nicht nötig, sich vor den Menschen zu verbergen,« meinte er, »wenn man, wie Sie, den Menschen etwas zu sagen und zu geben hat. Frau Reichmann, die kürzlich Ihr Bild sah, bekannte mir noch in den letzten Tagen, Welch große, reine Daseinsfreude sie aus Ihrem Schaffen spüre – sie habe Sie ordentlich darum beneidet. Das spricht ja auch aus Ihrem ganzen Wesen, das können Sie doch auch ruhig der Welt zeigen.«»Aber wie kommt es, daß Ihre Frau, die nach allem, was Sie mir erzählen, eine pathetische Natur ist, nicht ebenso zu Ihnen stimmen sollte, wie ich?« fragte ich.»Ihre Art von Leidenschaft ist eine ganz andere, ohne Ästhetik, ohne Sinn fürs Poetische und Natürliche. Ihr ist alles, was mit der sinnlichen Seite der Liebe zusammenhängt, fremd und peinlich. Sie wünscht sich Kinder, aber nur, wenn sie ihr in den Schoß fielen. Jeder gesunde, natürliche Mensch wünscht sich das doch anders.«»Aber Sie rebellieren vielleicht nur manchmal, weil Sie gefesselt sind – wenn Sie frei wären, würden Sie sie sicher nicht verlassen«, meinte ich.»Dann würden wir beide das Verhältnis in ein freundschaftliches verwandeln. Aber so – ihre Erkrankung macht es ja zu einer Unmöglichkeit, sie zu verlassen.«»Selbstverständlich,« pflichte ich bei – »aber wenn sie Ihre Tyrannei als Härte empfindet, wie Sie neulich einmal sagten, dann ist das doch ein Beweis, daß Sie manchmal nicht liebevoll gegen sie sind«, sagte ich. »Ein bißchen Tyrannei der Liebe läßt man sich doch gern gefallen.«»Nein, hart bin ich nicht – aber vielleicht manchmal jähzornig gewesen. Wenn sie unsere gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht immer so ernst nehmen wollte, hat es auch wohl Konflikte gegeben.«Ich lachte übermütig: »Das würde ich auch nicht tun!«»Dann würde es Ihnen schlecht gehen, wenn Sie meine Frau wären!«Ich sagte noch übermütiger – im Gefühl meiner Freiheit: »Es ist nur gut, daß ich es nicht bin!«Es entstand eine Weile tiefes Schweigen zwischen uns – ich bereute schon, ihn verletzt zu haben – so ernst war er geworden. Da sagte er: »Vielleicht hat Sie ein gütiges Schicksal davor bewahrt – aber ich weiß doch nicht, ob Sie so unglücklich mit mir gewor-

den wären!«Ich schloß einen Moment die Augen und atmete tief auf.»Ich habe es so gerne, wenn Ihre Wimpern so auf- und niedergehen«, sagte er nun, während ich seine heißen Blicke auf meinem Gesicht fühlte.»Ach bleiben Sie hier, Irene, gehen Sie nicht fort von München!« – kam es wieder, heißer, dringender als vorher.Statt aller Antwort fragte ich: »Wieviel Uhr ist es jetzt? Ich glaube, ich muß gehen!«Er lachte über diesen Versuch einer Ablenkung.»Sie sind sonderbar,« sagte er, »erst waren Sie so heroisch – und nun, wo alles klar ist zwischen uns, wo nichts mehr zwischen uns steht, weichen Sie aus.« –Seine Augen hingen mit verzehrenden Blicken an mir – ich mußte die Augen schließen davor. Eine fast verzehrende Unruhe brannte den Tag und die Nacht in mir, während die Veilchen vor mir im Glase dufteten.

II.

24. Februar.

Ich bin wie betäubt – die Zukunft liegt völlig dunkel vor mir – nirgends sehe ich einen Ausweg. – – – – –

*

Am Freitag kam ich zu spät in die Vorlesung – er sah mich ein paarmal an, während er sprach, was er sonst nie tut. Ich fand, er sah sehr gut aus.

Wir gingen zusammen fort – durch den Englischen Garten. – Es war ein dunkler, kalter, feuchter Abend – es wurde mir nach der inneren Unruhe der letzten Tage schwer, mich konventionell-ruhig mit ihm zu unterhalten. Er kam bald auf unser Thema über die Liebe als Kunst, als Fest, als Religion, als Verschmelzung des Seelischen und Sinnlichen zurück.

»Ich gebe Ihnen recht – aber ich sehe nur nicht, wie man das verallgemeinern kann«, meinte er.

»Aber wenn mich etwas glücklich macht, wünsche ich es doch auch anderen Menschen.«

»Masse bleibt Masse«, meinte er skeptisch. »Sie, Irene, sind das erste weibliche Wesen, das ich kenne, das das Recht hat zu einer solchen Auffassung. Meist verliert sich eine Frau in solchem Falle.«

Ich verstehe eine solche Auffassung überhaupt nicht; wie kann diese Auffassung von der Liebe als der höchsten Einheit von Seele und Sinnen »gefährlich« sein? Warum soll sie *nur* für *mich* berechtigt sein?!

»Ich denke es mir übrigens wunderschön, gemeinsam mit Ihnen zu arbeiten,« fuhr er fort, »wir würden das gewiß sehr gut können.«

»Ich habe bis jetzt nie einen Menschen gehabt,« sagte ich, »der mir hätte helfen können – ich habe mich ganz allein

durchschlagen müssen. Am Entbehren jeder hilfreichen Sympathie bin ich sozusagen groß geworden – und vielleicht gerade dadurch in mir sicher und stark.«

Es müßte unausdenkbar schön sein, nun einen Menschen zu gewinnen, der mir helfen, mich innerlich fördern könnte! Das scheint mir immer noch zu schön, um daran zu glauben.

Es kam die Rede auf eine junge Künstlerin, eine Sängerin, die ich gelegentlich früher bei seiner Schwester getroffen habe – ein hübsches, etwas kokettes, mir nicht ganz echt erscheinendes Geschöpf. Er hat sich für sie interessiert, wie ich weiß.

Es schmerzte mich immer, daß er nicht mehr Menschenkenntnis zu haben schien. Ich fragte ihn, ob er Erna Riemann lange nicht gesehen habe. Er blieb stehen und sah mich prüfend an:

»Ach, sie enttäuscht sehr beim näheren Kennenlernen,« sagte er dann, »sie hat so gar keine Grazie des Geistes. Es ist nicht der Mühe wert. Sind Sie eifersüchtig?«

»Natürlich!«

»Sie dürfen, Sie brauchen auf sie so wenig eifersüchtig zu sein, wie auf Marga Paulus, die Schwester von Professor Lauber.

Sehen Sie, so bedeutend sie ist als Mensch wie als Schauspielerin – und ich schätze sie als eine der außerordentlichsten Frauen, die ich kenne – ihr fehlt ganz die Intuition, die Sie in so reichem Maße haben.«

Ich schwieg – dann sagte er rasch entschlossen:

»Überhaupt – ich habe Sie viel lieber als Sie mich. – Aus Ihnen ist nie etwas herauszubekommen. Sie wollen nichts zugehen. Ich habe wohl nicht das richtige Instrument, um an Ihr Herz zu gelangen – vielleicht ist mir ein anderer zugekommen. Aber ich muß heute noch Gewißheit haben.«

Es lag eine so leidenschaftliche Drohung in dem Klang seiner Stimme, daß ich erbebt. Eine Weile beredtes Schweigen zwischen uns, dann plötzlich, herrisch:

»Was ist aus meinen Veilchen geworden?«

»Sie stehen auf meinem Schreibtisch und duften sehr süß!«

»Wissen Sie nicht, daß sie ihren Duft viel besser bewahren, wenn man sie trocknet?«

Ich antwortete nicht mehr – ich fühlte nur dunkel aus seinen Bewegungen, dem Klang seiner Stimme, daß da ein Schicksal herannahte, über das ich keine Macht mehr hatte.

Nun klang seine Stimme in leidenschaftlichem Grollen: »Glauben Sie denn, weil ich mich eine idyllische Natur genannt habe, daß ich nicht auch vor Leidenschaft beben könnte?!«

»Aber Sie haben es doch immer bestritten?«

»Nein, so habe ich das nicht gemeint – ich würde es bei mir eher eine ›Freundschaft‹ nennen.«

Wie es kam, ich erinnere mich nicht, – er ergriff plötzlich meine Hand, meinen Arm – umfaßte mich und hob mein Gesicht zu sich empor. Ich wehrte leise stammelnd ab: »Bitte nicht!« Aber da hatte er mich schon geküßt. – – –

*

Es war kein Aufjauchzen in mir, kein seliger Triumph – nur ein leises Gefühl der Enttäuschung, daß er eine Frucht gepflückt, lange, ehe sie reif geworden. Daß so etwas einmal kommen könnte – in ferner Zeit, wo auch ich es begehren, ersehnen würde, – ja, das wußte ich, hatte es lange gewußt – aber noch nicht! noch nicht! Eine stille Traurigkeit ergriff mich; als sei das Schönste, die geheimnisvolle Erwartung, das Gefühl eines beseligenden Werdens nun vorbei! – –

*

Auf einer Bank nahm er mich in seine Arme und küßte mich sehr heiß, sehr lieb auf den Mund, auf Augen und Ohr – so – so – wie wenn man sich ganz und gar, ohne Rückhalt, ohne Zweifel gehören möchte. »Dahin sollten die Veilchen« – sagte er leise, inbrünstig – und küßte mich wieder auf den Mund.

»Willst du mein werden?« drängte er.

Ich schüttelte traurig, ein wenig bedrückt, den Kopf: »Aber du kennst mich ja noch gar nicht!«

»Ach, Kind, ich kenne dich vom ersten Tage an, wo wir uns bei meiner Schwester trafen! Und *bist* du denn nicht mein? Willst du wirklich nicht in meine Arme?« fragte er enttäuscht. Ich zitterte am ganzen Körper, in der Gewalt der Erregung dieser Stunde.

»Du darfst mir aber nicht krank werden! Versuche einmal, dein Zittern zu überwinden!?« bat er erschreckt.

Wir gingen mit verschlungenen Armen zusammen weiter – ich wie betäubt von der Plötzlichkeit des Geschehens –

»Willst du mein sein?« drängte er noch einmal.

Ich sagte traurig: »Ich habe dich wohl sehr lieb, aber *so* lieb, daß ich das für dich tun könnte, *so* lieb habe ich dich noch nicht!«

»Dann fallen ja alle deine Theorien ins Wasser!« sagte er ein wenig spöttisch, gekränkt.

»Aber *so* habe ich mir das auch nie gedacht.«

»Nur in bürgerlicher Form also?«

»Nein, aber wenn man sich *so* ganz einem Menschen gibt, dann soll er einem doch auch ganz gehören – und du – gehörst doch einer andern!«

»Dann hast du also nicht den Mut, eine Schuld auf dich zu nehmen in dem Bewußtsein, daß dir dadurch ein neuer Lebenswert erschlossen wird? Dann müssen wir uns trennen.«

Ich lehnte mich an ihn: »Ich möchte dich nicht ganz verlieren.«

»Nein,« sagte er, »es gibt nur zwei Wege: entweder Trennung ganz und gar – oder ein ganzes menschliches Verhältnis. Wir sind beide zu lebensfrohe Naturen, als daß es nicht schließlich immer wieder auf das letzte Ziel hinauslaufen sollte.«

»Aber wenn *ich* es doch *so* kann?«

»Nein, nein,« wehrte er ab, »du mußt nun entscheiden: entweder müssen wir uns ganz trennen – oder – – -. Wenn du wüßtest, wie ganz ich dein bin!« sagte er – »ich habe mich all

die Nächte schlaflos gewälzt und gedacht: alle meine Gedanken gehen nach ihr – und sie weiß es vielleicht nicht einmal.«

»Aber ich bin ja auch nur so erregt, weil es mich so gequält hat all die Zeit.«

»Vielleicht ist es schwach von mir, daß ich dem elementaren Zug zu dir so nachgebe – denn eigentlich bin ich gar nicht der Mensch, den du suchst, der dir helfen kann«, meinte er nun. »Äußerlich betrachtet müssen wir ja auch mit unserer Liebe eine Schuld auf uns nehmen – aber ich kann die kranke Frau doch nicht verstoßen. Doch nie habe ich mit ihr eine solche Stunde erlebt, wie jetzt mit dir. Ihr sind alle erotischen Zärtlichkeiten vollkommen fremd und unangenehm. Vom Beginn unserer Ehe an hat sie mich tausendmal zurückgewiesen, wenn ich mit meiner jungen Sehnsucht zu ihr kam. Du nimmst ihr also nichts von dem, was sie besessen oder vielmehr nie hat haben wollen. Und nun – wo sie schwer erkrankt ist – ich fühle alle Verpflichtung, sie als Freund, als Bruder zu schützen, vor Sorge zu bewahren. Aber müssen wir deswegen auf ein Glück verzichten, wie nur wir beide es einander geben können? Könntest du denn wirklich diese Stunde aus deinem Leben streichen?! Sei doch mein!«

»Dazu müßte ich dich noch viel lieber haben«, sagte ich offen. »Jetzt kann ich noch nicht – aber später vielleicht!« setzte ich tröstend hinzu.

Er zog mich noch einmal in seine Arme und küßte mich: »Nein, nein, dann laß mich auch nicht mehr hoffen auf das liebe holde Geschöpf, nach dem ich mich so sehne.«

Er zog meine Hand an seine Lippen – ich streichelte seine Hand, und wir gingen Hand in Hand, wie zwei Kinder, eine Strecke weiter.

»Also heißt es wieder einmal verzichten!« sagte er schmerzlich, als wir uns mit schwerem Herzen voneinander lösten.

Langsam ging ich spät am Vormittag, nach qualvoll sehnsüchtigen, schlaflos verbrachten Stunden, durch die milde, weiche Frühlingsluft zum Atelier. Ich wollte den Versuch machen, zu arbeiten. Aber es wurde nicht viel daraus. Am Abend – nach seiner Vorlesung – kam er hierher zu mir – zum erstenmal.

»Vor allen Dingen: Wie geht es dir?«

Ich lächelte schmerzlich: »Ich habe alle Stadien durchgemacht!«

»Aber wie soll es nun werden – wie hast du dich entschieden?«

Ich antwortete nicht – er zog seinen Stuhl dichter zu mir heran – ich hatte mich auf das Sofa gesetzt – beugte sich zärtlich über mich und fragte sehr lieb und schmerzlich: »Irene, als ich dich Freitag nahm, warum hast du mich da nicht auch genommen? Warum legtest du nicht auch deine Arme um meinen Hals?«

Ich legte meinen Kopf in seine Hände, während ich sagte: »Kannst du dir nicht denken, warum ich das nicht getan habe?«

»Das hast du nicht aus Überlegung getan – das war dein Wesen. Du warst in dem Moment nur ganz Weib.«

»Was hätte ich denn sonst sein sollen?« fragte ich überrascht. »Sollte ich das nicht sein?«

»Du, Irene, ich werde immer konservativer – und zwar durch dich: das Weib gehört als Mutter in die Kinderstube.«

Das tat sehr weh und war süß zu gleicher Zeit.

»Haben denn wirklich die recht, die behaupten, Frauen müßten ohne Mann, ohne Liebe und Kinder sein, wenn sie etwas leisten wollten im Leben?« fragte ich.

»Man kann gut merken, daß der liebe Gott ein Mann ist: wir Frauen haben es so schwer, glücklich zu werden!«

Er schüttelte den Kopf: »Das habt ihr nicht. Aber ich hatte neulich deinen Willen ganz in der Gewalt, den ich leiten konnte. Und doch bist du ganz so, wie ich dich haben will.«

Wir hatten uns die Hände gegeben, die sehnsüchtig miteinander spielten.

»Freilich – wenn nun Agathe uns hier beieinander sähe,« sagte er, »all unser Gerechtigkeitsgefühl würde uns nichts helfen: so schonend auch alles gerade für sie gedacht ist. Aber wenn wir verzichteten: würde das nicht die Bitterkeit gegen sie, die mir so viel versagt hat, nur vermehren?«

Er stand verzweifelt auf und ging im Zimmer umher.

»Was soll ich tun? Gefesselt an ein Krankenbett, wie ich es bin? Und ist das nun wirklich Unrecht, daß ich hier bei dir bin? Es ist doch alles ganz von selbst gekommen – einfach durch die Verwandtschaft unserer Naturen.« –

Ich hatte ein wenig Tee und Brot für uns bereitgestellt – aber wir hatten beide kaum die Möglichkeit, etwas zu genießen. – Wir versuchten einander von dem Wachsen und Werden unserer Liebe zueinander zu erzählen: wie er immer gedacht, wir könnten uns geistig, persönlich sehr viel sein, wie er sich gefreut, sich mit mir unterhalten zu können. Das Zusammentreffen im Englischen Garten sei vielleicht verhängnisvoll gewesen; von da an schien es wie eine Bestimmung. Aber er habe sich immer noch die Illusion einer sehr innigen Freundschaft erhalten wollen. Auf dem Wege zu Hedwig habe er es sich gewiß nicht vorgenommen, mich so zu überfallen – aber dann habe es ihn eben überwältigt. –

»Ich habe dich viel besser gekannt, glaube ich, als du mich. Ich habe dich schon sehr lange lieb gehabt,« sagte ich, »natürlich nicht so, wie jetzt.

Aber ich wollte, du solltest *immer* das sein, was du sein *kannst*: etwas sehr Vornehmes und Schönes. Etwas, das ich mir stets ersehnt habe. Aber ich war oft schrecklich traurig oder böse auf dich, daß du so wenig Menschenkenntnis hattest, dich mit allerhand minderwertigen Menschen befaßtest – und all die dummen Geschichten von deinen Flirts, die man sich erzählte!«

»Hast du denn das alles geglaubt?« fragte er.

»Ich?!«

»Aber nun mußt du auch nicht zu gut von mir denken – das ist mir unangenehm.«

»Das tue ich auch nicht.«

Auch aus seinem früheren Leben erzählte er mir. Ganz vorsichtig versuchte er mir ein Jugenderlebnis zu erzählen – seine erste »Liebes«-Erfahrung. – Ob er es dürfe, ob es mich nicht verletze? Aber ich solle verstehen lernen, wie ihm das Leben bisher in dieser Beziehung begegnet, darum solle ich verzeihen, wenn er davon spreche. Er sei 23 Jahre alt gewesen, Student in Heidelberg und durch einen Freund in eine Gesellschaft von Mädchen – in ein Haus gekommen, wo man »Liebesgenuß« verkauft. Er habe ein sehr schönes Mädchen, eine Psyche an Gestalt, gefunden – ihm seien die Tränen aus den Augen gestürzt und ihr auch. Er habe ihr Geld gegeben und sei so fortgegangen. Sie habe ihn ausgelacht, sich über den dummen Jungen lustig gemacht. – Da sei der Zorn in ihm aufgestiegen – er habe es noch an demselben Abend wieder gut – nein, böse gemacht – und zwar an derselben. – – – – –

Ich konnte ihm nichts erwidern, ich konnte ihn nur ansehen. Wie das schmerzt, wenn man sich das von dem Manne sagen lassen muß, den man liebt! Er zog meine Hände an seine Lippen und küßte sie – so süß, so sehnsüchtig und sehnsuchterweckend –

»Du hast so liebe, weiche Hände« – sagte er, »alles, was ich von dir kenne, ist so weich – und ich gebe etwas auf Hände.«

Wir neigten uns zueinander – er küßte mich auf den Hals, auf den Mund und legte sein Gesicht an das meine: »Sag, bist du mein?«

Ich lehnte mich schweigend an ihn.

»Soll es wirklich gelten?« fragte er.

Ich sah ihn nur an – das Herz war mir zerrissen von Sehnsucht und der Qual, kalt bleiben zu müssen.

»Ich war hierher gekommen und wollte es dir so leicht machen – und nun sehe ich doch, wohin es uns treibt. Weißt du,

für mich ist ja das Liebeserlebnis an sich nichts Neues – aber was wollen *die* Erfahrungen, die ich gemacht habe, *sagen* – ich will auch *einmal* kennen lernen, wie das ist: »Jauchzend schlug die Nachtigall!«

Und wenn wir verzichteten – und meine Mutter und mein verstorbener Freund würden mir sicher so raten – dann könnte ich gewiß einen um so stärkeren Einfluß auf meine Studenten gewinnen. Aber andererseits: wird die Sünde, die wir nicht begehen, uns nicht ewig gereuen?!«

Er sprang auf und ging im Zimmer umher. Ich bat: »Komm doch, setz dich zu mir!«

»Du machst es mir so schwer, du böses Menschenkind! Was sollen wir tun? Oder willst du, daß ich Agathe verlasse?«

»Nein, das will ich nicht«, sagte ich sehr ernst.

»Und wenn sie wüßte, wie es um uns stände, würde sie mich sofort verlassen. Aber dich kann ich mir nun doch nicht mehr denken – übermütig – unersättlich – hast du überhaupt Begehrlichkeit?«

»Begehrlichkeit? Ich weiß nicht« – sagte ich ein wenig befangen – »woher soll ich das wissen? – vielleicht hat sich alles in meine Sehnsucht nach künstlerischer Lebensgestaltung aufgelöst!«

»Aber eine elementare Passivität hast du!« sagte er heiß.

Seine Lippen küßten inbrünstig meine Hände und meinen Mund.

Meine in den Tagen der Einsamkeit mühsam gesammelte Klarheit fing an, in eine süße Willenlosigkeit überzugehen. »Aber wenn ich dir nun gehöre – was dann?«

»Dann??« fragte er.

Dies überraschte »Dann« traf mich wie ein Schlag aufs Herz. Es klang so, als habe er in seinem heißen Verlangen noch gar nicht an ein Nachher gedacht. Aber er faßte sich schnell. »Dann sind wir durch ein unlösbares Band gebunden – wie andere durch Ring und Altar – wir sind getrennt, doch nicht geschieden!«

Da wurde ich wach: »Aber doch – getrennt! Und wenn es mir *jetzt* schon so namenlos schwer ist, von dir zu gehen – wie müßte es *dann* sein, wenn wir zusammen selig gewesen sind! Nein, nein, an der qualvollen Sehnsucht würde ich zugrunde gehen!«

»Also soll es so bleiben? Könntest du verzichten?« fragte er schmerzlich ungläubig. »Aber dann werden wir kein Wort mehr miteinander reden können; denn jeder Gedanke würde sofort darauf hinlaufen. Und wir sind in steter Gefahr, daß es uns doch eines Tages packt!«

»Dann ist es also am besten, ich packe morgen meine Koffer und fahre nach Berlin zu Hanna – und dann nach Paris. Noch besser wäre es gewesen, nach der Krankheit gleich nach Paris zu gehen.«

»Dann wären wir freilich um ein anständiges Erlebnis ärmer gewesen«, sagte er. »Aber es kann auch nicht so weiter gehen – heute morgen habe ich in der Vorlesung vollständig den Faden verloren – meine Studenten sahen mich ganz erstaunt an.«

Ich erschrak sehr: »Es ist mir ein schrecklicher Gedanke, daß ich schuld daran bin.«

»Ach, du wirst mich auf jeden Fall ›stören‹: entweder als ›Schuld‹, die wir mit unserer Liebe auf uns nehmen oder als – Bitterkeit, wenn wir verzichten. Aber ideell, nicht wahr, bist du ganz mein!?«

Ich lag in die Sofaecke zurückgelehnt, während er gequält durchs Zimmer wanderte, sah ihn sehnsüchtig an und sagte: »Ja.«

Er trat hinter einen Stuhl – wie zum Schutz zwischen uns – gegen unsere Sehnsucht – und sah mich schmerzlich an: »Worum darf ich dich süßes Herz nun nicht in den Arm nehmen? Aber wenn sich unser Verhältnis wieder in ein freundschaftliches zurückverwandeln ließe, dann wären wir doch nicht die verwandten Menschen, die wir sind.«

»Die verwandten Menschen?« sagte ich zweifelnd, »wir *denken* doch jedenfalls in manchen Punkten sehr verschieden.«

»So?« fragte er erstaunt und neigte sich zu mir.

»Ja, zum Beispiel in politischen und sozialen Fragen – da bin ich für energische Reformen, meinetwegen ›anarchistisch‹, wie du sagst, und du bist ganz konservativ.«

Er lächelte glücklich überlegen: »Da ich doch sozusagen dein Lehrer gewesen bin in meinen Vorlesungen, erlaube mir, dir zu sagen, daß dir dafür die geschichtlichen Voraussetzungen fehlen.«

»Ach, deine alten geschichtlichen Voraussetzungen! Was sollen mir die nützen?! Neulich hast du doch selbst einmal in deiner Vorlesung gesagt, die Geschichte sei noch viel zu kurz, als daß man schon endgültige Schlüsse aus ihr ziehen könnte!«

»Gewiß – das sagte ich für dich – die Geschichte ist noch sehr kurz, aber solchen Verlauf wird sie doch nicht nehmen, wie du denkst und willst. Es wäre gerade so, als wenn in der Naturentwicklung eine Menge Glieder übersprungen werden sollten!« –

»Aber wenn es sich doch darum handelt, die Menschen glücklicher zu machen! Und dann die Kriege! Die *darf* es doch eben nicht mehr geben – das ist doch Barbarei!«

»Die werden immer sein,« meinte er, »die Menschen werden sich immer streiten. Ich könnte jetzt zum Beispiel jedem den Kopf blutig schlagen, der es wagen wollte, dich anzusehen.«

Ich zog meine Hand ganz erschrocken aus der seinen. »Das tätest du doch nicht! Nein, nein, so darfst du nicht denken – dann kommt man vor lauter Geschichte nicht zur Gegenwart und Zukunft.«

Durch diesen kleinen Disput war ich wieder ganz erfrischt und befreit; ich hatte mich selber wieder.

»Ich lese jetzt gerade Goethes Briefe an Frau von Stein«, berichtete ich.

»Sind sie nicht herrlich?«

»Ja, aber das ist so qualvoll daran, daß zwei Menschen, die sich *so* geliebt haben, sich hernach *so* fremd gegenüberstehen können; *das werde ich nie begreifen, wie das möglich ist!*«

Er sah mich lieb und ernst an, seine Lippen sprachen das

unwillkürlich nach, was schon einmal der Ausdruck innigster Seelenliebe gewesen:

»Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau!« –

Noch lange, nachdem er gegangen, glaubte ich den welchen Klang dieser Worte, seiner Stimme zu hören. – – – –

*

1. März.

Mein Liebster hat mich gebeten, daß ich am nächsten Tag zur Vorlesung kommen möchte – damit er mich wenigstens sehen könne. Es ging während der Vorlesung immer wie eine Blutwelle über sein Gesicht – und ich verstand immer nur halb, was er sagte. Wir gingen durch den regnerischen Abend zurück. Ich hatte einen Brief von Henriette Langheim bekommen, den ich für sie aus bestimmten Gründen in einem Vorort aufgeben sollte. Sie war verreist, und es lag ihr sehr daran, daß ich ihr diesen Wunsch erfüllte. Er fragte, ob er mich begleiten dürfe, und ob wir nicht in der unbehaglichen Nässe des Februarabends eine Droschke nehmen wollten. Ich willigte ein. –

»Was denkst du?« hatte er gleich gefragt.

»Daß wir vernünftig sein werden.«

»Wirklich? Glaubst du das?« fragte er enttäuscht.

»Ja – denn wenn ich erst mit dir gelebt habe, will ich nicht mehr ohne dich leben!«

Statt aller Antwort nahm er mich in seine Arme und küßte mich so wild, so heiß, daß alles um uns her versank.

»Ich will dich!« stammelte er – sein ganzes Wesen war ein einziges flammendes Begehren.

Und unter seinen Küssen gestand er seine Sehnsucht nach einem Kinde von mir – er wisse fast nicht, was ihm die größere Sehnsucht erwecke: der nach meinem Besitz oder nach einem Kinde von mir, mit mir.

»Weißt du, manchmal habe ich den wahnsinnigen Gedan-

ken, wir könnten es möglich machen, *müßten* es möglich machen. Sehnst du dich auch so danach? Jetzt gleich möchte ich dich mit mir nehmen – – – Und du kannst eine so unbeschreibliche geistig-sinnliche Anmut auf dem Gesicht haben – und was hast du für eine liebe Brust! Und wenn du so erglühst!«

»Nein, nein!« Ich machte mich frei und brachte mein Haar in Ordnung. »Ach, kann es denn nicht wieder ins Geistige zurückverwandelt werden?« bat ich. »Ich möchte wohl in deine Arme, ich sehne mich auch nach deinen Küssen – aber das Letzte habe ich mir noch nie wünschen können – weil so viel Qual daraus folgen muß.«

»Und wenn ich nur deine Hand habe oder dein Knie fühle – –!«

Ich zog verzweifelt meine Hand aus der seinen. – –

*

– Als es uns gelungen war, uns voneinander loszureißen, wußte ich nur eines klar: wir dürfen uns nicht mehr wiedersehen – sonst ist alles verloren – wir sinken uns rettungslos in die Arme.

Ich kenne mich, meine eingeborene Vorstellung von Liebe, wie sie sich von Kind auf in mir gebildet hat, nur zu genau: seit ich selbst, aus eigenem Jugenddrang wie der Gewalt großer Dichtung zu begreifen begann, was Liebe ist, haben bürgerliche, konventionelle Vorstellungen mich nicht gehemmt. Aber solange unser Begriff von Liebe nicht der gleiche ist, dürfen wir einander auch nicht angehören. Eine *Trennung* danach – wenn wir uns ganz angehört hätten – würde ich nicht überleben. Solange er noch daran denken, das überhaupt für möglich halten kann, liebt er mich auch nicht wirklich, scheint mir.

Liebe will kein Ende, kein Ende –: »Das Ende würde Verzweiflung sein!«

Beim Morgengrauen rang ich mir den Entschluß ab: ich muß fort, ohne Zögern – ehe es zu spät ist.

Ich ging früh aus, um an Hanna zu deponieren: ich wolle in

den nächsten Tagen ihrer Einladung nach Berlin auf dem Wege nach Paris folgen.

Unter heißen Tränen schrieb ich dann mein Lebewohl an ihn:

»Ich gehe fort – nach Paris – von *Dir* fort – für immer! Was das heißt – ich weiß es jetzt noch nicht – Sterben scheint mir augenblicklich leichter als Weiterleben. Ich raffte mühsam mein bißchen Vernunft zusammen, um Dir wenigstens schreiben zu können.

Wie ich es verschuldet, – womit – wodurch, daß aus der innigen Wesensübereinstimmung, die mich so beglückte, plötzlich die Flamme wurde, die uns zu verzehren droht, – ich weiß es nicht.

Noch gestern morgen lag selbst in dem Verzichten für mich ein Glück: das Bewußtsein, den wesensverwandten Menschen wenigstens gefunden zu haben.

Und nun gehen wir auseinander, und ich habe das wahnsinnig bittere Bewußtsein: das Beste, Tiefste in mir habe ich Dir noch gar nicht geben können – und Du nimmst nun dieses halbe und damit fast entstellte Bild von mir mit ins Leben. Denke sehr lieb an mich – fast habe ich Dir ja alles zuliebe getan.

Ich habe Dich sehr, sehr lieb gehabt: ich habe mir immer gewünscht, Dir etwas zu sein, Dich glücklich zu machen.

Noch weiß ich nicht, wie ich weiter leben soll – aber ich weiß, daß ich *muß* – da werde ich es auch wohl wieder lernen, ein ganzer Mensch zu werden – mich selber wiederzufinden. Ich hatte mich ganz an Dich verloren. Vergib mir, wenn ich Dir Not gemacht habe.« – – – – –

Als der Brief fort war, saß ich wie geistesabwesend da: nun ist es also vorbei für immer! – – Dann litt es mich nicht mehr im Zimmer – ich ging hinaus in den Englischen Garten – aber es war nicht zu ertragen: auf Schritt und Tritt eine Erinnerung an ihn! Nun kann ich nirgends mehr hingehen, weil ich überall mit *ihm* gewesen bin! Wenn ich sterben könnte! Welche Seligkeit! Ich komme mir vor wie ein angeschossenes Wild – nur daß sie

gegen einen Menschen nicht so barmherzig sind wie gegen Tiere, denen sie dann den Gnadenstoß geben. Ich hätte die Qual wenigstens ausschreien mögen, lag in meinem Zimmer am Boden und glaubte zu ersticken in gräßlicher Not. Und immer wieder kam der verlockende Gedanke, mit einem kurzen Stoß der Qual ein Ende zu machen. - - - - -

*

Jetzt ist es Abend – der wilde Schmerz hat sich ein wenig ausgetobt: ich bin gefaßter, ruhiger und beginne die Gedanken auf die nächste Zukunft zu richten. Ich muß die Abreise nach Berlin und Paris beschleunigen, ohne die Eltern durch diese Flucht zu beunruhigen – ohne allzuviel äußere Verwirrung zu stiften. Ich will, ich *muß* mich retten. Es soll ein neues Leben beginnen. Es muß doch möglich sein, sich aus dieser Passion zu befreien, die mich zu zerstören droht. Meine Bücher, meine Malutensilien habe ich zu packen, zu ordnen begonnen: diese planmäßige Arbeit, das Bewußtsein, daß das Schlimmste: der Entschluß zur Trennung, nun hinter mir liegt, gibt mir ein wenig Ruhe und Fassung zurück.

2. März früh.

Nun ist es doch anders gekommen, als ich noch gestern abend dachte.

Es war fast zehn Uhr – ich wollte mich eben, zu Tode erschöpft von all dem Erlebten, auskleiden.

Da klingelte es: der Geliebte stand vor mir mit blassem, verstörtem, um Verzeihung flehendem Gesicht. Ich starrte ihn zu Tode erschrocken an: noch einmal all die Trennungsqual – das überstand ich nicht.

»Ich komme, um dich um Verzeihung zu bitten!« sagte er ernst, tief bewegt, »nicht du mich!«

Ich sank in meine Sofaecke zurück – ich hatte noch kein

Wort finden können.

»Geh nicht fort,« flehte er, »geh nicht fort von mir, wir können uns ja wieder auf das Geistige beschränken.«

Ich nickte nur – schweigend – der Wechsel war noch zu unbegreiflich groß.

Er gab mir einen Brief von Agathe, den er erhalten: »es sei vielleicht besser gewesen,« meinte sie darin, »wenn kein Priester sie zu dauerndem Bündnis zusammengegeben hätte.«

»Es ist so verwirrt wie möglich –, und doch darf ich sie nicht verlassen.«

*

Dann reichte er mir die Hand – wir hielten uns fest, schmerzlich ruhig und still – während er mich liebevoll ansah.

»Sei mir gut, vergib mir!« bat er noch einmal.

»Glaubst du, daß ich frivol oder brutal über die Liebe denke?«

»Nein, das glaube ich nicht«, sagte ich überzeugt.

»Es ist so tröstlich, du hast so die volle Gnade«, sagte er dankbar. »Frau von Stein hatte nur den klaren, kühlen Verstand. Kannst du dir denken, daß sich Goethe und Frau von Stein alles gewährt haben?«

»Ich kann mir ihre Freundschaft auch ohne die sinnliche Gemeinschaft denken.«

»Und ich denke – gerade durch meine Liebe zu dir –, sie haben sich alles gegeben!«

Er nahm mein Haar, das ich schon zur Nacht aufgelöst hatte, das lang herunterhing, und zog es an seine Lippen, sehr heiß, sehr liebevoll.

»Ach, ich werde auch schrecklich konservativ durch dich«, sagte ich in bitterer Selbstverspottung.

»Habe ich nun nicht recht: der liebe Gott muß uns Frauen doch gar nicht leiden können; wir haben es doch wirklich schwer, glücklich zu sein. Nur der Gedanke an Christus hat

mich in der entsetzlichen Verwirrung dieser Tage getröstet. Ich dachte, er wäre der einzige, der uns nicht verdammen, der diesen Konflikt der Liebe verstehen würde.«

Dann standen wir auf – er stand vor mir: »Gib mir einen Kuß! Nur einen!« flehte er.

Ich schüttelte den Kopf: »Ich darf nicht mehr! Übrigens wollte ich gerade zu Bett gehen, als du kamst!«

»Ich wäre aber doch gekommen!« –

Wir sahen uns innig an: »Ich möchte die letzten Tage *doch* nicht aus meinem Gedächtnis streichen«, sagte er bedeutungsvoll, ehe er ging. –

3. März.

Die Nacht war leidlich. – Herzweh hatte ich auch so noch. Aber es ist doch nun ein Trost, daß wir uns nicht zu trennen brauchen, daß wir uns wieder auf das Geistige beschränken wollen.

Nach seiner Vorlesung kam er gestern abend noch für einige Stunden zu mir herauf. – Es wurde ein schmerzvoll lieber Abend, der wohl die Sehnsucht nach einer häuslichen Gemeinschaft wecken, für eine kurze Weile die Illusion gemeinsamen Lebens geben konnte.

Aber der ferne, dritte Mensch im Bunde, den wir beide schätzen, den wir beide schonen und nicht schädigen wollen, steht doch immer wie ein dunkler Schatten neben uns, dämpft jede helle Freude, läßt in jede Minute des Glückes einen bitteren Tropfen rinnen.

*

Ich lag in meiner Ecke, das Herz zerrissen in qualvoller Sehnsucht; er lehnte seinen Kopf an meine Brust, und ich legte die Arme um seinen Hals und küßte ihn leise, scheu auf die Stirn.

Er erzählte von sich, – wie er bis jetzt immer gesagt, es habe kein Mensch ein Interesse daran, daß er ganz das werde – nicht

nur als Gelehrter, als Forscher, sondern auch als Mensch, als Charakter – was er werden könne und müsse.

»Ich habe bisher gar nicht so den Mut der Persönlichkeit wie du – ich passe mich viel mehr an – ich bin beim Geheimrat geheimrätlich, beim Juden jüdisch – beim Akademiker akademisch, beim Volk volkstümlich – –.« Diese harte Selbstkritik quält mich sehr.

»Und vielleicht sage ich manchmal etwas, was nicht statistisch genau so ist –«

»Aber bei mir,« fragte ich angstvoll, »bei mir bist du doch ganz wahr?«

»Hast du mich nach all dem noch lieb?« fragte er bang.

»Wie kannst du zweifeln – aber ich habe solches Herzweh.«

Es macht mich immer unsäglich traurig, wenn er so gering von sich selbst spricht. Er liebt sich selbst nicht genug – hat nicht Ehrfurcht genug vor sich selbst – empfinde ich.

»Das schätze ich so hoch an dir,« meinte er, »daß du mein Verhältnis zu Agathe so richtig verstehst. Du bist nicht auf sie eifersüchtig, braucht es auch nicht zu sein.«

»Nein,« sagte ich, auf sie – noch nie – höchstens für sie. Denn wir dürfen uns doch nur dann lieb haben, wenn sie auch dadurch *gewinnt*, nicht verliert. *Ihr* Leben muß reicher werden durch uns.« – –

»Ja, das ist auch mein Wille, – die einzige Klarheit, die ich aus dieser Verwirrung gerettet habe. Mag unser Verhältnis für die Beurteilung der Welt ein Unrecht sein – es ist doch neben der Leidenschaft auch eine sittliche Macht, die uns zusammenhält, das weiß ich gewiß.« – – – –

Er stand auf, beugte sich über mich und zog mich an beiden Händen in die Höhe.

Wir standen voreinander. Dann zog er mich in seine Arme: »Du, wie schwer bist du liebstes Mädel denn eigentlich?«

Er nahm mich auf – ich hatte die Hände um seinen Hals gelegt – er hob mich in die Höhe – drückte mich fest an sich und küßte mich.

Ich zuckte schmerzlich zusammen.

»Es soll der letzte Kuß sein«, beruhigte er mich.

Vor dem Abschied bat er noch: »Du, sieh mich in der Vorlesung nicht an, – dann komme ich ganz aus der Fassung.«

»Aber ich habe dich doch gar nicht angesehen.«

»Doch, einmal – dann muß ich mich wiederholen – ach, in diesen Tagen war mir die ganze Kunstgeschichte so gräßlich gleichgültig.« –

Also auch einem *Mann* kann es geschehen, daß er durch seine Gefühle von seiner Arbeit abgelenkt wird?! Das hat er im Anfang doch nur bei der Frau für möglich gehalten. Aber ich habe großmütig darauf verzichtet, ihn daran zu erinnern.

Ich blieb sehr unruhig und erregt zurück: nein, so geht es nicht – so werden wir nie dazu kommen, uns auf das Geistige zu beschränken.

Immer noch rinnen heiße Ströme der Erregung durch meine Nerven – in Erinnerung an seine letzte Umarmung.

Ich werde ihn mir doch *ganz* abgewöhnen müssen – dachte ich bitter – wie soll es sonst werden?!

Denn nur dann könnte es ein Glück – oder wenigstens erträglich für mich sein – ich kenne meine Sehnsucht nach innigster, dauernder Gemeinschaft zu genau – wenn auch er es wie ich – trotz aller äußeren Hemmnisse – *innerlich* als einen *Bund fürs Leben* ansieht –. Nur dann!

Es wäre gut, wenn er ein paar Tage nicht käme: wir müssen uns eben langsam wieder ein wenig voneinander entwöhnen, wenn es bei der Freundschaft, bei dem geistigen Nahesein bleiben soll.

Übrigens las ich in diesen Tagen in der Zeitung, daß mein slawischer Freund Dr. Kantorowicz in Prag nach einer stürmischen Protestversammlung von Arbeitslosen, in der er eine leidenschaftliche Rede für die Freiheit, für eine neue bessere Gesellschaftsordnung hielt, wegen »Widerstandes gegen die Staatsgewalt« verhaftet worden ist. Man macht sich auf eine längere Freiheitsstrafe für ihn gefaßt. Armer Freund! Aber sei-

nen glühenden Willen zur Weltverbesserung wird, wie ich ihn kenne, auch diese Prüfung nicht zu brechen vermögen.

Montag, 5. März.

Ich war gestern – Sonntagmittag – zu Tisch bei Lillis Eltern – Professor Geyers. Es sind feine, liebe Menschen – im Grunde ganz altmodisch in ihren Anschauungen. –

Auch mein ärztlicher Freund aus den Krankheitstagen war zu Tisch da, Dr. Walker – er sah mich ein paarmal sehr ernst und schmerzlich beobachtend an: als fühle er, daß mit mir innerlich etwas vorgeht, das seiner stillen Neigung keine Hoffnung gibt.

Als Dr. Walker mich noch als Arzt besuchte, haben wir zuweilen darüber gesprochen, wie schwierig für Frauen, die zugleich ein Werk, eine Kunst, eine Wissenschaft, einen Herzensberuf – nicht nur einen Broterwerb – im Leben haben, die Lösung des Liebes- und Eheproblems sei. Er wollte das nie so recht gelten lassen: er stellte sich einfach vor, daß man als Frau, wenn man liebt, eben alles andere preisgibt. Was ja gewiß für viele – für die meisten vielleicht – gilt. Aber doch nicht für die, die eine innere Berufung fühlen. Schließlich meinte er dann einmal, daß ein Mann, wenn er seine Frau liebe, ihr auch wohl die Freiheit zur Entwicklung, zum Schaffen lassen müsse, die sie brauche. Also auch das würde ich haben können! Ja, aber das alles hilft mir nicht: ich achte, ich schätze ihn sehr – nur geht leider für mich nicht jener undefinierbare Reiz von ihm aus, der gegen alle Vernunft, gegen alle äußeren Interessen, ja selbst gegen die eigene Glücksmöglichkeit unlösbar verstrickt und bindet. –

*

Nun war ich soeben von Geyers zurückgekehrt und hatte mich ganz erschöpft auf den Diwan gelegt – die vielen schlaflosen Nächte haben meine Nerven doch fühlbar mitgenommen. In

der Wohnung herrschte größte Stille: Frau Hauptmann Rudolph ist wegen der schweren Erkrankung einer verheirateten Tochter für einige Wochen zu ihr nach Danzig gereist. Ich genieße diese Einsamkeit aus tiefster Seele; denn ein grenzenloses Bedürfnis nach Ruhe, nach Zu-mir-selbst-Kommen hat mich überfallen.

Da klingelte es, ich öffnete: der Freund stand vor mir.

»Ich habe dich heute gar nicht sehen wollen«, sagte ich erschrocken.

Aber wie ich ihn ansah und seine Stimme hörte, da merkte ich: nun war das Wunder geschehen – was *jetzt* aus seinem ganzen Wesen sprach, war Liebe, tiefe, echte Liebe, wie ich sie meine, so daß ich selig bangte – ich fühlte, wie meine Kraft davor schmolz.

»Hast du in diesen Tagen an mich gedacht?« fragte er und beugte sich über mich.

»Wenn es dir recht ist, bleibe ich den heutigen Abend bei dir – –

Die Schuld liegt hinter mir – ich habe jetzt den Willen, dein zu sein und die Verantwortung dafür zu tragen.«

»Und wenn ich noch nicht bereit bin?« fragte ich, »dann dürfen wir wohl gar nicht zusammenbleiben?«

»Es soll ganz so sein, wie *du* es willst. Du wirst mich in jedem Augenblick bereit finden. –

Weißt du, wie du mir neulich gesagt hast: Du *hast ja* noch gar nicht gelebt! Ich habe auch noch gar nicht gelebt – ich will es jetzt – mit dir – durch dich!«

Er hatte mich mit sanfter, zwingender Bitte zum Diwan geführt, – dann kniete er davor nieder und beugte sich in einem langen, alles vergessen-machenden Kuß über mich.

»Willst du mein sein?« fragte er.

Ich wachte noch einmal aus dem süßen Traum auf zur harten Wirklichkeit: wie soll ich je von ihm mich innerlich oder auch nur äußerlich lösen, wie es das Schicksal doch von uns fordert, wenn ich noch inniger, noch schrankenloser mich mit

ihm verbunden habe?!

»Liebster – nein –« sagte ich traurig.

– – Er hatte mir das Bild seiner Mutter und seines liebsten verstorbenen Freundes gebracht: »Siehst du, außer meiner Mutter und diesem Freunde ist mir nie wieder ein Mensch etwas gewesen – erst durch dich habe ich zum erstenmal wieder etwas von einem Menschen empfangen.«

»Wirst du mich auch nicht vergessen?« fragte ich.

»Irene, hab' ich den Freund vergessen, – ist nicht alles, was er war, noch in meinem Herzen?!«

Er nahm zwei mattgrüne Kelche, füllte sie mit goldenem Wein, reichte mir den einen und legte unsere Hände ineinander. Ich wurde blaß vor innerer Bewegung, als ich seinen Ernst erkannte.

»Wollen wir uns geloben, von nun an zueinander zu gehören in guten und bösen Tagen – immer ganz wahr gegeneinander zu sein, in keiner Not und Gefahr voneinander zu lassen – fürs ganze Leben – bis der Tod uns scheidet?«

Wir sahen uns lange in schweigendem Einverständnis in die Augen, küßten uns und tranken zur Besiegelung den goldenen Wein.

»Auch wenn – ich dir nicht alles gebe?« –

»Das ist doch kein Trennungsgrund mehr zwischen uns«, sagte er. – – – – –

*

»Nicht wahr, du hast dich gefürchtet, du hast gedacht, ich würde gleich wild werden!«

»Ja!«

»Du hast mich schon so lange lieb, und du kennst mich doch so wenig, daß du nicht weißt: ich tue nie etwas, was du nicht selber willst«, sagte er schmerzlich.

Er hatte Tränen in den Augen – ich küßte sie fort.

»Glaubst du nicht, daß es schwer ist, immer ›Nein‹ zu sagen,

wo man ›Ja‹ sagen möchte?«

»Soll ich denn die Verantwortung auf mich nehmen?«

»Nein, nein!«

*

»Weißt du auch, daß, wenn ich dir gehöre, ich dann nie mehr einem anderen gehören kann?«

»Ja, meinst du, das wollte ich?«

»Aber soll ich mein ganzes Leben allein bleiben?!«

»Dies schwere Schicksal habe ich nicht so gefügt – du auch nicht –, aber du wirst gewiß nie wieder jemanden finden, der dich so liebt und versteht. Und wir brauchen doch auch gar nicht *dauernd* getrennt zu sein, selbst wenn du deiner Studien wegen fortgingst. In den Ferien könnte ich dich in Paris besuchen – oder du kämst nach München. Und ein halbes Jahr ernster Arbeit dazwischen mit dem Bewußtsein unserer inneren Zusammengehörigkeit ist doch kein unerträgliches Los!«

*

Diese Zukunftsperspektive – ewiges Trennen und Besuchen – vermag mich aber nicht sehr zu locken: wie soll ich ein halbes Jahr Trennung ertragen bei meinem leidenschaftlichen Verlangen nach restlosem, nie endendem Besitz!

Er hatte mir ein Kissen in den Rücken geschoben und sich auf dem Sofa in meine Arme gebettet, während meine Gedanken verzweifelt, rastlos zwischen der schmerzlichen Alternative: Gehen oder Bleiben – hin und her irrten.

»Erzählte ich dir schon, daß der Kunsthändler Dannenberg mir einen neuen Auftrag: das Porträt eines kleinen Mädchens – vermittelt hat?« fragte ich, gerne nach einem Mittel greifend, das mir das Bleiben ermöglichen hilft.

»Ach, jetzt mußt du erst einmal leben!« – wehrt er ein wenig ungebärdig die Erinnerung an meine künstlerische Arbeit und

die ihr eigenen Notwendigkeiten ab, während er meine Hände inbrünstig an seine Lippen zieht.

»Laß doch die Stunden nicht so verrinnen,« bittet er dann wieder, »laß sie ein ganzer Segen für uns werden. Das Glück kann ja gar nicht dauern – das Weib hat den schönen Traum, erst als Braut und kinderlose Frau dem Manne und später als Mutter den Kindern alles Glück zu geben – aber der Mann muß doch wieder dem Leben, dem Vaterlande, seiner Wissenschaft gehören!«

Eine flammende Röte stieg in mein Gesicht: ich löste mich in heißem Schmerz aus seinen Armen.

»Was soll denn eine *Stunde* nützen! Ich habe immer an ein *Glück fürs Leben* geglaubt! Mit sich selbst eins zu sein, *das* ist doch Glück, wie ich es meine – und das kann man doch immer haben oder muß es immer wieder erkämpfen. Und das ist es doch, was ich vor den meisten Frauen voraus habe: daß ich selbst ein Mensch bin für mich, daß ich eigene Lebensziele habe wie du, und daß ich mir deshalb auch die Fähigkeit zutraue, *dauernd* zu beglücken. O, ich wollte es dich schon lehren, glücklich zu sein – und wenn *kein* Mensch auf der Welt das Glück hätte – so wollte *ich*, so wollten *wir* es doch haben!«

Er hatte ganz erschrocken diesem leidenschaftlichen Ausbruch zugehört und holte mich nun wieder in seine Arme.

»Ich lasse mich ja so gern von dir überzeugen,« sagte er sanft, »so manches Wort von dir hat ja schon in mir gewirkt. Nun habe ich unsere glückliche Stimmung zerstört! Und ich wollte es dir nur erleichtern – wenn du einmal traurig wirst, weil wir nicht immer zusammen sein können, wie es unter normalen Verhältnissen der Fall wäre.

Siehst du, ich bin so ganz von dir erfüllt – von deinem ganzen lieben Wesen – was du als Weib bist. – Und wenn ich in diesen Tagen so viel an Christus gedacht habe, das warst *du* doch – mit deiner warmen Menschlichkeit!

Meine Liebesfähigkeit ist durch dich so gestiegen! Ich kann jetzt auch anderen Menschen geben, barmherzig, großmütig

sein – auch gegen Agathe. Mit jeder Glücksstunde, die wir uns schenken, müssen wir wuchern und die anderen glücklich machen.«

Aber alle seine lieben Worte vermochten die traumhafte Glücksstimmung von vorher nicht wieder herzustellen. – Als er immer wieder bat: »Sei mein!«, neigte ich endlich, ermattet von seinem Drängen, den Kopf.

»Nein, nein, so nicht,« wehrte er – »nicht, wenn du morgen wieder auf und davon gehen willst.«

»Für dich ist es doch auch leichter!« sagte ich gequält.

»Glaubst du wirklich?« fragte er. »Würde es dir denn in der Tat leichter sein, wenn du mich fändest und du gehörtest schon einem anderen Menschen, wie es bei mir leider der Fall ist? Aber was sollen wir dann tun?« fragte er verzweifelt, »könntest du denn wünschen, daß wir zusammen sterben sollten?«

Nun mußte ich fast lächeln über diese Vorstellung: sterben – weil und solange wir uns lieben?! »Nein, nein, wir wollen leben!« – –

Die Abwehr dieses Gedankens – sterben zu sollen –, der so ganz gegen alle meine starken Lebensinstinkte geht, hat mich wieder froh und mutig gemacht.

Als er noch einmal bat: »Sei mein! Komm nur einmal ganz in meine Arme, ich tue nichts, was du nicht selbst willst« – da war meine schmerzliche Resignation, mein Zweifel überwunden. Ich überschritt die Schwelle des Schlafzimmers nebenan – und er folgte mir einige Minuten später. – –

*

Nun war eine andere, neue, frohe Sicherheit in mir. Während er mich umschloß unter tausend zärtlichen, dankbaren Worten für diese Gabe der Liebe, sagte ich selig: »Siehst du, das ist doch nicht ›Sünde‹! Wenn das ›Sünde‹ ist, dann ist alles Gute und Große Sünde.«

»Ich habe gar nicht gewußt,« gestand er dankbar, »daß das

alles so süß und rein, so keusch zugleich sein kann. Daß du mich das gelehrt hast – ist das nicht Christentum? Ich könnte auch wild werden – aber du sollst wissen, daß ich nicht nur deinen lieben Leib, deinen jungen, schönen Körper, sondern deine Seele will, daß du meine Psyche bist! Aber nun bist du morgen nicht wieder traurig und ringst die Hände?«

Ich lachte glücklich: »Aber wie kannst du das denken! Ich komme mir vor wie ein Kind, das in den Armen seiner Mutter liegt!«

»Ich habe bei dir zum erstenmal Frieden und Ruhe gefunden,« bekannte er dankbar, inbrünstig, »und das tut man doch nicht, wenn man sündigt. Jetzt werde ich auch gesund und stark werden – all das Halbe, Kranke in mir wird vergehen. Ich werde wieder schwach sein – aber der Segen dieser Stunde wird bleiben. Ich bin dein armer Heinrich, den du mit deiner jungen Liebe heilst.

Siehst du, das ist doch ›Entsöhnung‹ – nicht das häßliche Wort ›Seife‹, das du damals so spöttisch sagtest. *Das* bedeutet es:

›Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit!« – –

Ich umschlang ihn fest mit meinen Armen: »Ich bin so glücklich bei dir!«

»Hast du mich denn nun lieb?«

»Schrecklich!«

»Aber auch Vertrauen?«

»Sicher, Liebster – ich habe doch immer an das Gute in dir geglaubt.« –

Wir umschlangen uns fest und unauflösbar.

»Siehst du, man sagt, man kann nicht zween Herren dienen – aber wenn ich nun *beides* liebe: deinen Leib und deine *Seele*?!« fragte er einmal in dem Rausch unseres Versinkens.

Nun kam keine Störung mehr in die süße Heiligkeit dieses ersten Zusammenseins; nun sind wir uns nahe gewesen – vertrauter geworden – nur noch die allerletzte Vereinigung uns

versagend.

All die lieben zärtlichen Worte und Blicke und Umarmungen kann ich hier nicht festhalten – ich würde gar nicht fertig werden. –

Aber ist nicht Vergessen ein Verschwenden, eine Undankbarkeit gegen das Glück, das uns das Leben schenkt? Ist nicht jedes Liebeswort ein Reichtum, den wir in unserem Herzen anhäufen müssen, damit wir nicht arm und leer sind, wenn einmal die Sonne nicht so hell scheint? Damit uns die Wärme der Liebe noch durchglüht, wenn einsame Tage kommen, in denen uns sonst frösteln würde?

Jetzt scheint die Sonne; ich lasse sie tief in mein Herz scheinen, mich ganz von ihr durchdringen, – unverlierbar – unzerstörbar.

Ich weiß jetzt, seit heute, seit gestern, daß ich alles für ihn bin, was ein Weib und ein Mensch einem anderen sein kann – ich sehe nur dies, fühle nur dies – bin ganz bis ins Tiefste erfüllt und glücklich davon.

Mittwoch, den 7. März.

Ein seltsames Gefühl, als ich gestern in seiner Vorlesung saß: ich fürchte, ich habe nicht viel von dem in mich ausgenommen, was er über Goethe und die Notwendigkeit der italienischen Reise sagte. Und so reizvoll es ist, zu wissen, daß der Mann dort auf dem Katheder mir in seinem Herzen mit Leib und Seele gehört – so schmerzlich ist es doch, dies immer vor den Leuten verstecken zu müssen. Einmal während der Rede streifte mich sein Blick – er wurde ganz rot dabei. Draußen vor dem Fenster sang sehr süß eine Amsel – es tat fast weh, so süß war ihr lockender Gesang. Nach der Vorlesung kam Magda Paulus zu ihm heran – sie behauptet, für ihre Kunst aus seinen Vorlesungen zu lernen. Aber ich glaube, daß sie auch als Frau Interesse an ihm nimmt. Ich ging schnell fort, ohne ihn zu begrüßen, nach Hause und zog mich um: ich wollte zu dem Jour bei Reichmanns, der

jetzt Dienstag abends ist. Ich war eben fertig und im Begriff zu gehen – als er kam. Er saß auf dem Sofa – ich legte meine Arme um seinen Hals und drückte seinen Kopf an mich.

»Wie geht es dir?«

»Ich war sehr glücklich Sonntag.«

»Wirklich?!« fragte er glücklich-zweifelnd, dankbar.

»Aber ich muß nun fort zu Reichmanns – ich versprach ihr, heute zu kommen. Es ist nicht gut, wenn ich mich so zurückziehe.«

Er gab mir recht und begleitete mich, ganz erfüllt von der Sehnsucht, wenn wir uns nun wieder, nun endlich *ganz* haben könnten.

»Aber wir wollen ja nächstens unsere Hochzeitsreise machen!« tröstete ich.

»Ja – Ostern – aber bis dahin – das dauert noch ein paar Wochen – und ich möchte am liebsten hier, jetzt gleich, auf der Stelle zu dir kommen.

Und nun habe ich auch das Hohe Lied verstehen gelernt,« meinte er – »besonders ein paar Strophen – von dem Zwillingspaar – das unter Rosen weidet!«

Wir gingen am Englischen Garten entlang – »ein Stückchen könnten wir doch hindurchgehen,« bat er, »so viel Zeit hast du wohl.« Ich erzählte, daß ich Goethes Briefe an Frau von Stein weiter lese und herrlich finde.

»Nun kannst du dir wohl auch denken, daß sie sich ganz gehört haben. Aber sie war sieben Jahre älter und Mutter von sieben Kindern – das erklärt es, warum er später Christiane liebt. Ich fühle es doch so an mir, wie mich deine Jugend zu dir hinzieht –«

Er schloß mich stürmisch in seine Arme und küßte mich. Dann nahm er meinen Kopf in seine Hände: »Gib mir ein bißchen von deinem Jugendmut mit! Wenn ich bisher etwas erlebte, war es immer mit Trauer im Herzen. Ich hätte ebensogut weinen können. *Wir* wollen zusammen *glücklich* sein! O, ich kann bei dir alles empfinden – einmal ganz in das Geistige

verloren und dann solch tolle Begehrlichkeit nach deinem Leibe – wie mich alles zu der knospenden Gestalt hindrängt – ich möchte dich jetzt gleich aus der Stelle umarmen!«

Er hielt mich umschlungen und küßte mich wild, immer wieder, immer wieder, bis uns beiden die Besinnung zu schwinden drohte. Ich nahm mich mit letzter Kraft zusammen.

»Aber Liebster, wir müssen vernünftig sein: deine Schwester und dein Kollege Lauber erwarten dich, und ich will zu Reichmanns.« – – – – –

Ich hatte nun seinen Arm genommen und versuchte mit ihm Schritt zu halten. Er war sehr glücklich darüber: »Das ist das erstemal, daß du das tust – mein Arm paßt so gerade für dich. Was hast du für eine süße, zärtliche Gestalt! So zierlich und doch diese Fülle! Gott, wenn ich dich der Welt doch einmal so zeigen könnte – so strahlend und so voll Lust!«

Ich lachte: »Kennst du das Märchen vom häßlichen grauen Entlein, das hernach ein schöner weißer Schwan ist?«

»Und du verstehst alles so köstlich! Dich hat der liebe Gott doch sicher für mich geschaffen. Aber ich wollte, er hätte dich eher zu mir geführt – ich könnte das auch so in erster Jugend genießen wie du –, dann wäre überhaupt manches anders geworden.«

Er küßte mich wieder wild: »Du weißt gar nicht, wie süß und reizend du bist! Ich bin ganz dumm-glücklich bei dir geworden!«

*

»Bist du nicht auch der Meinung, daß das Geistige das Sinnliche absorbiert?« fragte er.

»Ach, das kann ich nicht finden.«

»Du arbeitest auch nicht so viel geistig wie ich.«

»So – nun – ich habe in diesen zwei Jahren hier in München doch sehr intensiv gearbeitet. – Die Malstudien – und dann all die Vorträge und Versammlungen und was mich sonst interes-

siert. – Du hast doch selbst schon über meinen leidenschaftlichen geistigen Hunger oft den Kopf geschüttelt.«

»Und da hat dich deine Arbeit, deine Kunst nicht ganz absorbiert?«

»Ach nein, das nie – so nie, in aller Arbeit nicht – diese natürliche menschliche Sehnsucht kann doch nicht erstickt werden. Wie kannst du das denken! Ich habe mir doch immer die Liebe, ich habe mir auch immer ein Kind gewünscht!« –

Er küßte mich heiß auf den Mund: »Wie süß ist das, daß du mir das alles sagen kannst! Nun ist es doch gut, daß du vor dem Schicksal, ohne Liebe zu leben, bewahrt geblieben bist!

»Dazu habe ich auch wohl wenig Talent in mir! Aber – ich hätte es mir doch anders gewünscht als so – ich möchte keiner anderen Frau diese Situation wünschen.«

»Ja, nur weil du so Persönlichkeit bist!«

Er drückte mich wieder fest an sich: »Und dies süße Mädel ist mein!«

Wir standen still: über uns sahen wir die dunklen Bäume zum Himmel ragen und die Sterne darüber: »Wie das schön ist! Und was ist nun eigentlich das Leben? Daß wir glücklich sein wollen? Und in einem anderen Leben, da werden wir uns sicher noch viel lieber haben, – meinst du nicht auch?«

Wir gingen wie zwei tolle, unvernünftige Kinder in seligem Übermut daher – aber unten im Herzen regte sich zugleich der Schmerz.

»Warum kann ich es nun Agathe nicht offen bekennen und sie bitten, mich freizugeben?!« fragte er traurig.

»Ja warum?! Darin liegt eben unser Schicksal.« –

Ich drängte zum Fortgehen. Er bat immer: »Ach, bleib doch noch!

Aber ich hatte doch so viel Kraft und Vernunft, daß ich, trotz unseres zärtlichen Aufenthaltes, wenn auch sehr verspätet, noch zu Reichmanns kam, wo man erzählte, daß unserem Freund Kantorowicz eine mehrjährige Gefängnisstrafe mindestens droht.

Nach langer Zeit kam ich in diesen Tagen endlich einmal wieder zum Malen – es tat mir unsäglich wohl – gab mir neue Kraft. Dieses Untertauchen in eine linde Vergessenheit durch Arbeit empfinde ich jetzt direkt als Lebenselixir, als Rettung. Ich brauche diese Kraft jetzt doppelt; für mich selbst und für den Geliebten. Spät am Abend vorgestern – gegen neun Uhr klingelte es. Er kam noch.

In recht gedrückter Stimmung: Agathe hat sehr unglücklich geschrieben; mit ihren Eltern hat sie sich ganz entzweit und nun ihre Krankenexistenz dort im fremden Land, in der er für sie der einzige Halt ist. Dadurch wird es immer unmöglicher, ihr diesen Halt zu entziehen, sich von ihr freizumachen.

»Ach, daß du es ihr nicht sagen kannst! Aber wenn du es ihr sagen könntest, dann brauchtest du mich nicht!«

Er wollte sich bei mir Befreiung holen von dem Druck, den diese letzten Nachrichten erneut auf ihn gelegt hatten.

»Ich glaube, es ist am besten, ich gehe nach Paris – dann wird es doch am Ende leichter für dich werden, wenn du nicht immer wieder an mich erinnert wirst«, sagte ich nachdenklich.

»Aber du kannst mich doch jetzt nicht verlassen!« sagte er entsetzt. – »Wie kannst du nur daran denken! Du kannst doch auch hier noch manches lernen – du nimmst eine eigene kleine Wohnung – und darin richten wir ein Arbeitszimmer für uns beide ein!«

»Ein Arbeitszimmer für uns beide« – ein Schimmer einer gemeinsamen Häuslichkeit für uns?

Wie ein leiser, sanfter Strahl, der in tiefes Dunkel hineinfällt, leuchtet dieser Ausweg vor mir auf. – – – –

*

Er hatte mich neben sich auf den Diwan gezogen und fing an, mein Haar zu lösen. Ich nahm es ihm fort – aber er holte es sich

wieder mit einem so bestimmten, herrischen: »Aber erlaube mal!«, daß ich ihn nicht zu verletzen, sein Spiel nicht zu hindern wagte. Er drückte seinen Mund sehnsüchtig auf die freigewordene Fülle.

»Ich muß dich fortschicken – du sollst dich gleich schlafen legen – es wäre deinen Nerven gut!« –

»Ja, weißt du, wenn es danach ginge! Dann wüßten wir beide, was wir täten!«

Er zog mich fester an sich heran.

»Vielleicht, daß Agathe allmählich spürt, daß ich dich lieb habe, daß du mir mehr bedeutest, als sonst irgendein Mensch – aber ihr jetzt die volle Wahrheit zu sagen, wäre ihr Tod.«

Ich verstehe es – er hat recht – aber wie schmerzlich ist es, daß zwei Menschen wie wir nicht eine vollkommene Lebensgemeinschaft haben können!

»Mir ist nur eins klar,« sagte ich, »wir wollen sehen, mit hoherhobenem Haupt, als ganze Menschen daraus hervorzugehen – ohne Schmerz für die andern – und ein wenig Glück für uns zu gewinnen. Ich habe ein zu lebhaftes Glücksverlangen, als daß ich ohne weiteres resignieren könnte!«

*

Es wurde ein sehr lieber Abend – ein entzückender weicher Frühlingsduft draußen, der das Herz schwer machte voll Hunger nach Glück. –

»Wenn du nur nicht eines Tages denkst, ich wäre ein Schwächling« – sagte er, als er still neben mir saß, »das ertrüge ich nicht. Ich bin ein ganz anderer Mensch durch dich geworden. Nie habe ich so zart und innig an ein Weib gedacht – wie an dich. Bei Agathe sah ich jedem Mädchen nach – das ist nun ganz weg.

Dann sprachen wir von der Zukunft: ihm ist es selbstverständlich, daß ich den Gedanken an Paris ganz aufgeben, daß ich hier bleiben muß. Ich soll hier eine Wohnung mieten, wo ich

unabhängig bin, wo wir uns sehen und haben können.

»Also du findest es wirklich *besser?*« zweifelte ich noch einmal. Ich sehe doch alle die Schwierigkeiten für unsere Gemeinschaft und dann – der Verzicht auf meine künstlerischen Pläne ist doch ein ungeheures Opfer, das meine Liebe zu ihm fordert.

»Ja – sicher!« sagte er zuversichtlich, »wir beide wollen es schon so gestalten, daß es schön wird trotz alledem! Und wenn Konflikte kommen – die sollen uns nicht trennen, sondern verbinden, nicht wahr?«

Ich weiß nur eins sicher, es ist *beides* unendlich schwer: jetzt fortzugehen, fern von ihm – allein in Paris zu leben – und schwer auch, sehr schwer und hart, alle Hoffnungen auf die künstlerische Weiterentwicklung vorläufig aufzugeben – und hier für ihn – unter so schwierigen Verhältnissen – zu leben!

»Du bist wie ein Diamant, der ganz still und unscheinbar da liegt – und der plötzlich in den wunderbarsten Farben glitzert, wenn die Sonne darauf scheint«, verglich er liebevoll.

Dann kommt über unseren Plänen und Versuchen, aus dem unlösbaren Konflikt doch ein wenig Glück zu gewinnen, die sinnliche Sehnsucht über ihn, mich ganz zu besitzen, zu haben.

*

»Ich möchte so zart mit dir sein,« sagte er, wie er mich in seinen Armen hält – »ich habe alles vergessen – ein Gefühl des Unendlichen ist in mir – ich dachte eben – ich wäre du – das alles wäre an mir. Nicht wahr, du fühlst dich jetzt viel mehr noch als dich selber?«

»Ja!«

»Und ich möchte etwas Geistiges haben, mit dem ich dich umfassen könnte – ich erröte für dich, ich werde wie ein junges Mädchen – ich mache eine ganz neue Erfahrung – ich wußte gar nicht, daß das alles so rein sein kann. Hattest du denn gedacht, daß es so sein könnte?«

»Aber natürlich!«

»Jetzt verstehe ich auch, warum man die Nacht als ein Weib darstellt –.«

»Ach, daß unsere höchste Sehnsucht, ein Kind zu haben, jetzt die höchste Gefahr für uns bedeutet!«

Aber er schließt mich heiß, innig dankbar an sich, wie ich impulsiv frage: »Aber wenn ich dich nun nicht lasse?!« – –

»Was für eine Blutmischung mag in dir sein?« fragte er einmal. »So voller Daseinsfreude – so gar nicht sentimental bei aller starken Empfindung.«

Er erinnerte sich, wie beim letzten Künstlerfest, wo ein bekannter Maler, der längere Zeit mein Partner war und lebhaftes Interesse an mir nahm, hernach gemeint hatte, in mir müsse wohl französisches Blut sein. Ob das zuträfe?

»Ich bin durchaus ›deutsch‹; aber ich stamme eben aus der Verbindung germanisch-fränkischen Wesens, wie es für den Westen Deutschlands natürlich ist – *nicht* aus dem Osten, der die starke slawisch-wendische Mischung hat. Und dann bin ich das Kind einer Liebeseh. Ist das nicht Erklärung genug für meine lebensfrohe Natur?«

»Ach, weißt du,« sagte er, eifersüchtig in der Erinnerung an das Künstlerfest, »du mußt nicht so viel unter andere Menschen gehen – du mußt jetzt ein bißchen mir gehören!«

Ich lachte: »Du sperrst mich am liebsten wohl ganz ein.«

»Nein, nein, wir gehören beide auch der Welt und wollen in ihr wirken, – jetzt erst recht, wo wir uns haben!«

Sonntag, 11. März.

Ich habe gestern vormittag Besorgungen gemacht – Farben zum Malen und eine neue Frühjahrsjacke für mich gekauft –. Dann hatte ich bei mir im Atelier eine Stunde geruht und mich an die Arbeit gesetzt, die mir jetzt die beste Besänftigerin all meiner Unruhe ist und mich über die Zeit seiner Abwesenheit am besten hinwegbringt. Da kam kurz nach neun Uhr noch ein Eilbrief, daß er mich unbedingt noch einmal sehen mußte. – – –

»Aber ich bin so müde, Liebster, ich kann heute nicht mehr viel unternehmen – ich könnte nur noch in deinem Arm einschlafen«, sagte ich, als wir uns trafen.

»Vergib mir, aber ich hatte so tolle Sehnsucht nach dir – und da du nicht wolltest, daß ich so spät noch zu dir hinauf komme, – ach, daß wir kein Obdach für unsere Liebe haben!« -----

Es war so weiche Frühlingsluft, und die Sterne leuchteten über uns. So gingen wir in »unseren« Alleen auf und nieder.

Er küßte mich: »Ich bin noch nie so begehrt gewesen; durch deinen Körper ist ein Rhythmus in mich gekommen – Ach, wenn ich dich doch mitnehmen könnte – und wir schliefen zusammen ein – und wachten morgen früh zusammen auf!«

Er nahm meine Hand: »Nicht wahr, du hilfst mir, daß ich ein anderer Mensch werde? Ich renommeiere, verbummele die Zeit – ich will ein Mann werden! Du kannst mich mit einem Wink leiten. Ich habe oft so schreckliche Angst, du wärest enttäuscht von mir; die ersten Tage hast du mich lieber gehabt!«

»Du schließt wohl von dir, du Böser!«

»Ach, wie darfst du das sagen: wenn man nach zertrümmerten Hoffnungen *das* findet. Du bist ja der Hafen! Aber ich möchte dich mitnehmen, du kannst ja morgen früh wiederkommen.«

»Nein, nein, hier geht es nicht mehr –« mußte ich abwehren. »Ich kann mich nicht um den letzten Rest von Vertrauen bei Frau Hauptmann Rudolph bringen.«

Er sah mich grenzenlos sehnsüchtig an: »Ich hatte heute *morgen* heroisch auf alles verzichtet – und nun!«

»Was denkst du?«

»Wenn du mich doch fragtest, was ich *wollte*. Das ist mit drei Buchstaben gesagt.«

»Mich? Das hast du ja.«

»Aber ob du mir nicht eines Tages ausreißt? Ich habe so schreckliche Angst davor!«

»Das wird nur von dir abhängen! Du hättest nur den Mitt-

woch bei mir sein müssen, wo ich mich von dir trennen wollte, – dann würdest du dich nicht mehr ängstigen. Ich wollte dir eigentlich schreiben, ich sei schon fort – damit du mich gar nicht mehr finden könntest.«

»Das hättest du mir tun können?«

»Nein, ich hätte es wohl nicht fertig gebracht«, gestand ich.

»Ich verbrenne hier!« sagte er leidenschaftlich. »Ich trinke jedes Wort von deinen Lippen. Ich habe oft so tolle Furcht, dir wäre nicht alles so lieb wie mir!«

»Wie töricht von dir! Meinst du, ich hätte Sonntag, unser Gelöbnis vergessen? Nun weiß ich es doch für immer.«

»Weißt du, ich habe dich so lieb, – daß ich manchmal mit dir sterben möchte!«

»Nein, nein,« sagte ich, »ich will leben – leben möchte ich – mit dir leben!«

»Ich darf dir keinen Kuß geben,« sagte er beim Abschied, »sonst wird es mir zu schwer.«

»Nun ist es doch schon ein Glück geworden«, meinte er noch zuletzt.

Ich zog seine Hand an mein Herz. »Ich verdiene es gar nicht, daß er mich so wahnsinnig lieb hat«, dachte ich fast beschämt. So ist sicher noch nie ein Weib von einem Manne geliebt worden.«

Dienstag, den 13. März.

Gestern bekam ich einen Brief von ihm. Nur wenige Zeilen: daß er die Stunden zähle, bis er mich wieder habe. Ich wußte, was zwischen den Zeilen stand, was sie bedeuten sollten. Ich war vollständig unfähig, irgend etwas zu unternehmen, lag still mit geschlossenen Augen da und fragte mich nur, ob ich nicht doch vielleicht ein Unrecht an mir selbst begehe. Unsere ganze Lage ist so, daß naturnotwendig Glück und Schmerz unauflöslich miteinander verbunden sind. Selbst bei dem Liebsten, was er mir sagt, schmerzt mich immer noch etwas, tut mir das Herz

unsäglich weh.

»Wenn es nur nicht unpraktischer Idealismus von dir ist?!«
befürchtete er neulich einmal.

Aber: wir gehören ja nun zusammen in guten und bösen Tagen – er hat mich nötig zu seinem Leben, – ich soll ihm helfen, daß er *ganz* der Mensch wird, den ich in ihm ahne und liebe, der er sein kann. – Jenes heilige Versprechen zwischen uns ist doch mehr als Altar und Standesamt – wäre es nicht Feigheit und kleinliches Mißtrauen, wenn ich zögern, mich behalten würde??

Aber es war unter Tränen, daß ich mich für ihn schmückte, ihn erwartete. – Mir waren immer, wie zum Trost und Halt in diesen Stunden, die seinem Kommen vorausgingen, Storms heiße keusche Strophen gegenwärtig – ich begann ihren vollen Sinn zu verstehen:

»In Sehnen halb – und halb in Bangen, am
Ende rinnt die Schale voll. Die holde Scham ist
nur empfangen, daß sie in Liebe sterben soll.«

14. März.

Nun ist auch die letzte Schranke gefallen, die es zwischen uns noch gab: ich bin nun ganz sein – sein Weib, seine Frau, seine Liebste, sein Eigentum, seine Eva, seine Nixe – und wie all die zärtlichen Namen heißen mögen, die er fand.

Aber so viel Schönes, Süßes dieses Zusammensein brachte – ein wenig Bitternis und Enttäuschung brachte es auch. Ich habe mir immer gedacht, daß die völlige körperliche Verschmelzung eine ungeheure Umwandlung bewirken müsse, daß die beiden so verbundenen Menschen sich in all ihrem Denken und Empfinden wie ein Wesen fühlen müßten.

Aber gerade unsere Verschiedenheit im Denken und Empfinden ist mir auch wieder schmerzhaft bewußt geworden – oder ist das am Ende immer so zwischen Mann und Weib?

Als er kam, flüchtete ich in seine Arme, barg meinen Kopf an seiner Brust und hielt die Augen fest geschlossen unter seinen heißen Blicken.

»Komm doch«, sagte er verlangend, ungeduldig. Seine Eile verletzte mich ein wenig. Ich regte mich nicht – dann half er mir und besiegte so – mit zärtlichen Küssen und Liebkosungen auf Nacken, Hals und Gesicht allmählich meinen passiven Widerstand. Dann zog er mich entzückt an sich: »Du herrliches Weib!«

Wir versanken ineinander mit heißen, einander vermählenden Küssen, bei denen es für mich kein Ende geben sollte.

»Du küßt recht nach der Kunst!« sagte er dankbar.

»Küßt dich denn Agathe nicht so?« fragte ich überrascht.

Wenn man einen Menschen liebt, scheint es mir selbstverständlich, ihn so zu küssen, sich so inbrünstig in ihn zu versenken.

»Ach nein, die macht nur so«, – und er gab mir einen schwes-terlich-kühlen Kuß. »Du hast mich viel lieber als sie.«

»Weißt du, daß ich heute geweint habe?«

»Daß ich zu dir kommen wollte?«

»Kannst du nicht verstehen, was es für mich bedeutet?«

»Ja, das verstehe ich wohl, Liebste – aber –« und seine Arme umschlossen mich fester, und seine Lippen suchten verlangend die meinen.

»Nun bist du mein – ganz mein, meine Frau! Und was bist du für ein köstliches Weib!

Der liebe Gott hat es doch gut gemeint, daß er mir *das* noch gegeben hat! Daß er *dich* mir gegeben hat!« sagte er glücklich.

»Ja, aber findest du nicht auch – uns Frauen muß er doch nicht leiden können, weil er so häßlich rachsüchtig sagt: ›Ich will dir viele Schmerzen schaffen‹. Das scheint ihm direkt Freude zu machen.« -----

Der selige Übermut, das Glücksgefühl – so geliebt und lie-

bend im Arm des Mannes zu liegen, den ich liebe – Mann und Weib – ganz eins – ineinander verschlungen – ohne Hemmungen – ohne Schranken – begann mich mehr und mehr zu durchdringen.

»Siehst du,« sagte ich selig – als seine Hand zärtlich über die Linien meines Körpers glitt und ich zum erstenmal die Augen ganz zu ihm aufzuschlagen – ihn anzusehen wagte – (daß ich ihn schön finde, wage ich ihm nicht zu sagen –) »nun ist es wie im ›Hohen Liede‹: ›Seine Linke liegt unter meinem Haupt und seine Rechte herzet mich‹ – so, wie ich es mir immer gewünscht habe!«

Ein Sturz aus diesen Höhen seligsten Hochgefühls war es mir – als im Laufe der Stunden, die wir einander halten und Herzen durften, ihm einmal die Lust kam, mir ein paar törichte Geschichten zu erzählen: wie glühende Tropfen fiel mir das aufs Herz. Ich sah ihn traurig an: »Weißt du, wie man das nennt, was du mir da erzählst?«

Er bereute sofort: »Verzeih mir – ich habe es nur getan, weil ich denke, du kannst alles hören – das ist ja gerade so schön bei dir: das Bewußtsein – seine Würde wegwerfen zu können, weil man sie jeden Augenblick wieder nehmen kann.«

»Aber wir brauchen sie doch gar nicht wegzuzwerfen« – sagte ich, ein wenig ängstlich, daß er zu diesem ›Wegwerfen‹ diese Geschichten rechnen könnte, die mir verhaßt, verächtlich, ein Sakrileg an der Liebe sind.

»Ist nun unsere freie Liebe nicht wunderschön?« fragte er einmal.

»Gewiß, unsere Liebe ist schön,« sagte ich, »aber alle verbotene Befriedigung ist demütigend – warum kann eine Liebe, so heiß und stark wie unsere, sich nicht frei zeigen, wir uns nicht offen zu ihr bekennen? – das tut sehr weh!«

»Das hast du lieb gesagt«, sagte er und küßte mich.

Aber endlich mußte er doch gehen –.

Er stand vor mir, ich legte meine Arme um seinen Hals – meinen Kopf an seine Brust. Er hielt mich lange so zärtlich an

sich gepreßt:

»Du bist gerade so groß, wie mein Mütterchen! Nach ihr habe ich noch nie einen Menschen so geliebt wie dich!«

Und dann kam ein letztes, allerletztes Mal, daß er mich zärtlich in seine Arme schloß:

»Wie soll ich dir all die Liebe danken? Daß ich ein guter Mensch werde!« - - - - -

15. März, abends.

Ich hatte ihn heute gar nicht erwartet. Robert hatte mich gebeten, nicht zur Vorlesung zu kommen, da das seine Unbefangenheit stören würde. Dann wollte er einige wichtige Arbeiten, die im Sturm der letzten Wochen liegen geblieben waren, erledigen.

Ich hatte meinen Tag ganz still verbracht – nach Tisch an Hanna geschrieben und ihr klar zu machen gesucht, daß ich Paris und damit auch unser Wiedersehen einstweilen aufgeben müsse. Noch schwieriger wird der Brief an die Eltern sein: wie soll ich das nur motivieren?

Um das Studium in Paris kämpfte ich von je – und nun – wo der Weg für mich frei liegt – dieser seltsame freiwillige Verzicht, der geeignet ist, meine ganze künstlerische Zukunft zu gefährden? Dies Bewußtsein, was ich als Mensch, als Künstlerin aufgabe, ist es wohl auch, was meiner Liebe diesen schmerzhaften Unterton gibt.

Am Abend klingelte es – Robert kam nun doch – entgegen unserer Verabredung – um zu sehen, wie es mir ging.

»Ich bin so müde – so lieb müde. – Du willst wohl mein Herzblut trinken?« meinte er. »Ich gehöre am Ende zu jenen, welche sterben, wenn sie lieben. Wie geht es dir?«

»Danke, es geht mir ganz gut.«

Meine Stimme hatte wohl einen etwas kühlen Klang, vielleicht unter den Gedanken an all die äußeren Schwierigkeiten, die sich für die nächste Zukunft auftürmen.

»Warum empfängst du mich so kühl?« fragte er besorgt. »Habe ich dich sonst noch mit einem Wort verletzt, ohne daß ich es weiß? Ich habe dir die dummen Geschichten nur erzählt, weil ich denke, du kannst ruhig alles wissen – aber wir haben uns selbst das Glück der Stunde dadurch gestört. Verzeih mir –«

»Nein, nein, ich mache dir keinen Vorwurf; ich hätte dich ja zurückhalten können.«

Ich streichelte seine Hände: »Ich muß viel pädagogischer werden, wenn ich erst alles weiß, was dir schädlich ist! Ich weiß ja jetzt erst, daß ich eine Aufgabe bekommen habe!

Aber warum bist du überhaupt heute gekommen? Du solltest doch am Rembrandt arbeiten?«

»Ach, so – aus Langeweile! Ich mache mir Sorgen um deine Zukunft, – wie es auch für dich ein Glück wird! Ich habe alles an dir – das sinnliche Erlebnis mit dir gibt mir so alles – es ist für mich eine ganz neue Erfahrung. Und dann ist es wieder das Geistige, deine Persönlichkeit, die mich zu dir hinzieht. Aber ich sehe noch gar nicht, wie ich dir helfen kann!«

»Wir helfen einander!« tröstete ich und erzählte ihm von meiner Sorge, wie die Eltern meinen Gesinnungswechsel aufnehmen würden.

»Gib mir Nachricht, sobald du von deinem Vater hörst«, bat er, als er ging und mich zärtlich müde auf den Mund küßte: »Lebwohl, Jungchen!«

Übrigens gab es eine kleine Differenz dadurch, daß ich darauf bestand, ihm das Geld zurückzugeben, das er neulich bei einer gemeinsamen Mahlzeit in der Weinstube ausgelegt hat.

»Ich achte deine Selbständigkeit,« sagte er ein wenig verletzt, »aber du mußt sie mich nicht so bitter empfinden lassen. Weißt du nicht, daß das wie Mangel an Vertrauen wirkt? Als könnte ich dich einmal verlassen, und dann willst du nichts von mir genommen haben.«

»Sei mir nicht böse deswegen,« bat ich, »aber ich könnte es nicht anders ertragen. Ich brauche in unserer schweren Situa-

tion das absolute Bewußtsein der Unabhängigkeit und Freiheit, gerade auch dir gegenüber!«

16. März.

Es geht wunderbar mit uns: wenn ich einmal bedrückt bin, ist er mutiger. Und wenn er gerade einmal sehr leidet, bin ich voll Hoffnung.

Ich habe die Tage mit Wohnungssuchen zugebracht; die Wohnung soll nicht zu weit von der Universität liegen, damit er schnell auf eine Stunde zu mir heraufkommen kann. Ich habe eine gefunden, die freien Ausblick auf den Englischen Garten hat. Den Eltern schrieb ich, ich hätte jetzt gerade einen mich sehr lockenden Porträtauftrag, und Lilli könnte mich auch noch nicht entbehren. Ich wolle daneben Mal- und Zeichenstunden an einer Schule geben – um mich zu erhalten. Etwas, wovon mir mein ganzes Leben gegraut hat. Alles um seinen Willen – um dieser selig-unseligen Liebe willen!

Robert und ich haben uns vorgestern ein Stündchen gesehen – es war gut, daß ich ihn trösten konnte. Er hatte Nachricht von Agathe, die ihn in diesen Wochen zu sehen hofft – er ist ganz verzweifelt bei diesem Gedanken: »Ein Zusammentreffen mit ihr in *dieser Zeit!*« Ich wurde sehr traurig: »Ich habe immer gedacht, du würdest weicher gegen sie sein können, wenn du mich hättest! Ich darf dich doch ihr nicht ganz nehmen!« –

»Ja, wenn ich's leichter nehmen könnte! Ich kann ihr weniger geben, als ich für sie fühle, weil ich ihr *das* nicht geben kann, *was* ich für sie fühle! War schon je ein Mensch in einer so verzweifelten Lage? Ich habe solche Herzschmerzen, daß ich kaum atmen kann! Und dabei kommt der Frühling!«

»Und ich habe soviel Mut, ich lache die ganze Welt aus.«

»Hast du wirklich Mut? *Zwei* Verzweifelte – das wäre auch zuviel! Aber wenn ich nun erst mit dir zusammen die Hochzeitsreise gemacht habe, dann mag ich hernach gar nicht mehr ohne dich sein. Ich bin ganz alt geworden in diesen Tagen.«

»Soll ich nicht doch lieber nach Paris gehen?« fragte ich wieder. »*Noch* ist es ja möglich – und wenn unsere Liebe dich so unglücklich macht?« –

»Nicht unsere Liebe – aber daß sie sich nicht voll und rein durchsetzen läßt. – Hast du überhaupt eine Ahnung, wie lieb ich dich habe? Es ist nur gut, wenn du es nicht weißt – dann bist du vor Enttäuschungen sicher! Nein, nein, fortgehen sollst du nicht – dann kann ich gar nicht mehr, wenn ich auf alles Glück habe verzichten müssen.«

»Aber du redest wie ein Siebziger – und das Leben liegt doch noch vor dir! – Schreibe Agathe sehr liebevoll – und versprich, daß du nach Ostern auf zehn Tage kommen wirst«, bat ich.

Er lachte bitter: »Du weißt nicht, was das heißt. Seit ich deinen lieben Leib gehabt habe, ist von sinnlicher Liebe für sie gar nichts mehr übrig. Es ist vielleicht grausam, daß man für eine so hagere Gestalt nicht so empfinden kann. Aber wann werden wir uns nun sehen und haben?«

»Auf der Osterreise!«

»Aber das ist ja noch so schrecklich lang!« –

»Ja – es ist lang –, aber wenn wir erst eine Wohnung haben, dann kommst du zu mir.« –

Karfreitag, den 23. März.

Es war so schwer, diese letzten acht Tage seine leidenschaftliche Ungeduld zu meistern – ich lebte viel mehr als er in der Vorfreude auf unsere Reise. Hedwig sei ganz entzückt von mir, behauptete er – sie habe mich sehr lieb gewonnen. Ich mußte den Sonntag gleich wieder da sein. – Es war ein milder Frühlingsabend; ich ging träumerisch zu Fuß und kam mit einer Verspätung. Er empfing mich im Korridor. »Ich komme etwas später«, entschuldigte ich mich.

»Und das wagst du mir so zu sagen!« sagte er mit heißem Vorwurf. »Wie habe ich gewartet!«

Ich zürnte fast, daß er es nicht unterlassen konnte, mich hef-

tig an sich zu ziehen. – Wenn jetzt Hedwig, wo sie eben beginnt, mich kennen und verstehen zu lernen, von unserer Liebe erföhre, würde die Lage nur noch verworrener werden.

Wir hatten verabredet, daß er nach Tisch in seinem Studierzimmer bei seiner Arbeit bleiben sollte – Hedwig und ich wollten uns unterhalten. Aber Sehnsucht und Unruhe trieben ihn doch immer wieder zu uns hinein.

Das schmerzhaftes Geheimnis vor ihr drückt mich. – Aber ich muß ja schon froh sein, daß wir Vertrauen zueinander gewinnen. –

Und dann der Heimweg, der quälend süße Heimweg in der Nacht, auf dem er mich begleitet und mich nicht lassen will, wo seine sehnsüchtigen Zärtlichkeiten auch in mir alles aufwühlen – wo ich ihn von der Unmöglichkeit, seine Sehnsucht zu stillen, nur so schwer überzeugen kann – und selbst mit brennendem Herzen an seiner Seite wandere, während wieder alle Verzweiflung der Liebe und Sehnsucht aus ihm hervorbricht: er will mit mir leben, Kinder mit mir haben – mich ganz, mich schrankenlos besitzen. Und ich muß nun fest geloben, daß ich mit ihm reisen will.

Robert begleitete mich zu Fuß nach Hause, duldete nicht, daß ich fuhr – keine Minute wollte er sich von mir trennen. In einer der dunklen Alleen verließ ihn die Beherrschung: seine Arme ergriffen mich und hoben mich hoch in die Luft – ich hatte nie so seine elementare Kraft geföhlt wie in diesem Augenblick. Es rann wie flüssiges Feuer durch meinen ganzen Körper. »Auf morgen, acht Uhr!«

III.

30. März.

Nun liegt unsere Hochzeitsreise hinter uns – die Süßes und Bitteres brachte, wie alles, was unsere Liebe bringt. Aber doch unendlich viel mehr Glück als je vorher: denn nun weiß ich, daß *ich ihn liebe!*

Tragikomisch der Beginn: wie ich – bei aller Liebe und Sehnsucht – so spät zum Bahnhof komme, daß gerade unser Zug aus der Halle fährt.

Er schalt nicht, doch schmerzte es ihn wohl ein wenig. Aber es gelang, mit einem Nachzuge zu Mittag unsere Station am Fuße des Gebirges zu erreichen, wo wir übernachten wollten. Ein behagliches Hotelzimmer bot uns Obdach – schenkte uns seit langer Zeit zum erstenmal das Gefühl des Geborgenseins.

Den Ring, den er gekauft, steckte ich gehorsam an – obwohl ich Ringe nicht liebe. Aber diese sollen uns ja vor den Menschen das Recht geben, beieinander zu sein.

Nach den ungeheuren Erregungen der vorausgegangenen Wochen war es vielleicht kein Wunder, daß unsere Verschiedenheiten im Tempo der Liebe mir besonders schmerzlich zum Bewußtsein kamen. Die vielleicht Verschiedenheiten zwischen Mann und Weib überhaupt sind?

Er fiel sogleich stürmisch, leidenschaftlich, von Verlangen überwältigt, über mich her, ohne Rücksicht auf meine Abwehr diesem Mangel an Liebeskunst gegenüber – so schnell, unvorbereitet – ehe wir uns hatten auskleiden und zu Bett gehen können, uns ganz innig zu genießen. So blieb mir bei meiner vergeblichen Abwehr nur das Gefühl, seine stärkere Kraft zu genießen. Aber wenn dann, unter seiner Umarmung, meine Zärtlichkeit erwachte und ich lieb mit ihm plaudern wollte, dann hatte er andere Dinge vor oder schlief ein. Ich preßte seinen Kopf zärtlich an meine Brust: »Du läufst fort, gerade wenn ich dich am liebsten habe; du hast wohl eine momentane Sinn-

lichkeit. Aber die Liebe geht doch durchs ganze Wesen und ist immer da. Ihr seid zu dumm zum Lieben«, klagte ich.

Dann versuchte er, mich sehr lieb zu trösten – und es gelang ihm auch.

»Siehst du,« sagte er, als wir am ersten Abend einschliefen, »an dir habe ich begriffen, was das heißt: »wenn ihr nicht werdet wie die Kinder – dann werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.«

»Warum meinst du das?« fragte ich.

»Nun, das heißt doch: so unbefangen, so selbstverständlich, so natürlich sich hingeben, wie *du* es tust! Ich bin so glücklich, daß ich das erlebt habe!« – –

In der Nacht wachte ich auf: die Osterglocken des alten Domes läuteten – ich streckte sehnsüchtig meine Hände herüber und faßte die seinen: »Ostern!« Er gab mir die Hände – und sank dann wieder zurück in den Schlaf. Ich lag wach bis zum Morgen – das Herz tief bewegt, ergriffen: unsere Liebe, unser Schicksal – und dann dachte ich an Faust, an Christus – an die ewige Lebenssehnsucht und Lebenserneuerung – an jene höchste Art von heroischem Leben, das auch über den Tod noch Sieger wird. An den Geist der Liebe, der den Tod überwindet – dies ewige Geheimnis der »Auferstehung« zu einem höheren Dasein als ein Leben, das nur egoistischen Zielen und Interessen dient, es sein kann. An jenen Geist, mit dem ich ja auch mein eigenes Leben immer intensiver erfüllen möchte.

Es war mir, als begriffe ich in dieser Nacht zum erstenmal, was Goethe gemeint hat mit seinem unsterblichen:

»Selige Sehnsucht.

Sag es niemand als den Weisen, da die Menge leicht verhöhnet. Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnet.

In der Liebesnächte Kühlung, die dich zeugte, da du zeugtest, überfällt dich fremde Fühlung, wenn die stille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibest du umfangen in der
Finsternis Beschattung – und dich reißet neu
Verlangen auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich schwierig
– kommst geflogen und gebannt – und zuletzt,
des Lichts begierig, bist du, Schmetterling,
verbrannt.

Und solange' du das nicht hast, – dieses:
Stirb und Werde! bist du nur ein trüber
Gast auf der dunklen Erde!«

Mir war das Herz so voll von Sehnsucht, von all dem Tiefen,
Hohen, das mir in dieser Nacht durch den Sinn ging: unsere
Liebe – und jene ewige Sehnsucht, die das Leben erst wahrhaft
lebenswert macht, ging so schmerzhaft durcheinander – un-
lösbar verschlungen. Aber als es Zeit war auszustehen, brachte
ich dem Geliebten gegenüber doch kein Wort von dem, was ich
empfunden, über die Lippen.

Er schilt mich oft meiner ungeschickten Zurückhaltung we-
gen – und vielleicht mit Recht: er rede sich bei mir das ganze
Herz aus, lasse mich in all sein Gutes und Böses hineinblicken
– und ich sei so verschlossen. Ich bin nicht verschlossen, nur
scheu. Es ist nicht, weil ich nicht reden will, sondern weil mich
seine fünfzehn Jahre, die er mir voraus hat, einschüchtern; sei-
ne größere, reichere Erfahrung im Leben, im Lieben – in der
Wissenschaft – all das hält mich im Bann. Nur wenn ich ganz
deutlich spüre: jetzt *will* er von mir hören, nicht nur *seine* Ge-
danken und Empfindungen vor mir aussprechen – dann kann
ich mich ihm seelisch erschließen.

Der Ostersonntag führte uns in ein stilles kleines Nest in den
Bergen – ein wenig vorsommerliche Wärme machte es behag-
lich zum Ruhen und Wandern. Hier gab es allmählich linden
Ausgleich für unsere durch die starken Erregungen der letzten
Monate so abgespannten Nerven.

Wir ruhten Arm in Arm, wanderten in den stillen Bergen

umher – genossen die braunen, satten Farben der Felder, die Linien der Gebirge dahinter, die Berge in blauem Duft und den westlichen Himmel in Gold und Purpur; die Kirche auf dem Hügel und die historische Kapelle, deren Vergangenheit und künstlerische Bedeutung er mir voll Eifer und künstlerischer Kennerschaft erläuterte.

Er entsetzte sich über meine Unwissenheit in Kunstgeschichte, und ich – entsetzte mich gar nicht darüber. Weder über meine Unwissenheit – noch über sein Entsetzen. Ich habe es gern, es beglückt mich direkt, so seine Überlegenheit und meine Unterlegenheit zu spüren. Gerade weil ich manchmal – vielleicht unberechtigt – irgendwo meine Überlegenheit zu spüren glaubte in meiner Jugend, meiner einheitlicheren, lebenskräftigeren Natur oder als was ich es sonst empfinden mag.

Die Nacht bescherte uns das innigste Zusammenfinden; ich lag selig in seinen Armen und genoß seine Liebe zum erstenmal ganz ohne Schmerzen und Hemmungen. Und küßte ihn inbrünstig und heiß.

Er empfing jedes Zeichen meines Miterlebens und Genießens mit dankbarem Entzücken: »Mein wildes süßes Mädchen! So brauche ich es gerade! So brauche ich es gerade!«

Wir schliefen innig verschlungen ein. In der Nacht wachte er auf und sagte: »Ich will es dir jetzt gestehen: ich habe dich auch immer schon lieb gehabt.«

Ich glaubte zu träumen: »Du mich?«

»Ja, aber ich wagte nicht, dem nachzugeben – es dir zu sagen, wo doch alles so aussichtslos war. Erst als ich zu spüren glaubte, daß du auch nach mir Verlangen hattest, daß es in dir zu mir strebte, da fand ich den Mut.«

»Ist das wirklich kein Traum?« fragte ich.

»Nein, nein, es ist kein Traum. Entsinnst du dich nicht, wie ich schon voriges Jahr zu dir kam und mir von dir zum Geburtstag gratulieren ließ? Das war ja eigentlich sonderbar – aber ich wollte doch irgendein Zeichen, ein gutes Wort von dir hören, das sollte meine Geburtstagsfreude sein. Du warst immer so

zurückhaltend, und auch jetzt: Du weißt gar nicht, wie ich mich freue, wenn du mir zeigst, daß du mich lieb hast. Wenn wir draußen gehen und nur dein Arm mich berührt! Aber mein Herzblatt merkt das nie!«

»Ich fürchte immer, aggressiv zu werden«, gestand ich.

»Du bist ein kleines Dummi, das zu fürchten.«

Und mit dem Gefühl erneuter, tieferer Verbundenheit schiefen wir wieder ein. - - - - -

*

Es gab einen schönen, stillen Morgenausflug in die Berge – wir trafen kaum einen Menschen auf den Wegen – auf dem Aufstieg zu einer Höhe, von wo man die bayrischen Alpen in voller Klarheit sehen kann.

Vielleicht waren wir beide am Morgen ein wenig müde und elegisch gewesen – nun gab die Frische der Bergluft uns neuen Mut und Lebensüberschwang. Wir saßen lange auf der einsamen, sonnigen Höhe.

»Jetzt hier draußen in der freien Natur – unter den Strahlen der Sonne möchte ich dich liebhaben, dich besitzen!« meinte er übermütig. »So wie antike Götter sich lieben – das ist das Wahre und Natürliche!«

*

Ein seltsamer Zufall ereignete sich, als wir uns zur Mittagsruhe auf unser Zimmer zurückzogen: er wollte aus meinem Koffer ein Tuch für mich herausholen – und fand dabei zwei schwarze Bücher: mein Skizzenbuch und mein Liederbuch. In diesen Monaten unseres Kennenlernens haben wir noch wenig Zeit gehabt, von mir zu sprechen. Ich kann es gar nicht, wenn ich nicht deutlich fühle, daß er es will, es braucht, es verlangt. Nun griff er voll Spannung und Interesse danach – blätterte, studierte und las.

»Komm einmal zu mir, Liebste«, bat er. Ich kam gehorsam zu ihm. Dann fragte er mit schmerzlichem Vorwurf: »Warum hast du mir das noch nie gezeigt? Noch nie gesagt?«

»Aber wann, warum hätte ich es dir sagen sollen?« verteidigte ich mich. »Wir hatten doch noch gar keine Zeit, keine Gelegenheit dazu.«

Er war sehr ernst, fast bedrückt: »Irene, warum habe ich nicht wissen dürfen, was du leistest? Was du seelisch bist? Diese Kühnheit der Entwürfe – und der reiche, melodische Fluß deiner Verse: du bist mir zu groß!« – –

In jähem, aufloderndem Verlangen schlangen sich seine Arme um meinen Leib und trugen mich auf unser Lager: »Jetzt, wo ich deine Seele so liebe!« – – – – –

*

Arm in Arm wanderten wir am Spätnachmittag zum Turm – in vertrautem Gedankenaustausch. Nun konnte ich endlich auch von mir erzählen, von der Kindheit, dem Kampfe von früh auf, Bahn für meine künstlerischen Bedürfnisse, für mein Streben in die Welt hinaus zu schaffen.

Er hatte für alles das freundlichste Verständnis – das eingehendste, liebevollste Interesse. Sonderbar, es war, als habe er mich plötzlich neu entdeckt. Ich fühlte mich zum erstenmal so ganz von ihm gehalten und gehoben – nicht nur instinktiv erfühlt, nein, ganz klar und fest als sein geistiger Besitz erfaßt: als habe das Bild seiner Phantasie mit einem Male Fleisch und Blut gewonnen.

Nie bisher habe ich so gefühlt, daß er nicht nur eine liebliche Illusion, sondern den ganzen konkreten Menschen, *mich* mit all meinen Fehlern und Eigentümlichkeiten liebt.

Es gab ein ganz neues Gefühl der Stärke und Sicherheit: also er will nicht nur das Weib, nicht nur meinen Besitz, meinen Genuß; er will, er erfaßt mich, wie ich wirklich bin; er verbindet sich mit »mir« – mit der ganzen mir eigenen Individualität.

Die Bangigkeit, die Sorge, die Scheu ihm gegenüber bisher – dies Zeichen seines Willens zu mir, das ich in den Wochen vorher oft, bewußt und unbewußt, schmerzlich vermißt hatte, vermochte es, alle diese Hemmungen zu verscheuchen. Nun habe ich festen Grund unter den Füßen. – –

*

Und die Nacht – diese letzte Osternacht – das war dann unsere eigentliche Hochzeitsnacht. Nun erst vollzog sich ganz das Wunder der Vermählung und der Vereinigung – wo keiner mehr weiß, ob er gibt oder nimmt, ob er sich oder dem anderen gehört.

Diese Nacht brachte uns eine so tiefe, intensive, letzte Verschmelzung, in der wir wie *ein* Mensch, ein einziges, unscheidbares Wesen waren, dessen Teile ohne einander nicht gedacht werden können. Nie hatte ich je sein Gesicht – sein geliebtes, feines Gesicht, dem die Erfahrungen und Enttäuschungen des Lebens schon manchen leisen Zug von Bitterkeit eingeprägt haben –, so jung, so glücklich gesehen.

Alles Zagen, alles Schwanken, alle leisen, uneingestandenen Zweifel, ob es gut so, ob er der »Richtige« sei, fielen ab vor der tiefen, unzerstörbaren Gewißheit: »Ich will nie einen anderen Mann lieben als ihn – und er soll nie ein anderes Weib lieben als mich.«

Ich bin sein Weib, und die süßeste, unaussprechlichste Sehnsucht: in diesem hohen Glück der Vermählung Mutter zu werden durch ihn – durchbrauste wie ein göttlicher, berauschender Trank mein Blut.

Wir entschliefen in dieser himmlischen Vereinigung – und wenn wir in der Nacht erwachten, fanden wir uns in köstlichster, innigster, unauflöslicher Verstrickung.

Das war Hochzeit – hohe Zeit seligster Wunder – ein Auf-erstehen aus dem Tode der Vereinzelung – ein Eingehen in ein neues Leben der wundersamen Zweiheit.

Ich fühle mich seitdem wie verklärt – auf eine höhere Stufe des Menschlichen gehoben. –

Nun erst verstehe ich den tiefen Sinn des Lebens ganz – weiß ich, daß mein froher, angeborener Glaube an das Leben gerechtfertigt ist.

Nichts, was kommt, vermag mir diese unmittelbare Gewißheit zu erschüttern. – – – – –

*

Es traf mich – auf diesem Gipfel unseres Glückes – die Notwendigkeit kaum, daß wir uns am anderen Morgen zur Weiterreise rüsten mußten, die uns dann für ein paar kurze – lange Wochen trennen sollte. Während der Geliebte viel stärker von der Vergänglichkeit des Glücks durchdrungen war als ich.

An der Kreuzungsstation, die uns trennte – da der Zug ihn von dort nach dem Süden zu Agathe entführen sollte –, riß er sich unsäglich schwer los, umschlang mich in tiefem Bangen und sagte wehmütig: »Nun ist auch das vorbei!«

Mir war im Gegensatz zu seiner Wehmut das Herz so voll von nie vorher gefühlter Kraft und Lebenswonne, so voll tiefem Vertrauen in das Leben und unsere Liebe, daß ich fast jauchzend, mit leuchtenden Augen und blühenden Lippen sagte: »Nein, nun kommt es erst!«

10. April.

Alle diese Wochen ging ich wie verklärt umher, ganz durchdrungen von dem Glück des Zusammenseins – dem tiefen Gefühl der Verbundenheit, das unsere Reise mir gebracht hat.

Die Regelung der Wohnungsfrage hat freilich mehr Schwierigkeiten gemacht, als ich dachte. Die unerwartete Änderung meiner Entschlüsse hat wohl meines Vaters Mißtrauen geweckt, so daß er die erbetene Sendung der Möbel meines Arbeits- und Schlafzimmers verweigerte.

Es bedurfte des Hinweises, daß ich inzwischen den Mietkontrakt abgeschlossen hätte und nun die gemietete Wohnung einrichten müßte, um ihn zur Duldung einer Sendung des Notwendigsten an mich zu veranlassen.

Bis die Möbel anlangten, habe ich ein paar Tage und Nächte bei Geyers zugebracht. Lilli hat getreulich meine Sorgen und Freuden mitgetragen.

Das ist der Vorzug wie die Gefahr ihrer Natur: die Empfindungen entwickeln sich bei ihr zu einer so erdenfernen Höhe und Feinheit, entbehren so eines notwendigen Zusatzes von Wirklichkeitssinn, daß selbst ich – mit meiner doch gewiß auch »gefährlich unpraktisch-idealistischen« Natur, wie mein Liebster oft sagt – neben ihr mir schon wie ein ganz nüchterner Mensch vorkomme, der den Realitäten des Lebens vollkommen Rechnung trägt.

So wohltuend nun Lillis inniges Mitleben meines Glückes und meiner Not ist, so bedrückend ist mir die Sorge um Lilli selbst.

Es ist mir ein Rätsel, daß die Eltern die Gefahr nicht deutlicher erkennen, die in diesem Gehenlassen liegt.

Der berühmte Kliniker, der Spezialist für Tuberkulose scheint den Erkrankungen der Seele, des inneren Gleichgewichtes, der Nervenkraft mit größerer Naivität gegenüberzustehen als mancher medizinische Laie.

Lillis geistige Fähigkeiten sind von unverminderter Kraft – aber in ihrem Lebens- und Schaffenswillen scheint mir eine gefährliche Lähmung eingetreten.

Lilli gehört zu den Menschen, die immer das Unmögliche begehren, die »alles oder nichts« verlangen, die an einer kleinen Verwundung zerbrechen können.

Gewiß, für den unerfahrenen Idealismus behüteter Frauen wie für unsere Sehnsucht nach großer Liebe ist die Erkenntnis der realen Banalitäten niederer »Liebschaften« – wenn man dies Wort für etwas gebrauchen darf, bei dem von Liebe keine Rede ist – unsäglich schwer und hart. Aber daran zugrunde

gehen? Aller starker Lebenswille bäumt sich in mir gegen diese verhängnisvolle Passivität wie gegen eine bekämpfenswerte Schwäche auf.

Mit dem Recht unserer alten Freundschaft habe ich daher Lilli die Gefahr, sich so ohne Gegenwehr dem Schmerz, der Selbsterfleischung zu überlassen, vorgestellt.

Denn ich gehöre sicher zu den Menschen, die den stärksten Einfluß auf sie haben. Aber ob es Erfolg haben wird?

*

12. April.

Vorgestern nacht ist mein Liebster von seiner Reise zurückgekommen – vor Tisch kam er gleich, mich zu begrüßen. Aber so glücklich wir beide waren, uns wieder zu haben, so sehr ich mich freute, ihm die eigene Wohnung zu zeigen, so lag doch ein leiser Schleier über seinem Wesen – eine Befangenheit über seinen Zärtlichkeiten.

Instinktiv fühlte ich: das persönliche Zusammensein nach der langen Trennung hat doch – wie begreiflich – zu einer Annäherung zwischen der einsamen Frau und dem Manne geführt –, und das ist es, was jetzt zwischen uns steht, was er mir gegenüber als Hemmung empfindet. Aber wenn ich vor unserer Reise diese Möglichkeit ruhig habe erwägen, ja es selbst als seine Pflicht der Barmherzigkeit habe ansehen können – jetzt, wo ich mich rückhaltlos ihm gegeben, so schrankenlos ihm verbunden fühle, jetzt empfinde ich jenes Band, das ihn an die andere Frau knüpft, in leidenschaftlichem Schmerz. Ich durchlebte einen sehr schweren Tag – eine noch schwerere Nacht, in der ich nur einen Ausweg sah: zu verzichten. Dieses Teilen scheint mir jetzt unerträglich. »Und sie hat die älteren Rechte.«

Als er heute kam, sagte ich ihm das unter Tränen. »Aber du brauchst doch nicht so verzweifelt zu sein, Liebling,« tröstete er, »du weißt ja, in welcher verwickelten Situation wir leben – du weißt auch, daß es dir nichts nimmt – und du hast doch jetzt

einen Menschen, einen Freund, der dir in allem zur Seite steht und dir hilft, auch dies Schwere zu ertragen!«

Auch von meiner frohen Sorge, meiner sorgenvollen Hoffnung erzählte ich ihm.

»Das wäre ja schrecklich lieb,« sagte er, »und wenn es ein Junge würde, sähe er dir gewiß sehr ähnlich.«

»Ja, ich habe mir auch schon gedacht, was es wohl von dir haben würde.« –

Die mißtrauische Weigerung des Vaters, mir alles Verlangte zu senden, erfüllte ihn nun wieder mit Sorge für mich.

»Weißt du,« sagte er nach unserer ersten innigen Ummarmung, »du hast etwas von einer Valandinne an dir.«

»Wenn ich dich nun einmal gar nicht mehr fortlasse?« fragte ich. »Wenn ich dich immer bei mir hätte, würde ich dich totküssen.«

Aber dann schilt er wieder zärtlich, er kenne das Maß meiner Leidenschaft noch gar nicht, daß ich mich nicht noch schrankenloser unserer Liebe ergeben wolle. Jedesmal, wenn er mich besessen, habe er mich noch lieber gewonnen – fühle er, wie ganz anders das sei als alles, was er vor mir, außer mir erlebte.

Er gab mir Ratschläge, was ich tun, an wen ich mich wenden solle, für den Fall, daß er einmal plötzlich sterbe, daß er mir nicht selbst mehr helfen könne.

»Aber das Kind von dir würde ich dann erst recht haben wollen«, sagte ich.

Er küßte mich dankbar: »Ich hätte bisher nie gedacht, daß ich einen Menschen so lieb haben könnte. Meine Mutter habe ich über alles geliebt – und Agathe in ihrer herben Art auch – aber so wie dich –!! –«

»Ich habe es aber immer gedacht!«

Er hatte mich auf seinen Schoß gezogen – ich lag in seinen Armen auf dem Diwan: »Hast du denn gedacht, daß es so lieb wäre?« fragte er, indem er sich über mich beugte.

»Aber sicher!« sagte ich zuversichtlich. »Das wäre ja noch schöner, wenn die Liebe nicht lieb wäre!«

13. April.

Am Nachmittag konnte ich eine Sitzung mit meinem kleinen Mädchen abhalten, das ich zu porträtieren übernommen habe – ein Auftrag, den Dannenberg vermittelt hat. Als ob ich doch in den letzten Monaten an Fähigkeit des künstlerischen Schauens zugenommen hätte, in einer reicheren, lebendigeren Welt lebte – so stehen die Dinge, auch die Menschen, jetzt vor mir. Als ob ich sie früher nur wie von ferne, im Traum, durch einen Schleier gesehen – und alles nun mehr Wirklichkeit, mehr Farben, mehr Lebenswärme gewonnen hätte.

Und mein kleines Mädchen lockt mich – in seinem jungen, weichen Gesicht, in seinen schönen, dunklen Augen schon das hoffentlich liebevolle Schicksal zu ahnen, das ihm einmal – als Frau – vom Leben beschieden sein wird.

14. April.

Heute lag ich ein wenig matt mit Rückenschmerzen auf dem Diwan – als er kam. Aber wir hatten uns beide so lieb, daß ich meine Schmerzen fast darüber vergaß.

Lauter zärtliche, verliebte Worte und Vergleiche, Umarmungen und Liebkosungen hat er für mich, in die er mich wie in einen weichen, warmen Mantel, in eine laue Dämmerung einhüllt.

Ich bin sein Liebling, sein Herzblatt, sein Weib, sein Eigentum – und soll ihm ganz gehören und seinem heißen Manneswillen mich ganz ergeben. Ich liege selig lächelnd da, lasse seine herrische Wildheit über mich ergehen und frage nur: »So also, das alles willst du? Verlangst du?«

»Ich könnte dich vor Liebe töten!« meint er.

»Ich dich auch!«

»Wie würdest du es denn machen«, forscht er neugierig.

»Ich – würde dich totdrücken und -küssen –« und ich presse meine Arme fest um seine Brust.

Ich frage immer wieder: »Was denkst du?«

Und er sagt immer: »Ich denke gar nichts – ich bin ganz Empfindung.«

»Bitte, wenn du in meiner Gegenwart wieder einmal einen Gedanken faßt, dann sage es mir«, sage ich lustig spöttisch.

*

Und dann liege ich todmüde von all dem Küssen und Liebhaben da – und denke an ihn. Ich zürne dann wohl, daß er immer nur küssen und nicht vernünftig mit mir reden mag. Er ist ganz dumm-glücklich geworden, wie er sagt.

Aber ich weiß ganz genau, daß ich sehr traurig sein würde, wenn er *nur* vernünftig mit mir reden würde.

18. April.

Die Vorlesungen an der Volkshochschule haben wieder angefangen.

Diese Vorlesungen – obwohl sie ja eine Möglichkeit sind, uns zu sehen, ihn zu hören, an seiner geistigen Arbeit teilzunehmen – wirken doch fast immer bedrückend auf mich: der Gegensatz zwischen unserer inneren Gemeinschaft und der äußeren Fremdheit, die wir dort beobachten müssen, tut mir gar zu weh.

Er scheint nicht entfernt so darunter zu leiden. Wir begegneten uns ein paar Schritte vor dem Saal: »Wie geht es dir, Liebling?« fragte er sehr übermütig. »Heute abend komme ich zu dir.«

Er neckte mich, was ich dazu sagen würde, wenn er mir die erste Untreue zu beichten hätte. Da kam einer seiner Kollegen, ein Professor für Mathematik Binder, und wir trennten uns ganz förmlich.

Ich erwartete ihn sehnsüchtig am Abend. Seiner Scherze wegen quälte ich mich mit dummen Gedanken; er nähme unsere Liebe nicht ernst genug. Als er dann so lieb bei mir saß,

schwanden die quälenden Gedanken schon fast von selbst. Nur er meinte: »Nun quälst du mich!« Ich solle ihn doch lassen, bat er, überall sonst sei die Reflexion störend dazwischen getreten – nur bei mir habe er die unmittelbare Empfindung. Ob er mich denn geistig gar nicht befriedige? –

Und ich, die ich ja so gern glücklich bin, wenn er sich bei mir glücklich fühlt – ich ließ ihn – ich ließ mich ihm – gab mich ihm, wie seine Sehnsucht es verlangte.

»Weißt du,« gestand er mir, »ich habe gern vergessen, welche kühne Motive deine Skizzen zeigten, welche weichen Fluß deine Verse hatten. Ich möchte doch der Mann bleiben in unserem Verhältnis.«

»Aber das sollst du ja auch. Du weißt ja: »Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand – und wie wäre der möglich ohne die Liebe?«

Es war sehr spät, als er sich endlich von mir trennte. Ich hatte in allem Glück seiner Gegenwart, bei all seinen heißen Umarmungen und zärtlichen Scherzen nicht einen Augenblick das Herzweh verloren – im Gedanken daran, daß er ja am Ende fort mußte, daß wir nicht ganz zusammengehören.

20. April.

Gestern ging ich gegen Abend in der frühlingsschweren Luft eine Stunde durch den Englischen Garten, der herrlich grün und frühlingsduftig ist. Aber die Schwüle lastete drückend auf mir – so wie die Briefe, die ich jetzt von meinem Vater erhalte, der sich weniger als je mit meiner Berufswahl, meinem Streben zur Kunst, dem unabhängigen Leben in München aussöhnen kann. Er scheint einen viel stärkeren Instinkt als die Mutter dafür zu haben, daß irgend etwas jetzt nicht in Ordnung ist. Ihre behütete Jugend und frühe glückliche Ehe läßt die Mutter wohl nicht entfernt solche bitteren Konflikte für möglich halten, wie ihre Tochter sie jetzt durchkämpft.

Heute vor Tisch, als ich gerade über meiner Antwort an den

Vater saß, kam Robert nach seiner Vorlesung, ganz erfüllt von dem Plan, mit Hedwig in den nächsten Wochen eine andere Wohnung zu beziehen, die er sogleich anfang, mir aufzuzeichnen. Ich war ein wenig bedrückt von der Einsamkeit und dem Konflikt mit den Eltern: er kann dazu führen, mir jede künstlerische Weiterarbeit unmöglich zu machen. Und der Gedanke, einfach Mal- und Zeichenlehrerin zu werden, wenn die Eltern ihre Erlaubnis und Unterstützung mir entzögen, um mich zur Rückkehr nach Hause zu veranlassen, ist mir grauenvoll – eine trostlose Perspektive!

So schmerzte es mich sehr, daß Robert, ganz erfüllt von seinem Projekt, zuerst gar nicht nach meinem Ergehen fragte. Dann endlich spürte er, daß ich traurig war: »Was hast du?«

»Ach nichts – aber der Brief vom Vater quält mich! Ich kann seine Auffassung, seine Weltanschauung nicht teilen, von Kind auf habe ich das nicht gekonnt. Ich muß doch mein Leben unter eigener Verantwortung durchkämpfen, selbst auf die Gefahr, daß ich Irrwege einschlage. Vielleicht sind sie für mich gerade dienlich und notwendig. Es gibt ja keine absolute Wahrheit – nicht wahr – sondern seine und meine Auffassung sind subjektive Anschauungen, die beide in sich ihre Berechtigung haben. –«

Er kam aus seiner Sofaecke, holte mich in seine Arme und küßte mich. »Siehst du, das sage ich auch immer – nun sagst du es auch: Du brauchst eigentlich gar nicht meine Vorlesungen zu hören. –«

»Ja, ich weiß wohl – dort hast du mich nicht lieb.«

»Du machst dann ein solch verschlossenes, fremdes Gesicht«, beklagte er sich.

»Aber ich kann dich doch dort nicht ansehen wie hier!«

»Und nächstens werden alle deine anarchistischen und Volksbeglückungsideen zusammenbrechen.«

Ich wand mich unwillig aus seinen Armen:

»Meinst du, ich wollte das aufgeben, was mich bisher glücklich gemacht hat?« –

»Aber wenn deine Ideen keine Stützen mehr haben?« Ich lachte nur.

»Dies leise, überlegene Lachen, wie ich auch das liebe!« sagte er zärtlich. — — — — —

*

»Ja,« sagte ich nachdenklich, »es ist wahr, ich bin ja schon glücklich, wenn du es nur bist.«

»Aber das ist ja Aufopferungstheorie! Und für die bist du doch nicht!«

»Ja, freilich, das scheint mir beinahe auch; die Aufopferung muß uns Frauen also verhängnisvoll im Blute stecken, wenn sogar ich von ihr angesteckt werde!« —

Er legt meine Arme um seinen Hals: »Hab mich lieb! Du Dummes weißt ja gar nicht, wie lieb ich dich habe. Wie war das neulich ein Glück bei dir! Ich sank so selig müde in meine Kissen und fühlte mich all die Tage so froh und stark und frisch und habe so gute Vorlesungen halten können! Bist du traurig, daß wir nicht immer zusammen sind?«

»Ach nein.« — —

»Und wie reizend du aussahst! Das ist doch Glück! Das ist doch eine Ehe! Bist du traurig, daß ich deine geistigen Schätze nicht heben will? Aber unser Zusammensein ist doch nur deshalb so köstlich, weil ich stets das Bewußtsein davon habe. Aber ich bekomme das alles ebenso durch unser Zusammensein wie durch willkürliche Mitteilungen. Und jetzt möchte ich zu dir kommen, dich ganz haben dürfen.«

»Fällt mir gar nicht ein«, sagte ich schroff.

Er sah mich erschrocken an:

»Wenn du das so sagst!« — — — — —

*

»Ich habe mir überlegt, daß unsere Ästhetik doch ganz ver-

schieden ist«, sagte ich, bemüht, meinen inneren Zwiespalt verständlich zu machen. »Du liebst die Schönheit in äußeren, sichtbaren Dingen – in Formen und Farben – in der bildenden Kunst – in der Eleganz in Kleidung und Wohnung – und ich mehr die innere – in der Seele.« –

»Ich habe mir überlegt«, wiederholte er ein wenig verletzt. »Wenn du noch sagtest: ›Es ist mir deutlich geworden.‹ Aber nein: ›herausüberlegt.‹ Du scheinst dir in meiner Abwesenheit alles Mögliche zu ›überlegen.‹«

Ja – es ist wahr – seine Abwesenheit ist wie ein Gift für mich – ich weiß es, ich fühle es – alle Bitterkeit unseres Schicksals, die ein vollkommenes Glück mit voller Lebensgemeinschaft, mit Ehe und Kindern nicht gestattet, legt sich dann wie ein Nachtalp über mich. Dazu die Hemmungen meiner künstlerischen Entwicklung durch mein Hierbleiben – und die kurzen, kargen Stunden, in denen wir uns sehen!

Das ist unendlich quälend, deprimierend für mich, für meinen glühenden Durst nach Glück, nach Freude, nach innigstem Zusammenwachsen. Das alles scheint ihm gar nicht zum Bewußtsein zu kommen, ihn gar nicht zu bedrücken.

»Laß mich nur erst einmal«, bittet er dann. »Ich bin ja so viel sicherer, bestimmter geworden – ich meine immer, auch andere müßten es merken. – Die ganze übrige Welt ist mir so gleichgültig geworden. Das hat Goethe gemeint:

Glücklich, wer sich vor der Welt ohne Haß
verschließt, einen Freund am Busen hält –«

*

»Ach – wenn doch ein Kind aus unserer Liebe hervorginge! Und wenn es sich an diesen lieben Brüsten satt trinken dürfte! Du weißt ja gar nicht, was ich in dir verehere! Und mitten in dem tiefen Gefühl der Achtung vor dir – da möchte ich ein Kind von dir haben und auch gleich machen. Ist das nicht seltsam?«

»Ach nein, das finde ich nicht seltsam!«

»Aber nun nimm mich in deine Arme!«

Ich drückte ihn zärtlich an mich.

»Übrigens habe ich in diesen Tagen in einer Vorlesung über Tellheim gesprochen« – erzählte er, »und meine Zuhörer wußten gar nicht, weshalb ich so erregt und zornig wurde: daß es wohl anständig sei, von einem Freunde Geld zu nehmen. Wenn du mir doch erlauben wolltest, etwas zur Ergänzung der Wohnung zu kaufen – oder wenn du den Humor hättest und kauftest dir ein hübsches Kleid!« –

Ich weiß es wohl: es wäre selig – demütigend: ein Kleid von ihm! Für ihn! – –

Das wäre eine große Versuchung: aber nur im Rausch der Verliebtheit. Im Ernst würde es mich quälen und bedrücken, wäre mir einfach unerträglich. Solange er mit seinen äußeren Verpflichtungen an eine andere Frau gebunden ist, soll zwischen uns nur das freie Geschenk unserer gegenseitigen Liebe sein. – – – – –

22. April.

So liebevoll-sehnsüchtig habe ich alle Tage an ihn gedacht, daß ich unwillkürlich glaubte, in ihm derselben Stimmung zärtlichsten Gedenkens zu begegnen. Daher fiel es wie eine grimme Enttäuschung bei unserem Wiedersehen über mich, als wir aus seiner Vorlesung zusammen nach Hause gingen, daß er sogleich – ohne nach mir zu fragen – voll Begeisterung von einer Gesellschaft in dem eleganten Hause einer reichen, noch jugendlichen Generalswitwe mit ihrer arroganten siebzehnjährigen Tochter erzählte, die ihm beide sehr den Hof gemacht hätten. Da er, wie er selbst oft beklagt, sehr empfänglich dafür ist, so hat das, wie es scheint, starken Eindruck auf ihn gemacht.

Mutter und Tochter wollen ihn offenbar stärker an sich fesseln: sie haben ihn gebeten, sie öfter zu besuchen, womöglich für sie und einige Freunde Privatvorlesungen zu halten, mit ih-

nen Kunstwerke zu besichtigen. Er hat zugesagt. Das wird nun gerade vormittags in der Zeit sein, in der er sonst immer auf ein, zwei Stunden zu mir heraufzukommen pflegte.

Ich wurde unsagbar traurig über diese Aussicht und zugleich wütend auf mich selbst, daß ich diese Traurigkeit nicht ganz verbergen konnte.

»Was hast du? Deine Stimme verrät dich. Wir wollen uns auf die Bank dort setzen, damit ich dich ansehen kann.«

»Ich habe keine Zeit.«

»Soviel Zeit hast du doch.«

Eben hatten wir uns hingesetzt – da kam ein Bekannter, der ihn begrüßte. Ich stand auf und ging langsam voraus – es war mir in meinem zerrissenen Zustand nicht möglich, stillzusitzen. Ich war beinahe schon aus dem Englischen Garten heraus, da kam er atemlos.

»Das war ein Geniestreich, mir so davonzulaufen.«

Ich murmelte etwas von: »Ich fürchtete, es würde mir zu spät.«

»Sag mir doch, was dich traurig macht,« drängte er.

Ich konnte keinen Ton hervorbringen.

»Sieh mich wenigstens einmal an,« bat er wieder, »sonst sehe ich mir den schönen Hals dort an.«

»Da kommt meine Bahn«, sagte ich nur. Ich stampfte in meiner Verzweiflung wild auf: »Ich will nicht so von ihm gehen.« Aber er sah es glücklicherweise nicht.

»Gib mir noch einmal die Hand«, bat er wieder.

Ich konnte es nicht mehr – ich stieg so auf, ohne ihn anzusehen, mit dem glühenden Schmerz im Herzen. Ich hätte ihn am liebsten ganz fest an mich gedrückt: ich will dich ganz allein, ganz für mich haben – und wenn ich Geld genug hätte, würde ich so viel Vorlesungen bei dir hören, daß du für keinen anderen Menschen Zeit hättest!

Meine Hoffnung, daß er heute morgen kommen würde, hat sich nicht erfüllt. – –

IV.

24. April.

In meinem Kummer habe ich *eine* tiefe große Freude; ich lese Nietzsche, von dem mir zwar schon eine Ahnung aufging, ehe ich nach München kam, die mir nun zur glückseligen Gewißheit wurde: daß er mir Erzieher und Führer werden könne. Nun benutze ich diese Monate, ehe ich in regelmäßiger Tätigkeit gebunden bin – der Reihe nach an Werk für Werk von ihm mit Ehrfurcht heranzugehen.

Ich kann gar nicht beschreiben, welch eine Befreiung und Bestätigung meiner Natur, meines dunklen Werdedranges jedes Wort für mich ist! Das war ja auch immer mein Konflikt mit dem Geliebten: »Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen.« »Nur der, der die Zukunft baut, hat das Recht, die Vergangenheit zu richten.« Während sein historischer Sinn Robert so passiv und teilnahmslos für die Gegenwart, so skeptisch für die Zukunft macht. Wenn ich das alles doch einmal mit ihm, dem Geliebten lesen könnte! Ob er dann nicht auch manches bei mir, in meinem geistigen Wesen, besser verstehen und gelten lassen würde??

Inzwischen wartete ich in meiner Einsamkeit ungeduldig auf ihn.

Gestern kam er – mit sehr ernstem, lieben Gesicht: »Du schlechtes Mädel, mir wieder solche Schmerzen zu machen!« Er sah mich mit Tränen in den Augen mit so schmerzlichem Vorwurf an, daß ich schon reuevoll fragte: »Das tue ich wohl öfter?«

»Ja, gewiß tust du das! Nun komm einmal her!«

Ich schlang meine Arme um ihn – bereit, alle Schuld auf mich zu nehmen – und fragte: »War ich denn wirklich so böse? Ich war doch nur so schrecklich traurig!«

Auf einmal spürte ich, wie bei unserer innigen Umarmung – in die ich mich gerade in der Hoffnung geflüchtet hatte, ihm

nun endlich sagen zu können, was meinen Kummer und unseren Konflikt verursacht hatte – das sinnliche Verlangen in ihm erwachte, wie er mich mit sanfter Gewalt auf den Diwan niederzuzwingen versuchte.

»Du weißt doch noch gar nicht, worüber ich so traurig war«, wehrte ich erschrocken ab.

»Das ist auch ganz allerlei.«

»Das ist es nicht.«

Aber unter seinen Küssen, seinen Liebkosungen schwand dann allmählich mein Widerstand gegen sein Verlangen.

Mit einem schmerzlichen Stachel im Herzen blieb ich zurück; er mußte sehr bald wieder fort: um seine neuen Freunde in der Pinakothek zu treffen.

»Ich will ihn wieder haben, in meinen Armen halten, mit ihm über alles sprechen können, was mich quält! Ich will ihm nicht nur gehören – wir wollen auch über alles reden, alles klären können, was zwischen uns steht.«

*

Diese kargen Minuten des Zusammenseins im Vergleich zu der tagelangen Trennung sind eine entsetzliche Qual für mich. Ob er das gar nicht begreift? Das *müßte* er doch verstehen.

*

Als wir uns heute bei Reichmanns trafen, schien er aber – zu meiner schmerzlichen Verwunderung – gar keine Ahnung mehr von einem Zerwürfnis zu haben. Man gratulierte mir dort, daß ich nicht nach Paris ginge. Mein Partner vom letztenmal, ein zarter, verträumter Wiener jüdischer Dichter, Dr. Manes, mit dem ich viel über Jens Peter Jakobsen, den wir beide lieben, sprach, hoffte mich wieder nach Hause begleiten zu können. Auch mit einem holländischen Verleger und seiner Tochter, die viel Interesse an Multatuli haben, kam ich wieder in sehr an-

geregte Unterhaltung. Nur mit Mühe und List gelang es Robert und mir, den andern beim Abschied auszuweichen. –

Er erzählte gleich wieder so lebhaft und angeregt von seinen letzten Erlebnissen, von einer Verehrerin, der er notgedrungen die Cour mache, als ob gar nichts zwischen uns gewesen, daß ich bald wieder Herzweh hatte.

»Du bist herrlich.« sagte ich bitter, »du redest von allem möglichen. – nur nicht von dem, um das es sich doch in erster Linie handelt.«

»Dann sage es mir.«

»Fällt mir gar nicht ein«, sagte ich schroff.

»Sieh doch einmal die wunderschöne Wolkenwand am Himmel.« –

Ich ging trotzig weiter.

»Du bist ja ganz ungezogen heute – warte nur, wenn ich dich zu Hause hätte, würde ich deinen Trotz schon brechen.«

»Das glaube ich.«

»Sag mal, was würdest du tun, wenn ich dich schlüge?«

»Mich schlagen lassen.«

»So – wirklich?«

»Ja, meinst du, ich würde dich wieder schlagen?!«

»Und wenn es nun Liebe wäre – oder aus Liebe entsprungener Haß – würdest du mich dann noch lieb haben?«

»Es käme darauf an.«

»Ach, du bist ein dummes Mädel – hat das alles nun gar nichts zu deinem Wesen hinzugesetzt?«

»Nein!« Es kam so hart aus gequältem Herzen.

»Komm, setz dich hier einen Augenblick mit mir«, bat er ratlos. »War es denn nicht unsäglich lieb gestern, als ich bei dir war?«

»Nein«, beharrte ich trotzig.

»Ach, und mir war es so unendlich beglückend, wie du da unter mir lagst und atmetest – ich hatte so heißes Verlangen nach dir. Ich war ja gekommen, um mit dir zu reden – und da standest du da und sahst mich mit deinen schönen grauen Au-

gen so voll Trauer und Liebe an – da verlor ich alle Besinnung.«

Wir gingen dann weiter – ich erzählte ihm, daß Fräulein Kessel, eine Kollegin, die auch seine Vorlesungen hört, mich nach seinen Vorlesungen nächstens begleiten wolle.

»Und mit der gehst du lieber als mit mir?«

»Hätte ich ihr sagen können, daß ich mit dir gehe?!«

»Nun, vielleicht kannst du manches von ihr lernen«, neckte er, »sie ist sehr tüchtig und fleißig – und du bist so hochmütig und faul!«

Mein Herz krampfte sich zusammen.

Ich wollte schneller gehen; er faßte mein Handgelenk und hielt mich fest.

»Laß mich, du tust mir weh!«

»Ich will dir weh tun! Heute bist du zu dumm zum Lieben!«

Nun kamen mir die Tränen: »Laß mich, ich kann nicht mehr!«

»Ist das nun nur eine nervöse Überreiztheit oder eine Differenz, die in unseren Naturen liegt?« fragte er erschrocken.

»Das letzte!« sagte ich. »Ich habe so viel daran denken müssen, daß du eine idyllische Natur bist.«

»Und du eine tragische? Aber dazu gehört doch ein großer Schmerz.«

»Nun, der wäre ja bald gefunden. Wir haben uns eben beide geirrt!«

»Du, wenn du das noch einmal sagst! Aber habe ich dich denn mit meiner Natur getäuscht?«

»Nein,« beruhigte ich ihn. »ich wußte es ja alles. Meine Verzweiflung richtet sich ja nur gegen meine eigene Dummheit. Mein Verstand spricht dich ja völlig frei – nur daß es mich so schmerzt – weiter nichts.«

Siehst du, ich habe immer das Herz so voll von dir und von dem, was ich dir sagen möchte. Und dann sage ich es dir doch nicht, weil ich fühle, daß du ganz wo anders bist mit deinen Gedanken. Und dann quält es mich so grenzenlos. So wie neulich, wo ich dir ja nur sagen wollte: ich möchte so viel Geld haben,

daß ich alle deine Vorlesungen bei dir allein belegen könnte, so daß für andere Menschen gar keine Zeit mehr bliebe!«

Er lachte befreit: »Aber das macht mich ja glücklich, wenn du mir so etwas sagst! Und daß du meine Neckereien so schwer nehmen kannst!

Ich fühle mich dann immer so aus dem Hause herausgeworfen, so als ob ich den Mietskontrakt nicht richtig abgeschlossen hätte – ich werde dich zur Strafe wohl doch noch heiraten müssen«, sagte er. »Drückt das alles nun deine Neigung zu mir nicht herunter?«

Ich sah ihn groß an: »Wie sollte es? Nur daß ich sie als Schmerz empfinde! Nicht mehr nur als Glück. Aber Schmerz und Glück gehören ja wohl zusammen!«

*

Ich stieg langsam und traurig die Treppen zu meiner Wohnung hinauf. Zum erstenmal scheint es mir als eine Unmöglichkeit, daß unsere Naturen sich je einen sollten. Zum erstenmal wünschte ich, er wäre nicht in mein Leben getreten. Sehr traurig, verzweifelt, mich nach ihm geseht – dann an ihn geschrieben – langsam – bis spät in die Nacht.

26. April.

»Siehst du, Geliebter, das ist mir deutlich geworden: die Aufopferungstheorie ist nichts für mich – das ist eine Untreue gegen mich, eine Selbstzerstörung, die ich nicht auf mich nehmen kann.

Ich sagte dir neulich: »Ich bin ja auch schon glücklich, wenn du es nur bist« – aber das ist ja doch nicht wahr – *nur wenn du es durch mich, in mir bist*. In mir führen die Liebe und das Persönlichkeitsbewußtsein einen harten Kampf – ich weiß, es sind mächtige ebenbürtige Gegner, von denen nicht leicht einer den anderen überwinden wird. Als Weib will man sich selig unter-

ordnen – als Persönlichkeit sagt man: »Ich will mein bleiben!«
Wie löst man das Problem, ein freier Mensch und ein liebendes
Weib zu sein?

Du bist ein Mensch aus der anderen Welt – aus der alten
Welt – dein Lieben, dein Hassen, deine Kunst, deine Religion,
deine Sittlichkeit ist eine andere – und wenn du nicht zu mir
kommst – ich kann nicht zu dir kommen. Meine Welt muß auch
die deine sein – und da ich in die deine weder kann noch will,
so mußt du schon zu mir kommen, wenn es dir möglich ist. Ich
weiß nicht, ob es Wahnsinn ist, wenn ich das verlange; aber ich
würde mich selbst zerstören, wenn ich das verhehlen und verleugnen wollte.

Aber während dich so die eine Hand zurückstößt, streckt
sich die andere sehnsüchtig nach dir aus: ich habe dich lieb, –
ich will dein sein – und du sollst wachsen und ich will abnehmen. –

Wenn ich weiß, wir sind ganz eins, dann kann ich so tapfer
sein und all das Schwere, das uns die Lage auferlegt, mit stolzem
Lächeln tragen. Aber so – mit diesem Zwiespalt – nicht
wahr, das fühlst du auch, so geht es nicht weiter?! –«

27. April.

Vor der Vorlesung hatte ich ihm den Brief geben können und
ging nachher notgedrungen mit Fräulein Kessel fort. Er hatte
nur gerade Zeit, mir zu sagen, daß er nachher käme. Professor
Lauber stand einige Schritte davon – wir maßen uns mit feindlichem
Blick.

*

Als er dann endlich bei mir war, mich an sich zog und mein heißes
Gesicht streichelte, wurde das Herz mir warm bei dem unerhörten
Glück, ihn endlich wieder einmal für mich, bei mir zu haben.

»Aber ich fühle mich dir ja gar nicht so fremd – nur suche ich mehr die Beziehungen zur Vergangenheit als du.

In der Theorie kann man ja alles gelten lassen – aber in der Wirklichkeit gibt es keine Sprünge. Und dann mußt du ein bißchen Geduld haben – siehst du, mir liegt doch immer auch Agathe auf der Seele – und oft fühle ich es wie Haß gegen sie, daß sie mich an einem vollen Lebensglück hemmt. Und ich kann sie doch nicht verlassen.«

»Nein, nein, du darfst sie nicht verlassen – das würde sie töten.«

»Und jede Nacht träume ich von dir, möchte zu dir, bei dir sein. Und daß ich viel mehr als du die sinnliche Sehnsucht habe« – er zog mich in seine Arme, küßte mich und bat: »Komm mit mir herüber!«

»Ach nein, hast du schon wieder solche Gedanken?«

»Du nicht auch?«

Er zog mich sanft auf den Diwan nieder – zärtlich – bittend. Ich versuchte mich wieder aufzurichten: »Ich will nicht!«

»Und ich kann nicht anders!«

*

Wir saßen in liebem Gespräch beieinander. Das Herz brannte mir ja noch in Schmerz; aber es war doch, als ob eine sanfte, kühlende Hand lindernd über die Wunden striche: ich genoß seine Gegenwart, durfte ihn in meinen Armen halten.

»Liebster, ich ertrage es nicht mehr; ich bin immer so allein!« klagte ich. »Ich will dich wirklich haben, du sollst mir ganz gehören mit deinem ganzen Leben – nicht immer nur eine kurze Stunde!«

»Aber ich habe dich doch auch nicht mehr und öfter!« sagte er erstaunt.

Ja, da liegt eben unser Unterschied: ihm scheint das ganz natürlich und unabänderlich so zu sein – und mich zerstört es fast!

Ich blieb ganz dumm und stumm und glücklich-müde zurück. –

28. April.

Nun habe ich wieder ein großes, tiefes Glück genossen – ich kann es gar nicht beschreiben, wie es mich innerlich erfüllt, mich stärkt und berauscht. Es ist eine so brausende Seligkeit, die mich über alles hinwegträgt, so daß mir selbst mein Liebeskummer klein und unbedeutend daneben vorkommen will. Ich lese Nietzsches »Zarathustra« zum ersten Male. Und wenn man auch ein so gewaltiges Werk noch nicht restlos erfaßt bei einem ersten Studium – das weiß ich –, so fühle ich doch unerhört stark, unmittelbar: das ist eine der größten Offenbarungen der Menschheit! Ich habe gar kein anderes Wort für diesen Seelenrausch.

Und plötzlich ging mir auf, das schien mir ganz gewiß: wenn der Geliebte diesen Geist, diese Wesensart mit der gleichen Inbrunst, mit gleichem Entzücken in sich aufnehmen würde wie ich – würden auch unsere persönlichen Differenzen gelöst sein. Einstweilen macht mich diese Seligkeit, dieser höchste geistige Rausch nur noch einsamer – solange ich es nicht mit ihm teilen kann!

Aber nun besitze ich jedenfalls etwas, woran ich mich in meiner Verzweiflung halten kann: in Nietzsches Welt lebe ich in himmlisch reiner Luft, in wunschlosem Glück. Ja, es scheint mir fast – in schmerzhafter Klarheit: ich könnte noch eher ihn, den Geliebten, diese schmerzreiche Lust meines Lebens, entbehren als – Nietzsche – die Atmosphäre der Erhebung und Befreiung, die er bringt.

30. April.

Als Robert gestern kam, hatte er mir Süßigkeiten mitgebracht. Ich schüttelte den Kopf: »Das darfst du nicht!« Ich könnte es

nicht in Worte fassen, warum mich das eher verletzt als freut.

Er fragte: »Erinnert es dich an Nora?« Es war so drollig, wie er das sagte. Ich mußte lachen und streichelte verzeihend seine Hand.

Er erzählte auch: der Ruf nach Jena, den sein geologischer Freund – ich traf ihn neulich bei ihm – in Aussicht stellen konnte, würde wohl dazu beitragen, seine Ernennung als ordentlicher Professor hier zu beschleunigen. »Übrigens war er entzückt von dir – du wärst ein prächtiger Mensch – ganz im Gegensatz zu Lauber, der sich immer über deinen Radikalismus und dein Selbstbewußtsein ärgert und dein eigentliches liebes Wesen und deinen entzückenden Humor gar nicht versteht. –«

»Siehst du,« fuhr er fort, »es hat mich so viel sicherer gemacht, daß ein Mensch, der mir bis in die Knochen hinein lieb ist, Vertrauen zu mir hat, sich mir gegeben hat. Ich werde all das Schwankende abstreifen, ganz ein Mann werden. Das ist doch ein Glück, daß wir uns haben! Und willst du nicht auch etwas von mir nehmen?«

Während er so neben mir saß und sprach, drückte ich leise meinen Mund in sein Haar.

»Du lieber Herzensmensch du,« sagte er, mit dem Feingefühl für den Seelenzustand eines andern Menschen, wie er es haben kann: »du bist ja in schrecklich lieber Stimmung, so wehmütig, so hold!«

Er küßte mich und dann kam bei ihm gleich wieder die Sehnsucht nach vollem, restlosem Ineinanderströmen – seine Hände zogen mich sanft von meinem Sitz empor: »Komm mit herüber!« - - - - -

*

Er saß dann neben mir auf dem Diwan, auf dem ich müde und selig lag.

»Weißt du, deine Gegenwart wirkt so verdummend auf mich!« beklagte ich mich heiter.

»Und du siehst so unbeschreiblich lieb aus, wenn du so glücklich bist!«

»Und du bist schrecklich komisch: du küßt mich nur, wenn du mich haben willst!«

»Ja, ich werde gleich wild, wenn ich dich küsse. Wenn ich nur den Duft deines Körpers spüre, steigt gleich das heißeste Verlangen in mir auf. Sehnst du dich denn nicht auch?«

»Ja, aber ich möchte mit dir auch über alles reden dürfen – es soll doch alles zu seinem Recht kommen«, bat ich.

»Aber du willst mir doch nicht das entziehen, woraus ich mir Kraft hole für meine Arbeit?« sagte er bittend, besorgt. »Und glaubst du nicht, daß wir dahin kommen werden, einer die Persönlichkeit des andern ganz zu verstehen und gelten zu lassen? Es ist noch nicht erreicht – ich weiß es – aber liegt es nicht daran, daß du dich nicht aussprichst?«

»Ja – aber ich kann es nicht, wenn ich nicht fühle, daß du von mir hören *willst*. Siehst du, zum Beispiel vorhin, als ich dir etwas von Nietzsche zeigen wollte und du abwehrtest: ich möchte doch auch meine höchsten geistigen Freuden mir dir teilen können – nicht nur meine sinnlichen – und dafür bleibt uns keine Zeit.

Dabei ist Nietzsche in so vielen Dingen wie eine Rechtfertigung meiner Natur, meiner Anschauung. Entsinnst du dich, wie du oft entsetzt warest, daß ich nicht deine und Professor Laubers restlose Begeisterung für Bismarck teilen kann? Du warst ganz böse neulich, als ich in dem Gespräch mit Lauber sagte, er sei nicht vornehm genug in seinem Wesen, das vor allem auf den Erfolg ausgehe – um meinem Ideal von ›Größe‹ zu entsprechen. Nun finde ich bei Nietzsche zum Beispiel etwas ganz Ähnliches, wie mein eigener Instinkt mir schon gesagt hat: Bismarck sei stark – aber nicht groß!

Siehst du, das ist es überhaupt, was ich oft mit Schmerzen fühle: daß unsere Weltanschauung eine sehr verschiedene ist.«

»Aber nun laß mich doch erst einmal – du mußt doch fühlen, wie ich ein ganz anderer Mensch durch dich werde. Und nun

nimm mich lieber in deine Arme!« bat er.

Das tat ich natürlich: aber ist das eine Antwort?! Ist das eine Lösung?

13. Mai.

Unser Konflikt, der aus der Situation kommt und unter dem ich weit mehr leide als er, wiederholt sich immer wieder: wenn ich ihn ein paar Tage nicht sehe, leide ich entsetzlich unter der Einsamkeit, der Unmöglichkeit, zu ihm zu gehen, bei ihm zu sein. Wenn wir uns nach der Vorlesung oder bei seiner Schwester unter anderen Menschen sehen, leide ich unter der Fremdheit, die wir dort gegeneinander beobachten müssen. Und wenn ich davon ganz traurig und verzweifelt bin und er dann endlich hierher kommt und ich ihm all das, woran ich gelitten, sagen möchte, dann merke ich: *er hat gar nicht ebenso gelitten* – das verschließt mir dann den Mund. Und dann – so wie er hier neben mir sitzt – kommt über ihn sogleich die körperliche Sehnsucht nach mir, die ich nach ihm natürlich auch habe – deren Erfüllung mich aber nur dann wirklich beglückt, wenn ich zugleich das Bewußtsein unserer seelischen Zusammengehörigkeit habe – so wie es in der unvergeßlichen Osternacht der Fall war. Ich muß, um glücklich zu sein, fühlen: er liebt, er begehrt mich ganz und gar, körperlich und geistig *als das Weib und den Menschen, der ich bin*.

So, wenn er ohne Rücksicht auf das, was ich fern von ihm seelisch durchlebt habe, mich sogleich in seine Arme zieht, fürchte ich immer, es ist nur das Weib, nur mein Besitz, den er begehrt. Das ist für mich nur ein *Teil* des Glücks, gibt nicht die volle sinnlich-seelische Harmonie, den Rausch der Seligkeit, die ich brauche – und in glücklichen Stunden mit ihm erlebt habe.

So wenig versteht er im Grunde, *was* ich meine, was mich drückt, daß er immer wieder, wenn er – statt aller Antwort, statt eines wirklichen Eingehens auf meine Klagen – mich be-

sitzergreifend in seine Arme zieht, dann nachher tröstend und zuversichtlich sagt: »Siehst du, wenn du *nun* nicht fühlst, wie elementar es mich zu dir hinzieht! Warum warst du denn überhaupt so traurig?«

Dann muß ich in all meinem Kummer über diese Naivität fast lachen.

17. Mai.

Das hat unsagbar wohlgetan: nach der Quälerei der letzten Wochen durfte ich ihn nun wieder einmal einen Abend lang ganz für mich haben – konnten wir einen Nachklang, einen Abglanz unserer Osterzeit genießen! Nicht nur so eine schmerzhaft gehetzte Stunde zwischen zwei Vorlesungen, die mich oft mehr aufwühlt als beruhigt. Unter köstlich blühenden dunkelroten Rosen – die er in verschwenderischer Fülle über uns streute, die uns mit ihrem Duft umschmeichelten – ruhten wir einander – Mann und Weib – am Herzen, wie die ersten Menschen, genossen einander in der Glut der Sinne wie der Zärtlichkeit der Seele. So, so meine *ich* es, wenn von Liebe überhaupt die Rede sein soll. Zwischen heißen Umarmungen, die sich aus zarten Küssen zur unlösbarsten Verschlingung der Körper, zum Kontakt in allen Nerven steigern, jene Ruhepausen voll innerster Wärme – in denen wir, zärtlich übereinander geneigt, liebevoll miteinander sprechen.

Dieses Gefühl tiefster, innerer Zusammengehörigkeit – wenn zwei Menschen einander in ganzer Liebe besessen haben – dieses Nachklingen vollsten Ineinanderströmens gehört zum Beglückendsten, vermittelt am sichersten das Bewußtsein, geliebt zu werden – für mich jedenfalls. – –

*

»Glaubst du nicht an die Fortdauer der Persönlichkeit?« fragte er einmal.

»Nein« – –

»Aber *du* kannst doch nicht sterben – du kannst doch nicht zugrunde gehen? Du bleibst doch für immer bei mir?! Du läßt mich doch nie mehr allein?« fleht er zärtlich. »Weißt du, Lauber ist gewiß so gereizt gegen dich und manchmal auch gegen mich, weil er spürt, daß wir etwas haben, was ihm versagt ist. Er kennt nur die ganz primitiv brutale Form, mit diesen Seiten der menschlichen Natur fertig zu werden. Er würde nie eine solche Stunde seelischen Rausches – sinnlicher Seligkeit genießen können!«

»Ich dachte immer, das müßte jeder Mensch können, wenn er nur liebt!«

»Nicht wahr, nun möchtest du doch auch unser sinnliches Glück nicht mehr entbehren?«

»Nein, sicher nicht – aber weißt du, ich finde, Hanna oder Lilli haben mich in gewissem Sinne viel lieber als du!«

»Ja, sie haben dich viel selbstloser lieb, das weiß ich – aber nun laß mich mich einmal erst von dir vollsaugen –«

»Nur muß ich dabei leben können. Ich habe die Wahl, wer von uns beiden zugrunde gehen soll.«

»Ich sehe ein, daß es töricht ist, von dir Gelassenheit zu fordern.«

»Ja, erst müßtest du Lammblood in meine Adern gießen – sonst nicht!« – – – – –

*

»Wie glücklich bin ich bei dir!« sagt er immer wieder. – »Du weißt gar nicht, wieviel eine solche Stunde in deinem Arm bei mir ausgleicht. Wie so ein seliges Zusammensein auf mich wirkt! Nun habe ich doch noch eine *ganze* Liebe! Als ich mit meiner jungen Leidenschaft zu Agathe kam, hat sie alles, was mit Sinnlichkeit zusammenhängt, als Schmutz angesehen – es war für sie immer im wahrsten Sinne des Wortes eine ›eheliche Pflicht‹, die sie erfüllte.

Und das ist so gut von dir, und ich bin dir so dankbar dafür, daß du mein Verhältnis zu ihr richtig verstehst und mir helfen willst. Denn aus dieser verzweifelten Zwickmühle komme ich nicht heraus: lasse ich sie, so geht sie zugrunde, und sage ich ihr wie es steht, so geht sie auch zugrunde. Und daher kommt es, daß ich oft meine, ich könnte eher dir etwas zumuten, weil ich dich so lieb habe.« - - - - -

*

Auch von einer Leidenschaft aus Studententagen erzählte er noch – mir ist das immer so schmerzlich, zu hören, in welcher verzerrten Weise er die »Liebe« kennengelernt hat.

»Ja, du siehst nun, wieviel Schutt auf mir liegt – und daß das alles erst wachsen muß! Wie glücklich alle Lüsternheit von mir gewichen ist«, sagte er dankbar. »Ich weiß ja nun, daß du manche Witze nicht liebst – und daß ich sie deshalb in Zukunft auch nicht lieben werde. Ich kann jetzt so ruhig und unbefangen über diese Dinge reden – und damit vielleicht auch wirken. Heute in der Vorlesung habe ich zum Beispiel über das Geschlechtliche bei Rubens gesprochen, wie es nur darauf ankommt, alles ganz natürlich und rein zu nehmen – und alle haben so verständnisvoll zugehört.«

»Und nicht wahr, das fühlst du doch auch – *Liebe* ist nur zwischen *zweien*?« fragte ich.

Er preßte mich inniger an sich: »Wenn ich dich so habe, meine ich immer, wir wären nur *ein* Mensch!« - - -

Er stand vor mir, um sich zum Fortgehen fertig zu machen – ach, dies entsetzliche Fortgehen!

Menschen, die sich lieben, dürften nie voneinander fortgehen!

Der Mondschein fiel gerade durchs Fenster auf unsere leuchtenden Körper: er streichelte meine Brust, während mein Mund sehnsüchtig den seinen küßte, sich küssen ließ.

Noch einmal wieder flammte heißes Begehren in ihm, in mir

auf, ich lag noch einmal in seinen Armen, und er stammelte unter seinen Küssen: »Ach, wenn wir doch verheiratet wären, Liebste! Dann hättest du in vier Wochen ein Kind!« – –

*

29. Mai.

Es sind die letzten Tage vor Hedwigs Abreise. Ich bin nun in den letzten Wochen fast jeden Tag da, um ihr behilflich zu sein, alles behaglich einzurichten, ehe sie geht. Und sie trägt mir so allerhand kleine Pflichten auf für die Zeit ihrer Abwesenheit, die ich nur zu gern erfülle. Für meinen Liebsten ist dies Zusammensein dort so ein wenig Ersatz für die uns fehlende gemeinsame Häuslichkeit – und wenn ich dann einen kleinen häuslichen Dienst für ihn verrichte, ist er hochbeglückt.

Neulich sollten wir nach Hedwigs Vorschlag seine Bibliothek zusammen einräumen. Aber er zog mich gleich so verlangend in seine Arme und küßte mich so wild, daß ich alle Kraft aufwenden mußte, um meine Besinnung zu behalten: »Liebster, so können wir nicht Bücher einräumen.«

»Du hast recht – geh lieber fort – ich bin viel zu sehnsüchtig – es ist zu gefährlich. Kann ich nicht heute abend zu dir kommen?«

»Dann will Fräulein de Jong zu mir kommen.«

Ich ging ein wenig beschämt fort: ist es nicht eine Schande, so zärtlich verliebt zu sein, daß man nicht einmal Bücher-schränke miteinander einräumen kann?! Aber ich finde, daß diesmal nicht ich eigentlich der schuldige Teil an diesem Unvermögen bin.

Aber so behaglich es ist, so viel dort zu sein – so bekommen Robert und ich uns auf diese Weise kaum allein zu sehen.

Das wird mir immer schwer zu ertragen.

Ich selbst habe zwar heroisch ein paarmal, als er kommen wollte, verzichtet – um Hedwig die Freude machen zu können, ihr zu helfen.

Aber mein Lebensmut, meine Zuversicht leidet doch sichtlich darunter, wenn ich mich nicht immer wieder – durch ein Zusammensein bei mir – seiner Liebe von neuem versichern kann.

Hedwig und Robert erklären übrigens, ich sei das Kind des Hauses – ich neckte, ich hätte mir aber gewiß einen anderen *Vater* als ihn ausgesucht, wenn ich die Wahl gehabt hätte.

Hedwig nannte mich einmal »du« – ich wurde ganz rot darüber.

Aber je liebevoller Hedwig mit mir ist, um so schmerzlicher ist es für mich, daß ich ihr nicht alles sagen kann, daß sie nicht wissen darf, wie es mit uns steht.

Als er mich hernach nach Hause begleitete, fragte er: »Macht dich das Verhältnis zu Hedwig nicht glücklich?«

»Ja – aber das habe ich eigentlich nicht anders erwartet.«

»Übrigens – tut es dir nicht leid, wenn Hedwig jetzt geht?«

»Aber ich bleibe ja nicht allein«, sagte er einfach. – –

*

3. Juni.

Dienstag lag ich auf dem Diwan, als er kam. »Was hast du, Herzblatt?« fragte er besorgt. Ich streckte ihm die Hand entgegen: »O, nichts Gefährliches!«

Er streichelte mich sanft: »Nun, damit müssen wir uns schon abfinden. Mir solchen Schrecken einzujagen! Ich habe dich überall gesucht. – Aber nun schone dich recht!«

»Warum?« fragte ich.

»O!« sagte er mit heißem Blick. »Ich will es einmal auskosten, endlich unsere Liebe ganz genießen dürfen!« – Er beugte sich mit zärtlichen Küssen über mich. Das wildeste Verlangen kam wieder über ihn.

»Und mit der Hoffnung und dem Willen, zu dir zu kommen, daß wir einem Kinde das Leben geben, wäre das nicht wundervoll?« fragte er.

»Ja, gewiß wäre das wunderschön – dann brauchtest du auch nicht mehr mit Katzen zu spielen.«

»Irene, geht es nicht?« fragte er dringlich.

»Ich habe es mir auch immer wieder überlegt – es *müßte* doch möglich sein – ach!« –

Ich lag da und sah ihn glücklich an: »Weißt du, bei Hedwig bist du manchmal wie ein verwöhnter Junge. Aber bei mir – nicht wahr – da wärest du nicht so? Ich will, daß du ein Mann sein sollst!«

»Nein, bei dir wäre ich nicht so – du kriegtest mich mit deiner Weichheit ganz unter den Pantoffel. – Was bist du für ein ganzer Mensch! Ach, Irene, Irene, wie quälst du mich! Was habe ich für Sehnsucht nach dir!«

»Ja, warum bist du nicht gestern gekommen!«

*

Ich war gestern noch eine Stunde bei Hedwig; mit Robert konnte ich nur eben Gruß und Blick tauschen, ehe er zu seiner Vorlesung mußte. Ich saß mit ihr ein Stündchen auf dem Balkon – sie erzählte aus ihrer Kindheit, von gemeinsamen Jugendfreunden. Der Bruder und sie liebten ein Geschwisterpaar: Hedwig den Bruder – Robert die Schwester, der er einen Ring schenkte, ehe er zur Universität ging. Aber die Freundin hat sich verheiratet – das Warten dauerte ihr doch zu lang.

Mir war ganz wehmütig zumut – ich meinte, wir wollten gar nicht Abschied nehmen. Hedwig freut sich so auf ihre vier Wochen Musik und eigenes Leben – wir so auf unsere vier Wochen Liebe!

5. Juni.

Vorgestern ist Hedwig gereist; aber unser Zusammensein, auf das wir uns so unsinnig freuten, hat einen schweren Mißklang ergeben – ich verstehe gar nicht, *warum* das so sein mußte, wie-

so meine zärtlichen Klagen so zerstörend haben wirken können!

Nach Hedwigs Abreise hatte Robert in heißer Ungeduld versucht, noch denselben Abend zu mir zu kommen – aber das Haus unglücklicherweise schon verschlossen gefunden.

Nun kam er am Freitag, als ich mit heftiger Migräne auf dem Sofa lag. Ich hätte wohl den Gang zu Hedwig noch nicht machen dürfen, mich mehr schonen sollen während dieser letzten Tage.

Aber als er nun da war – glücklich – mit einem ganzen Arm voll dunkelglühender Rosen –, da brachte ich es nicht übers Herz, ihn zu enttäuschen, ihm zu sagen, daß ich mich so wenig wohl fühle, daß ich kaum sprechen konnte.

Und er war so erfüllt, so benommen von seiner Sehnsucht, seinem Verlangen, daß er gar nicht fühlte, als er mich in seine Arme zog – daß ich im Augenblick nur seinem Willen nachgeben – kaum selbst mitgenießen konnte. – – –

»Wenn man nun zusammen einschlafen und morgen früh zusammen aufwachen könnte«, meinte er dann lieb.

Und während er mich in seinen Armen hielt, plauderte er kindlich glücklich: von Sonne und Himmel und Blumen – und daß er nichts fühle und wisse, als daß er ein warmes, junges Leben bei sich habe. Von dem kleinen Bruder jener mir so unsympathischen Generalstochter erzählte er – der so an ihm hänge – ich dachte schmerzlich an den eigenen verstorbenen Bruder – den ich über alles geliebt habe – hatte rasende Kopfschmerzen und glühende Sehnsucht, daß er sich endlich auch einmal um *mich* kümmern solle.

Ich hatte das Gefühl: ich bin ein Ding, an dem er sich freut wie an einer Blume oder am blauen Himmel – aber nach dem Menschen in mir – was der getan, was der erlebt in all den Tagen und Stunden seiner Abwesenheit – danach fragt er mit keinem Wort.

Er nimmt, er begehrt meinen Leib – ja –, aber meine Seele, dies arme, zuckende Ding, zertritt er achtlos dabei.

Gerade weil ich ihm zuliebe meine eigenen Schmerzen so ganz zu unterdrücken versucht hatte, schmerzte mich so tief, daß er so gar nicht nach mir, nach meinem Empfinden zu fragen schien.

Ich hatte still dagelegen und zugehört. Dann brach es plötzlich heraus, stockend, ungefüge, in schmerzlichem Stammeln, aber unaufhaltsam: daß ich *Liebe* brauche, viel mehr *Liebe* – daß ich darauf brennend, sehnsüchtig warte, bis ich an der Qual dieses Wartens fast ersticke.

»Meinst du, das lumpige bißchen Liebe, das ich dir bis jetzt gezeigt, das sich unter dem Druck der Verhältnisse hat hervorwagen dürfen, das sei *meine* Liebe – so liebte *ich*?! Und das andere, das unter eisernem Druck gehalten wird, ist in furchtbarer Spannung – ich weiß nicht, wie lange ich noch Herr darüber bleibe. Nimm dich in acht, wenn das die Dämme durchbricht!« – –

Er hatte wie versteinert vor Entsetzen diesen leisen, leidenschaftlichen Worten gelauscht – jetzt richtete er sich wie von einem Schlage getroffen auf. Ich sah in ein ganz verändertes, verstörtes Gesicht.

»Also der Traum ist auch aus, daß aus meinem Leben noch etwas werden, daß ich noch einmal glücklich sein könnte – vorbei – vernichtet – alles!«

Ich war wie gelähmt vor Schrecken: wie konnte er mich nur so furchtbar mißverstehen!

»Ich genüge dir also nicht, und ich kann dich doch nie entbehren. Ich war doch so glücklich bei dir – und nun fühlst du dich nicht mehr frei. Für deine Zukunft wäre es dann besser gewesen, wir wären nur Freunde geblieben – aber dann wären wir doch nie so gute Freunde geworden. Aber du sollst dich nicht für mich aufopfern. Ich liebe dich immer – in jeder, auch der banalsten Situation; ich bin ja glücklich bei dir, *du* hast dann eben nicht das, was du suchst. Man liebt, was man hat; man begehrt, was man nicht hat.«

Ich stand diesem Ausbruch verständnislos gegenüber: ich

hatte ihm meinen Schmerz geklagt, mich von ihm nicht restlos aufgenommen zu fühlen. Ich hatte gehofft, daß er seine Vergeßlichkeit, gar nicht nach meinem Befinden gefragt zu haben, erkennen, mich mit ein paar lieben Worten trösten und seiner vollen Liebe wieder versichern würde. Dann wäre alles gut gewesen.

Und nun statt dessen diese völlige Verzweiflung! Ich begriff seine Auffassung gar nicht: er hatte doch gar keine Ursache, traurig zu sein! Ich begriff nur, daß jetzt *er* unglücklich war. *Mein* Herz war so viel leichter, seit ich mich ihm gegenüber einmal ausgesprochen. Nun konnte er nicht mehr atmen vor Traurigkeit: »Es ist wie ein Fluch auf mir, daß ich gerade dem liebsten Menschen mit meiner Natur nicht recht bin.«

Ich warf mich über ihn in leidenschaftlichem Schmerz über diese Verwirrung, schlang die Arme um ihn – gab ihm die liebsten Namen und sagte: »Nicht, daß ich das wirklich glaube, was du sagst, sondern daß du es auch nur einen Augenblick denken kannst, macht mich so traurig!«

Ich weinte, rang verzweifelt die Hände; er hatte keine andere Antwort auf das alles als – ich möchte ihn lassen.

So riß er sich los.

Heute fühle ich mich im Grunde so froh und körperlich so frisch wie immer nach unserem Zusammensein, und so frei und erleichtert, daß ich ihm einmal alles sagte. –

Ich verstehe nur gar nicht, *warum* er so verzweifelt war? Wie kann ihn das traurig machen, daß ich noch *mehr* Liebe will – *immer* mehr?! Ist das nicht natürlich, selbstverständlich in jedem echten menschlichen Verhältnis – daß man sich immer mehr, immer besser und tiefer lieben lernen muß – gerade durch solche Konflikte hindurch? Wie kann er deshalb so verzweifelt sein? Aber vielleicht war er müde und angegriffen und hat mich nur momentan so mißverstanden? Wenn er kommt, will ich es ihm noch einmal erklären und ihn fragen – es ist furchtbar, zu denken, daß er sich noch immer quält. – – – – –

Sonntag sollte ich zu Tisch bei ihm sein; wir wollten vorher zusammen arbeiten. Aber als ich nun wirklich da war, sein ernstes, müdes Gesicht sah und sein Wesen so fremd und zurückhaltend war, als er mir kühl die Hand gab, steif mir gegenüber Platz nahm und mit mir Rembrandtwerke durchsah, da fehlte mir der Mut, auf das Traurige zurückzukommen.

Erst als wir zu Tisch gingen und er mich freundlich, gastlich umsorgte, gewannen wir allmählich die Freiheit, über die Katastrophe von Freitag abend zu sprechen.

»Du hast als die subjektiv-idealistische Natur, die du bist, in dem ersten Menschen, der dir begegnet ist, das Ideal gesehen,« meinte er, »und nun läßt du es ihn büßen, daß er das nicht ist, was du suchst. Aber ich habe dich doch nie über mich täuschen wollen. Und doch – alle unsere Verschiedenheiten, die uns jetzt so quälen, würden sich ausgleichen, wenn wir eine volle Lebensgemeinschaft, Kinder und Ehe haben könnten.«

»Und ich könnte mir sogar denken, daß ich dabei glücklich würde«, sagte ich heroisch – trotz Zweifel und Unruhe, ob ich damit auch die Wahrheit sage. Denn es schnürt mir die Brust zu, zu denken, ich müßte dann völlig auf die künstlerische Entwicklung verzichten.

Während unseres Plauderns nach Tisch hatte er ein wenig nervös zwischen seinen Kunstwerken herumgeordnet – seine berühmte Sammlung, die er von einer Indienfahrt mitgebracht hat, deren Betrachtung uns beide sehr angeregt hatte.

Auf einmal trat er zu mir heran und nahm meine Hände: »Komm, mein Liebstes.«

Ich ließ mich still, lieb erschrocken zu seinem Diwan führen: »Siehst du, hier habe ich immer so sehnsüchtig an dich gedacht«, sagte er und legte mich sanft nieder. – – –

»Hat es mir nun eigentlich geschadet, wie ich mein Leben vorher geführt habe?« fragte er nachdenklich, während er mich noch fest in seinen Armen hielt.

»Meinst du nicht, daß es anders wäre, wenn du, wie ich, die Liebe zum erstenmal erlebtest?«

»Ja, das glaube ich wohl auch!«

»Weißt du, daß es heute ein Vierteljahr ist, daß wir unseren Bund schlossen?« fragte ich.

»War das ein Glück für mich – und was liegt jetzt alles schon dazwischen! Ach, nicht unsere verschiedenen Anschauungen, unsere verschiedenen Jahre trennen uns!« meinte er traurig.

»Ich bin alt und du bist jung – und du magst recht haben, daß mir die frische, naive Leidenschaft fehlt. Ich bin seitdem so zerschlagen – ich könnte jetzt keine Krankheit aushalten, und wenn mich Agathe nicht brauchte – –!«

Ich lehnte mich an ihn bei diesen traurigen Worten und weinte.

»Aber du verstehst mein Wesen auch nicht richtig,« sagte ich, »sonst würdest du wissen, wie es gemeint war. Ich kann mich doch so schwer äußern dir gegenüber – und wenn ich dann zu fühlen glaube, daß du stärker das Weib als den Menschen in mir liebst, dann schmerzt mich das tief. Kannst du mir nicht sagen, was dich eigentlich so hoffnungslos traurig macht?«

»Ach, gerade dieser Zusammenstoß hat doch gezeigt, daß es nie etwas Ganzes werden kann, solange Agathe da ist – und wenn wir uns ohne Rücksicht auf sie befreien wollten, dann würde uns der Gedanke an sie nicht zum Glück kommen lassen.«

»Aber wir sind doch schon glücklich gewesen, trotz alledem,« sagte ich, »denk' nur an jenen Sonntagabend vor drei Monaten – oder an unsere letzte Osternacht – oder an jenen anderen Abend neulich. Das Schlimmste ist vielleicht, daß du nicht an das Glück glaubst!«

»Man braucht ja nicht glücklich zu sein«, sagte er bitter. »Oh, diese Grausamkeit: mir die Fata Morgana des Glücks noch einmal zu zeigen und mich dann aus meiner seligsten Stunde, aus meinen sieben Himmeln zu werfen!«

Ich begriff noch immer nicht; aber ich stand auf, drückte

seinen Kopf an mein Herz, umschlang ihn mit weichen Armen und sprach lieb und tröstend – ich hätte alles gegeben, ihn noch einmal so glücklich wie früher zu sehen.

»Nun kommst du mir vor wie mein allerältester Freund«, sagte er gerührt.

»Das bin ich doch auch.«

»Nein,« lächelte er, »du bist mein jüngster. Ach, Irene, was für ein lieber, prächtiger Mensch bist du doch! Ein Mensch! Bin ich denn kein Mensch?« fragte er schmerzlich. Ich sah ihn in heißem, wortlosem Schmerz über seine Verzweiflung an sich selbst an: »Liebster!«

10. Juni.

Innerlich bin ich ganz einsam – ich habe keinen Menschen, mit dem ich über das Schwere, das auf mir liegt, die Verwirrung, in der ich stehe, zur Klärung kommen kann.

Denn meinem Liebsten gegenüber darf ich nicht sprechen – sonst kommt gleich solch ein Unglück heraus, wie ich es jetzt angerichtet habe. Jede Frau, die liebt, würde mich verstehen, meine ich. Nur ein Mann kann das so grausig-grauenvoll mißverstehen. Wie ist es nur möglich, daß man sich so liebt, wie wir beide es tun – er in seiner Art mich – ich in meiner Art ihn – und daß wir uns doch so viel Schmerzen zufügen?

Nun, wo ich gesehen habe, wie ich ihm weh tat, wie er meine Klage um mehr Liebe aufnahm – nun meine ich, ich wäre schon vollkommen glücklich, wenn es mir nur gelingen würde, ihn wieder so froh zu machen, wie er vor diesem Unglücksabend war.

Gestern hatte ich ihm eine Nachbildung des Christus von Michelangelo gekauft – von dem ich weiß, daß er ihn liebt. Er stand ganz glücklich davor und zog mich sanft in seine Arme.

»Etwas Lieberes hätte es jetzt nicht geben können – die Idee hat dir ein guter Gott gegeben.«

Er zog einen Stuhl heran, mich an beiden Händen auf seinen

Schoß und betrachtete es andächtig.

»Du siehst so angegriffen aus,« sagte ich besorgt, »ich schicke dich bald fort, du sollst dich hinlegen.«

Er nickte: »Dies ist eine liebe, symbolische Gestalt für uns: daß aus dem Schweren Gutes kommen soll – mein Herzblatt, Liebes, Gutes!«

Ich kniete einen Augenblick neben seinem Stuhl, wie ich es liebe, und schmiegte mich an ihn: »Nicht wahr, nun bist du mir nicht mehr böse?« –

14. Juni.

»Das war herrlich!« Ich trat mit vor Freude geröteten Wangen ins Zimmer, in dem er seit einer Stunde auf mich wartete.

»Hör' mal, ich glaube gar, du kämst zu spät zum Standesamt.«

»Ach, bitte, sei nicht böse, daß *du auch* einmal« – ich unterstrich dieses » *auch*« – »hast *warten* müssen. Aber ich war in der Kunstaussstellung, in der Sezession, und habe so viel Schönes gesehen; ich bin noch ganz glücklich davon. Es lebe die Kunst!«

Er zog mich sehnsüchtig auf seinen Schoß und sah mich mit einem Gemisch von Freude und Melancholie an: »Wie froh du aussiehst, wie du strahlst!«

»Aber warum hast du mich denn nicht mitgenommen?« fragte er vorwurfsvoll.

Ich sah ihn lächelnd an: »Ach, dahin paßt du ja gar nicht!«

Ich war so übermütig heute, fühlte mich so befreit und erlöst – einmal wieder ich selbst zu sein, durch diese aktive Freude an der Kunst wie erlöst vom Druck der persönlichen Schmerzen. Mein Liebster war ganz erstaunt über meine heitere Stimmung; so hatte er mich lange nicht mehr zu sehen bekommen.

»Bändige, zähme mich doch!« rief ich ausgelassen. Er sah mich nachdenklich an: als empfände auch er nun schärfer, schmerzlicher als bisher den Unterschied unserer Naturen,

unter dem bis vor kurzem ich allein so gelitten habe.

»Ja, ja, du bist jung, und ich fühle mich jetzt manchmal so alt«, sagte er bedrückt.

Auf dem Tischchen neben dem Diwan, auf dem meine jeweilige Lektüre zu liegen pflegt, sah er »Ulrich von Hutten« von D. Fr. Strauß.

»Liebst du Ulrich von Hutten?« fragte er; »ich mache mir gar nichts aus ihm.«

»Ich doch.«

»Warum denn?« –

»Es ist eine Lust zu leben, denn die Geister sind erwacht.«

Er kam zu mir heran und schlang den Arm um mich.

»Siehst du, nun mag ich ihn auch gern – ich kann dir doch sehr gut nachempfinden.«

»Gewiß, das kannst du anderen Menschen auch«, sagte ich ruhig.

»Du bist schrecklich verwöhnt,« meinte er, »das ist mir gar nicht angenehm.«

»Warum denn nicht?«

»Dann muß ich dich ja auch verwöhnen!«

»Gewiß mußt du das!« lachte ich.

»Aber wer verwöhnt mich denn?«

»Ich natürlich!«

Er küßte mich dankbar: »Das ist die liebe Weichheit, die ich so brauche!« – – –

20. Juni.

Nun ist es in den letzten Tagen immer hin und her gegangen: das, was schon immer so schmerzhaft war: die erzwungene Fremdheit draußen, die so bitter ist, die meinen Stolz so verletzt – wird mir jetzt zur Qual. Er überlegt wohl nicht, daß ich ihn immer erwarte, daß ich vom Verkehr mit anderen Menschen ganz abgeschnitten bin, weil ich doch nicht will, daß mir ein anderer gleichgültiger Besuch das für mich so seltene Glück

seiner Gegenwart rauben soll. Aber dadurch wird mir meine kleine Wohnung zum Gefängnis, die mir nur lieb ist um der Augenblicke willen, wo ich ihn hier habe. –

Ich begreife oft nicht, wie es möglich gewesen ist, daß ich mein Leben, mein freies, selbstgeschaffenes Leben – in diese Qual habe hineinbringen können. Denn wie ich nun auch vorwärts spähe, um mich zu retten, um nicht zu unterliegen – eines weiß ich genau: Schmerz, unendlicher Schmerz wird es immer und auf jeden Fall sein.

Es hatte mich so gequält, daß er Dienstag, als wir uns vor der Vorlesung einen Moment sprachen, nichts sagte, wann er käme. Er merkte während der Vorlesung, wie traurig ich dasaß und kam ganz aus dem Text.

Hernach kam er zu mir heran und sagte: »Jetzt tu mir den Gefallen und komme auf eine Stunde mit in eine Konditorei –« Er mußte später zu einer Sitzung.

»Nein, nein,« sagte ich, »dann wollen wir auch konsequent sein – du arbeitest, und ich gehe ebenfalls an meine Arbeit.«

»Also soll ich gehen?« fragte er noch einmal.

Ich konnte nichts mehr sagen – ich ging schmerzdurchwühlt fort und dachte: wenn er dich lieb hat, kommt er heute abend noch nach der Sitzung – aber er kam nicht, auch den Mittwoch nicht. Ich bäumte mich auf im Schmerz der Sehnsucht: »Lieber ein Ende, als länger dieses entsetzliche Warten ertragen.«

Als er dann am Donnerstag kam, war ich zum erstenmal starr vor Schmerz.

»Ich glaube, wir müssen ein Ende machen.«

»Aber das ist doch eine Torheit, jetzt auseinanderzulaufen – in allem Schmerz ist es doch ein Glück, daß wir uns gefunden haben. Ich bin selbst so elend und trostbedürftig – leg' einmal deine Hand an meine Stirn«, bat er.

Ich rührte mich nicht, und er lehnte müde den Kopf an meine Brust. Allmählich löste sich dann die Starrheit und der Schmerz, mit dem ich mich jeder Berührung entzogen hatte. Wir hielten uns traurig und schweigend umfassen. Ich sagte

ihm, wie mich dies Wartenmüssen demütige, zur Verzweiflung treibe – diese grauenvolle erzwungene Passivität für meine so ganz auf Handlung, auf Überwindung von Hindernissen gestellte kampffrohe Natur.

»Aber wie kann dich das so verletzen?« tröstete er, »das ist doch etwas so Natürliches, daß eine Frau auf ihren Mann wartet! Nein, nein, lassen kann ich dich nicht, ich brauche dich! Wenn du es nicht selbst fühlst, was du mir bist! Ich darf dich ja gar nicht *noch* lieber haben – was soll dann aus Agathe werden? Fühlst du es gar nicht?«

»Nein,« sagte ich, »bei mir würde sich das alles ganz anders äußern.«

»Du kannst höchstens meinen, ich solle dir meine Liebe noch mehr zeigen.«

»Diese Nacht habe ich von dir geträumt«, erzählte ich; »es war wie ein Märchen – ich hatte so furchtbare Angst, du wärest verschwunden, und dann lief ich durch einen finsternen Wald – tief in der Nacht – um dich zu suchen – mit bloßen Füßen – nur um bei dir zu sein.«

Er hatte glücklich lächelnd zugehört: »Siehst du, in all meinem Elend bin ich doch ein reicher Mensch.«

*

Er hatte ein paar Tage zu großer Erschöpfung wegen keine Vorlesungen halten können und schrieb mir, ich möchte doch Sonntag zu Tisch kommen, damit er mich sehen könnte.

Ich verspätete mich ein wenig. – »Ich dachte schon, du kämst nicht«, schalt er zärtlich.

»Weißt du, was ich möchte – was ich mir ausgedacht habe?« erzählte er. »Wir müßten miteinander große, weite Reisen machen – ich möchte dir Italien, die Niederlande – alle Herrlichkeiten der Natur – alle Kunstschatze der Welt zeigen. Früher hat es mir auch Freude gemacht, meine Wohnung zu schmücken – aber seit ich fühle, daß es nicht auch zugleich die deine

sein kann, ist sie mir so gleichgültig geworden!«

*

Aus seinen Lebenserfahrungen zu lernen, sei sehr schwer, meinte ich; sie kämen aus der im Grunde unveränderlichen Natur des Menschen. Jeder Mensch habe sein typisches Erlebnis, das immer wiederkehre.

»Dann sei man keine Persönlichkeit, wenn man nicht lerne«, tadelte er mich.

»Aber ich habe mir von Kind auf nie denken können, daß ein anderer Mensch so heiß und ausschließlich lieben würde wie ich. Für mich ist also dies Erlebnis, daß ich noch ›mehr Liebe‹ begehre, etwas ganz Selbstverständliches. Was soll ich daraus lernen? Selber auch weniger zu lieben? Das will ich ja gar nicht«, sagte ich.

»Aber wenn es Untreue wäre, was wir zu beklagen hätten, wäre es doch noch schmerzlicher«, erwiderte er. »Und Agathe nimmt dir nach der Seite der Leidenschaft gar nichts. Du weißt, daß alles, was ich darin habe, dir gehört!«

Ich stand auf: »Im Grunde glaube ich ja das alles doch nicht, womit wir uns quälen – weil ich sonst nicht existieren könnte!«

»Ja,« sagte er, »vielleicht ist es wirklich Torheit, sich so zu quälen – es liegt wohl in meinem körperlichen Zustand!

Gib mir zwanzig Jahre zurück, und du sollst nichts zu klagen haben. Eine mehrjährige Ehe mit einer sinnlich ungeliebten Frau hat doch manches in mir erschöpft. Ich muß immer an das Wort denken: ›Ein Mann, der seine Frau nicht geistig und sinnlich befriedigt, verdient nicht, ihr Mann zu sein.‹ Das Fazit bleibt bei dir –. Und wenn du gelassener wärest – wir könnten so glücklich sein!« – –

Er nahm mich fest in seine Arme und beugte sich in heißen Küssen über mich.

»Aber ich weiß nun schon bald, was Glück ist«, sagte er.

Ich bat ihn, wegen seines nervösen Zustandes einmal den

Arzt zu konsultieren. Ich verstehe gar nicht, wie er da zögern und sagen kann, er fürchte sich, unter den Pantoffel zu kommen, wenn er meiner Bitte folgt. Sehr lieb trennten wir uns. –

*

Montag, den 25. Juni.

Das wäre beinahe wieder eine Katastrophe geworden – gestern – Gott sei Dank nur beinahe! – Das kam so: es war Sonntag – alle Welt draußen und freute sich an dem köstlichen Sonnenschein. – Ich saß den langen Nachmittag allein und wartete auf ihn. Sonst bin ich immer an schönen Tagen mit Freunden herausgefahren in die entzückende Umgebung von München; wieviel schöne, frohe Stunden habe ich da mit Lilli, Hanna und anderen Freunden verlebt! Am Starnberger See oder in den Bergen. – Nun stand ich tatenlos am Fenster, sah voller Bitterkeit zum strahlenden Himmel hinauf und horchte auf jeden Laut, der in die tiefe Stille des Sonntagnachmittags hineinklang.

Robert war auf einem Diner – bei einem Bankier Oppenheimer, dessen Sohn seine Vorlesungen hört, dessen Tochter für ihn schwärmt. Am Abend wollte er zu mir kommen. Bis zu der angegebenen Stunde hatte ich zu arbeiten versucht – dann ging es nicht mehr. Ich wanderte im Zimmer umher, ordnete dies, änderte jenes, nahm wieder die Arbeit vor – sah nach der Uhr. Nun war es schon eine halbe Stunde später. Da hörte ich Schritte auf der Treppe – mein Herz klopfte. Gott sei Dank, da war er! Ich lauschte – aber die Schritte verloren sich wieder. Ich ging zum Fenster: da unten in dem kleinen Garten spielten ein paar Kinder – ihr fröhliches Lachen tat mir fast weh. Aus dem geöffneten Fenster des Nebenhauses klang Gesang – eine prächtige Männerstimme – irgend etwas Sentimentales, Aufwühlendes! Ich biß die Zähne zusammen: verschwor sich denn heute alles gegen mich? Dieser Gesang, diese schwermütige Melodie – wie konnte man da seine Fassung behaupten?

Ich schloß eilig das Fenster und übersah noch einmal den kleinen Tisch, den ich für uns beide gedeckt – die Erdbeeren, die er so liebt. Ich spürte Lust zu essen: warum kam er denn immer noch nicht? Er wußte doch, daß ich wartete! Oder war vielleicht etwas Schlimmes geschehen? War er krank? Er sah jetzt immer so blaß und angegriffen aus. Gott, daß ich nicht gleich hinkonnte und sehen, wie es ihm ging!

Da klingelte es: mit einem leisen Schrei unendlicher Dankbarkeit flog ich hinaus. Draußen stand ein fremder Mann, der nach einer Familie fragte, die im Hause nebenan wohnte. Ich starrte ihn an wie ein Gespenst – dann gab ich ihm mühsam Bescheid. Kopfschüttelnd stieg der Mann die Treppe hinab.

Ich sank, am ganzen Körper zitternd, erschöpft auf das Sofa. Es dämmerte – drüben sah man zwischen den Bäumen einen rosigen Schein – da ging die Sonne unter. Es wurde dunkler. Ich war noch immer allein und ein Stöhnen rang sich mir aus der Brust, wie das eines verwundeten Tieres. Wie, wie sollte ich es mir erklären? Entweder war er krank – und ich durfte nicht zu ihm – oder – aber es war doch nicht möglich, daß er mich so marterte, wenn es ihm möglich war, es zu ändern?

Ich sprang auf und ging in das Schlafzimmer, wo ich die fiebernde Stirn in kaltem Wasser kühlte. Ich wurde etwas ruhiger und sah nach der Uhr: nein, nun konnte er wohl kaum noch kommen! Es litt mich nicht mehr im Zimmer. Ich nahm Hut und Handschuhe und ging hastig ein paar Straßen entlang; ich mußte mir wenigstens Bewegung machen – ich erstickte sonst daran. Dann kehrte ich zurück – und eine große, wahnsinnige Hoffnung beflügelte meine Schritte. Aber auch jetzt noch keine Spur von ihm. Da warf ich mich, tödlich ermattet, halb besinnungslos vor Schmerz, auf den Diwan, und es stieg wie ein Fluch auf aus meiner gemarterten Seele: auf die Stunde, die uns zueinander geführt – auf ihn, der mir diese Qualen bereitet!

Da klingelte es draußen – ich streckte wie abwehrend die Hand aus: natürlich war es wieder irgend etwas Fremdes, Gleichgültiges – ich hoffte nun nicht mehr. Aber nun war er

es, erhitzt, atemlos. Er sah mich an, wie ich mir im Zimmer zu schaffen machte – irgend etwas ganz Sinnloses; ich wußte selbst nicht mehr, was ich tat.

»Willst du mir nicht guten Tag sagen?«

»Würdest du einen fremden Menschen, dem du eine bestimmte Zusage gegeben, so warten lassen?« fragte ich zurück.

»In diesem Falle hätte ich es gemußt,« sagte er, »ich trage nicht die Schuld daran. Wie du weißt, war ich bei Oppenheimers draußen in Tutzing – wir machten eine Segelpartie und wurden durch schlechten Wind länger zurückgehalten, als wir erwartet hatten. So fuhr mir der Zug davon. Ich habe mich die ganze Zeit schon um dich gesorgt, wie du nun wieder warten müßtest, wo ich nun weiß, *wie* du darunter leidest!«

Ich sah ihn an, der jetzt traurig dasaß:

»Irene, wenn *du* das nicht verstehst!«

Bei dem weichen Klang löste sich die Starrheit – ich flog leidenschaftlich an seinen Hals.

»Daß ich gerade dem liebsten Menschen immer mit meiner Natur so weh tun muß«, bedauerte er.

Nun wurde es noch ein sehr lieber Abend. Ich kniete neben seinem Sessel und schmiegte mich an ihn.

»Ich fühle mich so alt, und doch kann ich mich so freuen, daß du mich so lieb hast! Aber du bist jung – du brauchtest einen andern Menschen, du liebes, kleines Mädchel!« –

»Ich bin kein kleines Mädchel!« widersprach ich gekränkt. Sein kleines Mädchel sein – das wäre Qual, kein Glück!

»Nein, das bist du auch nicht – du bist ein Weib, das einen mit zärtlicher Liebe ganz umfängt und umstrickt. Und alle diese Szenen machen dich mir nur noch lieber. Wenn ich an dich denke, meine ich immer, die Welt ist doch etwas wert – und ich kann dann um so viel besser arbeiten und schaffen. Den Vorteil haben sie dann in meinen Vorlesungen davon.«

»Ja, aber ich möchte ihn auch haben. Oder ist das zuviel verlangt?« – - - - -

Wie er nun schon ist: so von Stimmungen getrieben und so unberechenbar – mein Liebster – nun kam er gleich heute vormittag, als ich noch eifrig bei meiner Arbeit saß und gar nicht an ihn dachte, noch ihn erwartete. Er schien sehr froh gestimmt, neckte mich, kommandierte und befahl in herrischem Liebespiel – und ich ließ es mir lachend gefallen. Er zog mich sehr übermütig, sehr siegesgewiß in seine Arme, auf seinen Schoß: »Wirst du nun bald deine törichten, modernen Ideen aufgeben?«

»Ich denke nicht daran – du hast mir bis jetzt kein Wort gesagt, das mich überzeugt hätte. Du kennst ja das alles – vor lauter historischer Weisheit – die moderne Kunst und Philosophie und die sozialen Bewegungen noch gar nicht. – Wenn du erst einmal zum Beispiel Nietzsche mit mir lesen würdest, wie ich dich so oft gebeten oder in eine Versammlung von Arbeitern gingest, dann würdest du vielleicht auch bei mir manches anders beurteilen. Und sieh dir doch erst auch die moderne Kunst an, studiere die Bilder, dann wirst du auch da manches gelten lassen.«

»Aber wenn ich es dir nun *beweise*, daß das alles unmöglich ist: die soziale Umgestaltung, die Gleichberechtigung der Frau, die Abschaffung der Kriege und was du alles sonst noch verlangst?!«

Ich lachte nur.

Ich lag in seinen Armen, und er beugte sich über mich und küßte mich – und küßte mich.

Dienstag, den 3. Juli.

Heute gestand er, daß er wieder mit ganz wertlosen Menschen die Zeit – die kostbare Zeit, die uns zu unserm Glück so oft fehlt! – verloren habe, anstatt zu arbeiten. Ich kann es ertragen, ihn fern zu wissen bei seiner Arbeit – aber dies ruft immer tiefe

Bitterkeit bei mir hervor.

»Versprich mir«, bat ich.

»Was denn?«

»Es nicht mehr zu tun – mir zuliebe!«

»Du bist ein schrecklich guter, lieber Mensch,« sagte er ernst, »warum liebst du mich denn überhaupt, wenn du so alle meine Fehler kennst?«

Ich schwieg. Warum? Gibt es da ein »Warum«? Warum hat von all den Männern, die mir begegnet sind, nur dieser eine bisher mich magisch-unwiderstehlich angezogen – warum ist mir nur seine Nähe so schmerzhaft lieb? Warum konzentriert sich für mich in ihm aller geheimnisvolle Reiz einer schmerzreichen Leidenschaft? Warum?! Wer kann das beantworten? Vielleicht, weil ich alles für ihn getan, mich mit Leib und Seele gegeben habe – weil ich durch ihn leide – weil ich die Liebe liebe? – – – – –

*

Gestern ist Lilli mit ihren Eltern an die Nordsee gereist. Ich war Sonntag noch einmal zu Tisch dort – Robert war bei seiner Generalswitwe eingeladen, die, zu meiner Beruhigung, mit ihrer Tochter auch in dieser Woche verreist. So konnte ich ohne Sorge bis gegen Abend bei Lilli sein.

Dr. Walker war auch dort. Er ist Professor geworden. Lilli muß ihrer Angegriffenheit wegen nach Tisch ruhen; die Eltern entschuldigten sich ebenfalls für ein Stündchen. Professor Geyer bat Walker, mich ein wenig im Garten umherzuführen. Mir bangte vor diesem Alleinsein; denn Lilli, mit der ihn eine herzliche Freundschaft verbindet, hatte mir gesagt, es schiene ihr, als ob er sich noch nicht entschließen könne, innerlich ein Ende mit mir zu machen; aber ich wollte nicht feige sein. In seiner Lage wäre es mir auch lieber, einmal sprechen zu können. Walker sprach denn auch – unter anderem direkt von Robert.

»Ich verstehe, daß Frauen durch sein schönes, vornehmes

Äußere, durch das Ästhetisch-Feinfühlende seines Wesens angezogen werden. Ich weiß zwar nicht, ob all die Frauengeschichten, die man sich von ihm erzählt, zutreffen. Nur, daß eine Frau wie Sie, Irene, seinem Einfluß lebenslang unterliegt, glaube ich nicht. Aber wenn es auch sieben Jahre dauert, bis Sie sich meiner erinnern – meiner Freundschaft bedürfen: wenn Sie mich rufen, komme ich – auch in sieben Jahren. In einigen Monaten gehe ich fort von hier nach Göttingen; ich weiß nicht, ob ich noch einmal Gelegenheit haben werde, es Ihnen zu sagen. Vergessen Sie es nicht!«

Er hatte ruhig, würdig gesprochen – so lieb hat er mich also, so vertraut er meiner Natur! Daß er Robert scharf beurteilt, falsch sieht, ist begreiflich. Wie gut muß er sich in sein Wesen eingefühlt haben, um es auch in seinem Reiz zu würdigen. Ich war zu erschüttert, um ihm viel antworten zu können! Wie furchtbar ist es doch, daß man nicht da lieben kann, wo man will, wo es für beide scheinbar so leicht und einfach und beglückend wäre!

»Ich danke Ihnen für alles – für das Vertrauen – ich vergesse es nicht!« – –

Ich war noch nicht lange wieder von meinem Besuch bei Lilli zurück – da kam Robert.

Nun, wo ich durch die Ereignisse des Tages selbst innerlich beschäftigt gewesen war, konnte ich ihn ruhig und heiter empfangen – trotz dieser Gesellschaft, aus der er kam, die ich für ihn gar nicht liebe. Denn mir scheint, sie weckt in ihm all die Eigenschaften, unter denen ich leide! Ein wenig Frivolität, die mir unbegreifliche Ehrfurcht vor Titeln, Geld und Stellungen – die Eitelkeit, sich von allerhand Frauen den Hof machen zu lassen – ihnen den Kopf zu verdrehen – ohne ernsteren Hintergrund – das alles ist eine mir feindliche Welt.

Halb ernst, halb scherzend hielt ich mich ein wenig von ihm fern, als er von seiner Gesellschaft erzählte. Ich wirke wie ein Reinigungsbad nach all den frivolen Gesellschaftsmenschen, meinte er, und sähe so lieb aus.

»Also doch ›Seife!‹ sagte ich ironisch und konstatierte:

»Siehst du, nun sind wir so gut miteinander ausgekommen, weil wir uns in diesen Tagen so wenig gesehen haben.«

Ich schickte ihn früh fort, weil er noch eilige Korrekturen für seine Rembrandtarbeit lesen mußte.

5. Juli.

Ganz unerwartet kam er früh am Vormittag, um ein Buch zu holen, das er brauchte. Vielleicht auch war es ein Vorwand, mich zu sehen. –

Eine zärtliche Umschlingung, ein Kuß – »so habe ich dich doch wenigstens eben gesehen, Liebste«, sagte er. »Aber ich dachte, du wolltest am Nachmittag kommen«, sagte ich betrübt.

»Ach du, ich weiß nicht, wie ich mit den Korrekturen zur Rembrandtarbeit fertig werden soll – der Drucker hat schon wieder gemahnt.«

Ich blieb mit einem etwas bitteren Gefühl der Enttäuschung zurück.

Am Nachmittag kam er unerwartet dennoch und brachte eine sehr hübsche Teekanne und zwei Tassen mit. So dann und wann zur Verschönerung der Häuslichkeit hier beizutragen, läßt er sich – trotz meiner Abwehr – nicht nehmen, und ich wage es, bei seiner Freude daran, nicht mehr, ihn darum zu schelten.

»Die Sehnsucht hat mich nun doch noch einmal hergetrieben – obwohl es unvernünftig ist bei meiner Arbeitslast«, sagte er. »Es ging mir nicht aus dem Sinn, wie du dastandest heute morgen in dem leichten, hellen Morgenkleid, das dich so gut kleidete.«

Und seine Hände griffen zärtlich nach mir.

Wie wir plaudernd nebeneinander saßen und er von Hedwigs baldiger Rückkehr berichtete, da kam auch wieder das Verlangen über ihn, mich ganz zu besitzen.

Ich ließ ihn lange bitten heute; am Ende gab ich seinem dringenden Flehen doch nach. Aber immer noch habe ich die Scheu ihm gegenüber nicht völlig überwunden: ich hätte ihn gern wild, heiß, leidenschaftlich-innig an meine Brust gedrückt, ganz fest, ganz unablösbar – aber ich wagte es nicht. Ich hielt meine Arme sehnsüchtig um ihn geschlungen – aber nur so von ferne.

Das ist furchtbar, daß ich es ihm manchmal gar nicht sagen, gar nicht zeigen und er mir doch wieder nicht so ins Herz sehen kann, um zu wissen, wie mir zumute ist.

»Du bist ein liebes Weib; aber du hast mich gar nicht so zärtlich genommen, wie ich wollte«, beklagte er sich heute nachher. »Du solltest dich so an mich drängen!«

Ich weiß es: ich habe oft so schreckliche Angst, ihm das volle Maß meiner Sehnsucht zu zeigen – wie gelähmt bin ich dann von dieser Scham der Zurückhaltung – die mich selber vielleicht am meisten quält.

Heute hemmte mich, daß ich fürchtete, es könne vielleicht nur meine Enttäuschung vom Vormittag gewesen sein, die ihn hergetrieben – daß er mir – nicht sich zuliebe gekommen wäre.

Es bedarf schon eines so beglückenden dauernden Zusammenseins wie in den Tagen unserer Reise, der Gewißheit völliger Verschmelzung der geistig-seelischen Liebe mit dem körperlichen Verlangen – das erst löst den Rausch in mir aus, der mich bis ins tiefste Herz wie in jedem Nerv mit ihm vermählt – beseligt und beglückt.

10. Juli.

Hedwig ist wiedergekommen, recht erholt und erfrischt. Sie hat in ihrer Musik viel dazu gelernt – ihr alter Lehrer hat sie in ihren Plänen, Konzerte zu geben, als Künstlerin aufzutreten, ein neues, eigenes Leben zu beginnen, sehr ermutigt.

Übrigens fragte Hedwig, die mich wirklich in ihr Herz geschlossen zu haben scheint, ob ich einverstanden sei, wenn wir

uns duzen.

Hedwig ist sehr glücklich, wieder bei dem vergötterten Bruder zu sein. Am liebsten möchte sie jeden Tag etwas mit Robert und mir unternehmen. So machen wir schöne Spaziergänge zu dreien; gestern waren wir in der Sezession.

Ich fühle mich angesichts der Kunst, meiner Kunst, innerlich so frei und stark und froh: es ist solch eine Erlösung, einmal wieder ich selber, ganz unabhängig zu sein. Die Gefühlsabhängigkeit von einem geliebten Menschen ist, neben dem Glück, das darin liegt, doch auch – zuweilen – eine schreckliche Qual.

Wie ich es genoß, bei Klingers *L'heure bleue*, bei Hofmanns Seebildern, bei den Schotten, bei der Wahrhaftigkeit von Alberts und Liebermann zu sein – und den Geliebten oft für ein paar Minuten ganz vergessen hatte, kam er mir immer sehnsüchtig nach und bat schmerzlich: »Ach, bleib doch einmal bei mir.« Vor einer plastischen Gruppe: vor Sindings »Zwei Menschen«, die in unlösbarer Verschlungenheit ein volles menschliches Glück in höchster Leidenschaft und Keuschheit darstellen – so heiß und keusch zugleich wie alle große Liebe und große Kunst ist – trafen sich unsere Augen in einem langen innigen Blick. Übrigens haben wir jetzt endlich angefangen, gemeinsam Nietzsche zu lesen. Er soll mich rechtfertigen, für mich sprechen, wo ich selbst es in meiner Schüchternheit nicht kann. Aber Robert ist ungeduldig, daß es Hedwig oft nicht versteht und sagt ihr das manchmal ein wenig deutlich. Das tut mir sehr leid; denn es schmerzt sie ohnehin ein wenig, zwischen dem einzigen Bruder und mir oft ein innigeres geistiges Band zu empfinden. »Warst du wirklich sehr böse über mich?« fragte er, als er Dienstag hierher kam. »Nein, böse nicht, aber es tut mir leid für sie; du hättest es ihr nicht so hart sagen dürfen.« »Aber sie versteht es doch gar nicht – das ist manchmal so schwer für mich. Die Stunden könnten so schön sein. Du hast ein sehr liebes Verständnis dafür.« Mich kränkt die Herablassung, die unbewußt in dieser vermeintlichen Anerkennung liegt: wie würde es ihm sonderbar erscheinen, wenn ich ihm sein »liebes Verständnis«

für Rembrandt oder Goethe bescheinigen wollte! Aber ich hüte mich, etwas darüber zu sagen. Ich bin ja schon glücklich, daß wir überhaupt versuchen, einen gemeinsamen, geistigen Boden zu finden, daß er sich die Zeit nehmen will, in meine geistige Welt – die Weltanschauung, die mir die verwandteste ist, einzudringen. Denn sich gemeinsam über große Gedanken, Schönes in der Kunst freuen zu dürfen, innerlich reicher zu werden, das ist auch eine Zusammengehörigkeit, eine der besten, die es geben kann. Ich will sogar gern dafür die heiß ersehnten Küsse und Umarmungen hergeben – das eine oder andere Mal – wenn es sein muß, um diese geistige Gemeinschaft mehr zu haben. Ich empfinde es als ein Zeichen der Vertiefung seiner Liebe, daß er meiner Bitte nun nachgekommen ist. Ich bin sehr dankbar dafür. Mir ist, als müßte nun alles gut werden! – –

*

10. August.

Viele Wochen sind vergangen – Wochen, in denen ich nicht wagte, dies Buch zu öffnen – geschweige denn fähig war, in ihm zu schreiben. Nicht die äußeren Geschehnisse waren die Ursache: der Tod von Hannas Mutter, unser – Hannas und mein – Besuch bei Lilli auf Sylt – der Aufenthalt am Meer – ein Besuch bei den Eltern – die Versöhnung mit ihnen nach dem Konflikt – das alles waren nur äußere Hemmnisse.

Aber was zwischen Robert und mir lag – war so unerträglich qualvoll, daß es keine Berührung vertrug, daß ich erst in den letzten Tagen allmählich wieder soviel Kraft und Hoffnung gewonnen habe, um den Dingen ins Auge zu sehen, um über so schmerzliche Erlebnisse überhaupt ein Wort sagen zu können. -----

*

Mitten in unser behagliches Zusammenleben im Juli, das sich gerade so hoffnungsvoll entwickelte, kam die Todesnachricht von Hannas Mutter. Auch Robert schien es Pflicht, daß ich Hanna in ihrem Schmerz und ihrer Einsamkeit nicht allein ließ, und ich richtete meine Abreise für den 14. Juli ein.

In den letzten Tagen bestand Unsicherheit darüber, wie es wohl mit mir wäre: mir schiene es so selbstverständlich, so notwendig – erst eine wirkliche Erfüllung unserer Liebe, wenn sie auch die natürlichen Konsequenzen hätte. Mein Liebster schildert manchmal über meine Sorglosigkeit, meinen Leichtsinn in dieser Hinsicht. Aber wenn ich ihn nicht so lieb hätte, daß ich mich nach einem Kinde von ihm sehnte, hätte ich ihm doch auch nie angehören dürfen.

Ich weiß ja natürlich – so kindisch und gedankenlos bin ich nicht –, welche unsäglichen Konflikte aus der Erfüllung meines

tiefsten Herzenswunsches entstehen würden; ich weiß, daß ich – Agathens wegen – seinetwegen – meiner Eltern wegen – resignieren muß. Aber ich bringe es nicht fertig, *nur* daran zu denken, geschweige es mir zu wünschen. Als es sich herausstellte, daß die »Sorge« umsonst war, gab es mir einen Stich durchs Herz – eine schmerzhaftes Enttäuschung. So war also meine leise Hoffnung wieder umsonst. Rein instinktiv ist mir manchmal, die Erfüllung dieser Hoffnung müßte die Erlösung aus all unserer Zerrissenheit bedeuten. Aber ich schleppte mich doch heraus zu ihm, um es ihm zu sagen.

Er duldete nicht, daß ich am Abend fortging. In dem kleinen Fremdenschlafzimmer wurde ich sorglich gebettet – wachte mitten in der Nacht auf und sehnte mich nach ihm herüber, der mir so nah und Hedwigs Anwesenheit wegen doch so fern war. Morgens hörte ich dann zum tröstlichen Morgengruß seine liebe Stimme vor der Türe:

»Wie geht es dir, Irene?«

Wenn ich doch an jedem Morgen von dieser Stimme geweckt würde!

Hedwig und Robert hielten mich den Tag über dort, und ich ließ mich gerne halten – trank seinen geliebten Anblick, seine Nähe – im Hinblick auf die bevorstehende Trennung – besonders durstig in mich ein.

Es war solch ein Glück, ihn ansehen zu dürfen, der behaglich in seinem kleidsamen hellen Anzug auf dem dunklen Samt des Sessels saß – bald las, bald mit mir plauderte – mit dem schönen, langgeformten Kopf, dem weichen blonden Haar – der lieben Stimme, die so verführerisch klingt – sich so ins Herz schmeichelt, auch wenn sie nur zärtlich sagt: »Liebe Irene!«

Ein heißer, sehnsüchtiger Kuß in einem Augenblick des Alleinseins machte mich den ganzen Tag froh.

Ich weiß gar nicht, wie es nach diesem glücklich verlebten Tage geschehen konnte, daß er am Abend, als er mich heimbegleitete, unglücklich war: ich hätte etwas von Schwäche, von Energielosigkeit gesagt – das er auf sich bezogen, als einen

Mangel an Achtung vor ihm empfunden hatte.

Ich besann mich gar nicht auf diese unglückselige Bemerkung. Es mußte also gewiß ein Mißverständnis sein.

»Man muß doch leben können«, sagte er bitter. »Du weißt ja, wieviel Wochen es jetzt ist – seit ich so unter deiner Unterschätzung leide! Dann liebst du mich eben nicht. Was hältst du denn eigentlich von mir?!«

Ich war so gar nicht vorbereitet auf diese Stimmung des Mißtrauens, der Verzagtheit, daß ich in meiner Bestürzung, aus allen Himmeln gerissen, nichts zu antworten wußte. Aber wir nahmen sehr lieb Abschied voneinander. Ich mußte versprechen, die Reise nach Berlin um einige Tage zu verschieben, damit er mich noch einmal sehen könne.

Am Abend vor meiner Abreise ging ich daher, wie versprochen, zu Hedwig. Robert war den Tag über durch einen Jugendfreund abgehalten worden, zu mir zu kommen, der nach zehnjähriger Abwesenheit – er lebt als Forscher auf einer der Südseeinseln – viel Interessantes zu berichten hatte und stark Beschlag auf ihn legte. Als Robert mich am Abend heimbegleitete, erzählte er mir sogleich, mit welcher Spannung er das Drama eines modernen Dichters gelesen, das ich ihm mitgebracht hatte: die Heldin, eine kluge, geistig selbständige Frau, liebt – nacheinander – drei Männer: erst einen Jugendfreund, einen primitiven Kämpfer, der für seine Überzeugung ins Gefängnis gegangen ist, von dem sie sich befreit, als sie spürt, daß sie sich seelisch über ihn hinausentwickelt hat – dann einen reifen Mann, einen Gelehrten und Weisen, der ihr menschlich-geistig unendlich viel zu geben vermag – bis sie auch über diese Liebe hinaus-, aber nicht hinaufwächst – um endlich in der Leidenschaft für einen geistig unbedeutenderen Mann, der Jugend, Eleganz und sinnliche Anziehung besitzt, vorläufig zu enden. Am Ende erwartet die Heldin ein Kind von diesem Manne, den sie nun zu heiraten verspricht.

Mich hatte an dieser Dichtung die Vielfältigkeit der Anziehungen beunruhigt, durch welche die Heldin sich bestimmen

läßt – und so sympathisch mich die Freiheit und Selbständigkeit ihrer Entscheidungen berührte, so wenig war ich mit ihrer letzten Wahl zufrieden. Sie schien mir fast beschämend.

Auf Robert hatte die Dichtung einen tiefen Eindruck gemacht.

»Ich würde es nicht so heroisch-überlegen ertragen, wie es hier Alexander – der Gelehrte – (die wertvollste Gestalt unter den drei Männern der Heldin), erträgt, wenn du einmal einen anderen Mann liebst!« bekannte er.

»Aber nicht wahr, deine Freundschaft, die läßt du mir doch auf jeden Fall?!«

Ich verstand seine Frage in diesem Augenblick gar nicht.

»Es hat mich so gequält, was du kürzlich von meiner Energielosigkeit sagtest«, fuhr er fort.

»Du vergißt immer, welche Lähmung das Schicksal selbst auf mich gelegt hat – Agathe ist meine Frau – aber sie ist nicht mein Weib!«

»Und ich?« fragte ich in qualvoller Spannung.

»Du warst es – und im Sinne unserer Reise – unseres innigsten Zusammenseins bist du es *noch*. Du bist es nur insofern nicht, seit ich weiß, daß ich nicht dein Mann bin. Und doch habe ich für dich die größte Leidenschaft empfunden, die ich je für ein Weib hatte.«

Wir gingen weiter – seine hoffnungslose Stimmung – so am Vorabend unserer Trennung – legte sich mir wie ein Alp auf die Seele – fand mich vollkommen wehrlos bei meiner in diesen Tagen ohnehin verringerten Widerstandsfähigkeit. So traf mich denn seine gequälte Bitte: ob wir einmal versuchen wollten – ob es nicht besser gehen würde, wenn wir nur Freunde wären – so unvorbereitet nach dem innigen Zusammensein der letzten Tage, daß ich wie irrsinnig vor Schmerz taumelte und zusammengesunken wäre, wenn er mich nicht gehalten hätte. Ich begriff kein Wort davon: wie konnte man von einer so schauerlichen, unausdenkbaren Möglichkeit so reden – plötzlich – einfach beim Nachhausegehen – auf der Straße?! Es war, als sänke

ich in einen tiefen Abgrund – ohne Hilfe, ohne Rettung! Das Unfaßliche traf mich wie eine ungeheuerliche, lieblose Roheit: ohne Vorbereitung, ohne eine solche harte Notwendigkeit mit mir *gemeinsam* zu erkennen, in bewußter Übereinstimmung herbeizuführen! Ein Aufschrei aus gequälter Seele antwortete ihm: »Ich wollte, ich hätte dich nie gesehen!«

»Aber nimm mir doch nicht auch, was war,« bat er nun, »wenn du es bereust, dann nimmst du mir ja wieder, was du gabst!«

In nie vorher gefühltem Schmerz irrte ich an seiner Seite hin – das kleine Paket, das Hedwig mir für die Reise mitgegeben, entfiel meinen Händen, flog in der Verzweiflung meiner Qual auf die Erde – er hob es auf, legte meinen Arm in seinen und führte mich nach Hause. »Hilfe! Wo gibt es die?« stammelte ich verzweifelt.

»Christus!« sagte er.

»Nein,« sagte ich hart – »wer könnte mir jetzt helfen? Das kann nur ich selber!« - - - - -

*

In meiner einsamen Wohnung saß ich wie betäubt von diesem Schlag die lange Nacht. Das konnte ja gar nicht wahr sein! Ich wagte es nicht, mich niederzulegen: als müßte das Grauen, der Schmerz mich ersticken. Kein Schlaf half mir über die Schrecken dieser Nacht barmherzig hinüber.

So wenig ich seine Bitte, seine trostlose Resignation verstand, so wenig begriff ich, wie er am Morgen – unter diesen Umständen – mit einem großen Strauß Rosen vor mir stehen konnte, um mich zur Bahn zu begleiten. Es kam mir wie vollendete Sinnlosigkeit, wie Hohn auf meinen Schmerz vor.

»Hättest du mir die Szene gestern nicht ersparen können?« fragte er vorwurfsvoll.

Ich sah ihn sprachlos an: »Was *ich* – ihm – hätte – ersparen können?!«

Aber sein Gesicht trug so deutlich Spuren seelischen Leides, sah so schmerzdurchwühlt aus, daß ich begriff: auch er hatte gelitten! Obwohl ich nicht verstand, warum, wieso! Ich hatte ihn doch so unsinnig lieb – und wenn er mich *auch* liebte, so liebte, wie er immer behauptete, *warum* mußten wir uns dann diesen grausamen, schauerlichen Verzicht auferlegen? Ich stand vor einem Rätsel. Aber ich erwiderte nichts mehr.

»Denke sehr lieb an mich!« war seine letzte Bitte vor der Abfahrt.

Ich überstand den Tag der Reise, las unterwegs in Stendhal: Über die Liebe! Aber in meinem zerstörten Gemütszustand war das keine trostvolle Ablenkung – so geistvoll diese Analyse ist. Man müßte etwas haben in solcher Not, was wunden Herzen wohltut – so wie fromme gläubige Seelen früherer Zeit zur Bibel greifen oder sich der Madonna zu Füßen werfen konnten. Wenn man leidet und nach Trost sucht, merkt man erst, daß aller Geist, alle Erfindungen des Verstandes, der Phantasie nicht zu helfen vermögen, wie wenig große, warme, aufrichtende, trostvolle Dichtung es gibt: etwas, das stärker ist als das eigene Leid, uns mit der Welt wieder versöhnt. In ernster, resignierter Stimmung kam ich bei Hanna an.

Das Begräbnis war vorüber – Hanna war mir dankbar, daß ich sie in diesen ersten schweren Tagen der Einsamkeit nicht allein ließ. So fest mein Herz in München verankert ist: ich sah, ich müsse meinen Kummer zurücktreten lassen, um ihr ein Halt und eine Stütze sein zu können.

Ich hatte alle Kraft nötig – denn die Zeilen, die ich zuerst von Robert erhielt, waren so trostlos, voll bitterster Resignation, daß es mir fast das Herz zerriß.

»Laßt, die ihr's leset, alle Hoffnung fahren« – das war der einzige erschütternde Eindruck.

Ich mied mit dem letzten Willen zur Selbsterhaltung so viel als möglich Grübeln und Alleinsein, half Hanna bei der Ordnung ihrer geschäftlichen Angelegenheiten und freute mich, daß sie sich entschloß, Lillis Bitte zu folgen und auf zehn Tage

mit mir nach Sylt zu fahren. Lilli scheint sich dort in der Tat ein wenig zu erholen.

Ein paar weniger deprimierte Zeilen von Robert aus letzter Zeit – voll leiser Hoffnung – ließen in mir die Daseinsfreude wieder riesengroß anschwellen – nicht zu bändigen ist diese angeborene grundlose Lebenszuversicht in mir:

Wie habe ich nur seine Resignation, fühle ich seitdem – unter dem Eindruck der Dichtung von der untreuen Heldin, meiner vermeintlichen Kritik seiner Energielosigkeit, meiner Forderung nach mehr Liebe, entstanden – so tragisch nehmen, sie als endgültige Entscheidung über unser Schicksal, unsere Gemeinschaft auffassen können!

Als ob wir uns nicht liebten! Über alle Qual, alle Hemmungen der Situation, alle Verschiedenheiten der Naturen hinweg!

Seitdem sind mir die Tage von stiller, gefaßter Heiterkeit. Ich sehe jetzt, rückblickend, wohl, wieviel ich durch die Heftigkeit meines Empfindens gefehlt, zerstört, gefährdet habe – wieviel sorgsamer, behutsamer ich hätte mich ihm gegenüber geben müssen. Wie unsäglich seine an sich selbst stets zweifelnde Natur durch meine sorglose, scharfe Kritik – bei seiner Empfindlichkeit und seinem Mißtrauen – gelitten haben mag!

Zu dieser Reue über meine eigene Unüberlegtheit kommen nun noch mit verdoppelter Gewalt die süßen Erinnerungen an unsere Liebkosungen und Umarmungen – Erinnerungen, die es mir einfach unmöglich machen, seinen Verzicht endgültig ernst zu nehmen.

Nein – ohne seine Liebe zu mir – meine Liebe zu ihm kann ich, will ich nicht mehr leben. Was liegt an unseren Verschiedenheiten? Ich weiß nur, daß ich ihn über alles lieb habe, daß ich alles tun will, was in meiner Macht steht, ihn wieder froh und glücklich zu machen. Nichts will ich, als mich schweigend in seine Arme schmiegen und das Bewußtsein seiner Nähe genießen – – – – –

*

Auch zu den Eltern – ein schwerer Gang – begleitete mich Hanna, die sich vor dem Alleinsein, vor der Rückkehr in die verlassene Wohnung fürchtete. Die Lösung der Spannung zwischen mir und den Eltern gelang nur durch meine Erklärung, nunmehr fürs erste in München bleiben zu wollen, an das mich ja nun auch die Wohnung, der Mietkontrakt für mehrere Jahre kettet. Für später allerdings hoffe ich, meine künstlerische Weiterbildung in Paris wieder aufnehmen zu können. Mit Hannas verständnisvoller Unterstützung kam jedenfalls ein Ausgleich, eine Versöhnung mit den Eltern zustande. Und nun hoffe ich, in acht Tagen wieder bei meinem Liebsten zu sein.

30. August.

Seit zwei Wochen bin ich wieder zurück. Wenn mein armer Liebster sich vielleicht heimlich vor Gemütsregungen, die meine Rückkehr bringen könnte, fürchtete, so ist er um so froher erstaunt, mich ruhig und freundlich zu finden. Ich bemühe mich, alles zu vermeiden, was ihn erregen könnte – und spreche zu ihm liebevoll wie eine Mutter zu ihrem kranken Kinde.

Seinem Resignationsvorschlag gegenüber, der mich in so tiefe Verzweiflung gestürzt hatte, wirkte die sehnsüchtige Unruhe seltsam aufreizend, in der ich ihn fand: dreimal war er vergeblich am Bahnhof, um mich abzuholen.

Auch nicht einen Tag lang hat er übrigens versucht, seinen Vorschlag mit der »Freundschaft« zu verwirklichen. Ich mußte es – tragikomischerweise – sein, die auf seiner Realisierung bestand.

Aber lange hat natürlich mein platonischer Widerstand, mein Kampf für ein Verhalten, von dessen vollkommener Sinnlosigkeit ich überzeugt bin, nicht gereicht. Für mich gibt es jedenfalls nur zwei Wege: entweder ein Ende – ganz und gar – oder immer wieder Liebe, Geduld und Verzeihen. Aber solange wir uns sehen, solange er überhaupt hierher kommt – undenk-

bar, unsinnig ist das mit der »Freundschaft«!

Hedwig wird noch einmal verreisen: Agathe für ein paar Wochen Gesellschaft leisten, da Robert in seinem jetzigen Gesundheitszustand nicht zu ihr reisen soll. Aber seiner hochgradigen Erschöpfung wegen ist die Abreise um ein paar Tage verschoben. Robert kam selbst, mir das zu sagen, da er versprochen hatte, gleich nach Hedwigs Abreise bei mir zu sein.

Ich ging ihm entgegen, sah sein müdes, angegriffenes Gesicht, nahm ruhig ihm gegenüber Platz und plauderte mit ihm.

»Bist du denn gar nicht froh, daß ich gekommen bin?« fragte er enttäuscht.

Es ist merkwürdig: nun ich so ruhig und anspruchslos bin, wie er mich doch immer haben wollte, ist er mit der seltsamen Inkonsequenz liebender, leidender Seelen damit auch nicht zufrieden.

Ich mußte unwillkürlich lächeln, ging zu ihm heran und zog seinen Kopf zärtlich an mein Herz.

»Gewiß bin ich froh darüber – aber ich bin nicht froh, daß es dir so schlecht geht! Wenn ich dich jetzt nur wenigstens pflegen dürfte! Ich weiß ja, wie du immer wieder durch spätes Zubettgehen – durch nächtliches Arbeiten oder Geselligkeit – dich schädigst. Ich bin außerdem glücklicherweise auch ein gut Teil vernünftiger geworden seit der Reise.«

»Aber das heißt doch alles Liebe aufgeben«, beklagte er sich.

»So – und wer hat mir immer gepredigt, daß ich vernünftig werden müßte?!« entgegnete ich erstaunt.

»Weißt du übrigens,« meinte ich, »mit dem Zusammenarbeiten, von dem du manchmal sprichst, würde es wohl nicht viel werden.«

»Ja, du hast recht,« stimmte er zu, »ich würde wohl immer ganz andere Wünsche im Sinn haben.«

»Das meinte ich nicht«, sagte ich. –

»So, würdest du das nicht zulassen?« fragte er gespannt.

»Daran dachte ich jetzt gar nicht«, wich ich aus; »aber wir wollen vom *Leben* ganz etwas anderes. Das macht ein gemeinsa-

mes Schaffen für mich undenkbar. Gerade deshalb verlange ich so danach, diese Verschiedenheiten durch gemeinsame Studien zu überbrücken, durch gemeinsame Arbeit auszugleichen.«

»Übrigens werde ich über die Bedeutung der künstlerischen Persönlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts arbeiten, sobald meine Rembrandtarbeit beendet ist«, erzählte er.

»Ach, warum immer über das *vorige* Jahrhundert!« sagte ich unbesonnen, enttäuscht.

»Weil jetzt alles zurückgegangen ist«, betonte er etwas gereizt.

»Alles?« zweifelte ich. »Aber es gibt doch auch in unserem Jahrhundert vieles – Strömungen und Persönlichkeiten, die es wert sind, daß man ihnen näher tritt – die moderne Kunst, die soziale Bewegung und Nietzsche zum Beispiel.«

»Ach, um Nietzsche recht zu verstehen, muß man auch erst das achtzehnte Jahrhundert und seine Philosophen gründlich kennen.«

Es ist ja gewiß Richtiges in dem, was er meint – ich verkenne das nicht. – Aber wenn man sich so in die Vergangenheit vertieft wie er, kommt man sehr schwer dazu – die Geister ganz zu würdigen, an den Bewegungen teilzunehmen, die für unsere Zeit charakteristisch sind. Und ist das nicht auch ein Verlust, ein Mangel? Vielleicht der größere Mangel? Aber diese Ketzerei behielt ich für mich.

»Nun muß ich dich wohl fortschicken«, sagte ich, »du siehst müde aus und sollst dich gleich hinlegen.«

»Ja, das mußt du wohl«, bestätigte er. »Wenn ich nur die Zeit deiner Abwesenheit anders hätte verbringen können!« sagte er mit deutlichem Vorwurf.

Ich machte ein trauriges Gesicht, sagte aber nichts. Warum soll ich ihn durch Widerspruch reizen und ihn fragen, ob er uns nicht durch seinen Entsagungsvorschlag ganz unnütz gequält hat?!

»Ja, du denkst, ich wäre leidenschaftslos, weil ich äußerlich ruhig bin – aber bei mir ist es mehr im Innern. Und dann

kommt es nachts über mich – so schrecklich!« klagte er. »Und jede Nacht habe ich dann von dir geträumt, mich nach dir gesehnt und nach dir gerufen. Sogar Hedwig, die nebenan schläft, hat sich schon darüber beklagt. In meinem ganzen Leben hat mich bewußt nichts so erregt wie dies Erlebnis mit dir, diese Leidenschaft für dich!

Ach Liebste, Liebe, du bist ein Vampyr – du saugst mir alles Blut aus und sagst dann lachend: »Ja, aber ich bin immer frisch!««

4. September.

Heute ist es ein halbes Jahr, daß wir uns gelobten, uns fürs Leben liebzuhaben – »in guten und bösen Tagen«. Wir haben schon recht viel böse Tage gehabt – aber wenn mir aller Mut und alle Hoffnung schwinden will, dann fällt mir ein: »Was ist das für eine Liebe, die nicht auch in bösen Tagen standhält!«

Und dann nehme ich mein Kreuz wieder auf und schleppe es ein Stückchen weiter.

Hedwig ist abgereist. Es geht Robert ein wenig besser – er ist dann gleich wieder übermütig.

Ich bin sehr froh, daß es mir gelungen ist, ihn einmal zu einem Tagesausflug zu bereden. Dieses Eingeschlossenein in der Stadt ist für mich, die ich bisher gewohnt war, alle paar Tage, zumindest jeden Sonntag, draußen im Freien zu verbringen, draußen zu arbeiten – eine wahre Qual. Ich möchte meine innere Erregung im liebsten durch körperliche Anstrengung bekämpfen: wandern, wandern, bis mich die Füße nicht mehr tragen.

Ich schelte ihn einen Stubenhocker – er würde sicher seine Depressionen eher überwinden, wenn er öfter mit mir hinaus käme in die Natur.

Nun waren wir draußen – seit unserer Osterreise das erstmal richtig allein zusammen in der Natur. Der Ausflug hat uns beiden gut getan. Ein paar tiefe Atemzüge freier Bergluft – man

ist ein anderer, besserer, freierer Mensch.

Auf mich jedenfalls wirkt das ebenso wie Kunstgenuß oder produktives Schaffen: all das Quälende, Bedrückende, das aus unserer glücklich-unglücklichen Liebe sich oft auf mich legt, ist dann wie fortgeweht: ich bin ein Mensch, der fest auf sich selber steht, sich selber ganz wieder hat und weiß, was er im Leben will. Ich kann dann auch ihm gegenüber ruhig und liebevoll sein – ohne leidenschaftlich zu fordern –, so wie er es jetzt in seinem nervösen Zustand braucht. Wir waren beide in sehr guter, dankbarer Stimmung über die genossene Erholung. Als er es bei der Rückfahrt übersah, mir beim Einsteigen zu helfen, konnte ich sogar wagen, ihm zu sagen: »Weißt du, was ich manchmal finde: dir fehlt oft die Fürsorge des Mannes für die Frau.«

Er lachte: »Aber ich bringe dir doch Blumen und Süßigkeiten und allerhand Schönes mit. Wie soll ich dich denn sonst noch verwöhnen?«

»Ich dachte nicht nur an mich dabei,« sagte ich ruhig, »ich meine, dir selbst muß etwas fehlen dadurch.«

»Ja, gewiß entbehre ich selbst dadurch,« sagte er nun ernster, »aber das haben nur die Menschen, die glücklich sind, die wirklich das geworden sind, was sie werden sollten. Und daher brauche ich es jetzt gerade, mich von dir verwöhnen zu lassen, du unaussprechlich Liebe, Gute!«

Es macht mich sehr glücklich, daß ich jetzt – nach all den bitteren Erfahrungen – endlich gelernt habe, so zu sein, wie er es brauchen kann, wie er es nötig hat.

»Ich weiß ja,« sagte er, »daß Geben seliger ist denn Nehmen, aber vorläufig bin ich dafür, von dir zu nehmen.«

Er konnte sich nur sehr schwer trennen; als wir in der Stadt ankamen, machte er allerlei Vorschläge zum Zusammenbleiben: in eine Weinstube zu gehen oder noch gefährlichere Sachen. Aber da ich doch jetzt die Vernünftigere sein muß – so schwer es mir fällt, so wenig Talent ich dazu habe –, so schlug ich alles ab, um die gewonnene Erholung nicht zu gefährden.

Daß er wieder gesund und froh wird – das ist ja das einzige, worauf es jetzt ankommt!

6. September.

Es geht Robert wirklich etwas besser – ich bin sehr glücklich darüber.

»Also ich werde gewisse Leute jetzt noch mehr verwöhnen«, begrüßte er mich beim Wiedersehen nach unserem Ausflug: wir hatten uns für die Pinakothek verabredet.

Wir wanderten durch die herrlichen Rubenssäle – die er mich so viel besser verstehen gelehrt hat. Mir ist das immer solch ein Glück, irgendwie wieder das Bewußtsein seiner Überlegenheit zu gewinnen – gerade weil er ein so zersetzender Kritiker seiner eigenen Persönlichkeit ist.

Wir saßen zuletzt vor dem wunderbaren »Raub der Töchter des Leukyppos«, dieser ungeheuer dramatischen, blutvollen Darstellung männlichen Begehrens nach dem Weibe.

Es ist für mich gewiß nicht die tiefste und letzte Offenbarung der Liebe – es ist überhaupt nicht die Liebe, wie ich sie meine.

Aber es liegt so eine starke, ehrliche Daseinsfreude darin, ist so fern jeder verlogenen Halbheit und Heuchelei, daß ich es aufrichtig, herzlich, künstlerisch zu genießen vermag.

»Weißt du,« sagte er zärtlich, als wir vor dem Bilde rasteten, »wie lieb du das letztmal warst? Am liebsten habe ich dich auch so wie die Rubensschen Frauen – ganz nackt – ganz frei von aller Konvention. Ach, Liebste, mir ist das stets solch ein Glück mit dir – und du willst einen anderen, einen ›leidenschaftlicheren‹ Menschen!«

Ich wurde heiß und rot unter seinen beschwörenden Worten.

»Ach, du bist töricht, wenn du das denkst«, erwiderte ich nur.

Wie, wie soll ich es ihm denn erklären, was für ein unsinniges, schreckliches Mißverständnis es ist, wenn er das so auffaßt? Um etwas ganz anderes handelt es sich.

Nicht an sinnlicher Glut hat er es fehlen lassen. Im Gegen-

teil: ich habe ja oft geklagt, daß über dieser Glut die geistige Gemeinschaft zu kurz käme. Auch hat nie ein anderer Mann mich überhaupt als Mann angezogen, habe ich nie je einen anderen begehren können. Nur brauche ich die unmittelbare Gewißheit, daß diesem Begehren nach dem Weibe die Liebe zu dem Menschen in mir gleich ist – daß er meine Seele mit gleicher Intensität liebt, wie ich sein Begehren nach meinem Körper spüre. Immer, wenn ich diese Gewißheit einmal nicht hatte, habe ich gelitten.

Wie kommt es, daß er, der so viel klüger, erfahrener und reifer ist als ich, das gar nicht zu verstehen scheint? Daß er nicht sieht, daß Lieben, recht Lieben eine Aufgabe, eine Kunst, vielleicht die schwerste Kunst ist, die es gibt? Daß eine so kostbare Frucht gehütet und gepflegt werden will und auch erst langsam reifen kann? Daß selbstverständlich Konflikte, Empfindungs-, Temperaments-, Charakter- und Anschauungsverschiedenheiten zwischen Menschen von so ausgeprägter Eigenart auftreten müssen? Ich weiß nun schon, wieviel ich selbst versäumt, zerstört habe – aber das soll mich nicht entmutigen.

Die Rücksichtnahme auf einen anderen Menschen will mit Anstrengung erworben sein, wie ich es jetzt, ungeschickt wohl noch, aber mit vollem Bewußtsein, mit heiligem Ernst versuche.

Ach, wenn ich doch nur den Mut, die Fähigkeit hätte, ihm das alles deutlich zu sagen! Aber ich sagte nur blutübergossen auf seine Klage, ich wolle einen leidenschaftlicheren Menschen: »Ach, bist du töricht, wenn du das denkst!«

8. September.

Diese herrlichen Herbsttage benutze ich, um noch so viel wie möglich draußen zu sein. Ja, so weit versuche ich schon, mich zu emanzipieren, daß ich Verabredungen treffe für Ausflüge oder gemeinsame Arbeit im Freien mit Kolleginnen, wenn ich sicher zu sein glaube, daß Robert doch nicht kommen kann

oder nicht mit hinausfährt. Hermine Langheim ist für kurze Zeit in den Ferien nach ihrem ersten Semester hier. Wir verabredeten einen gemeinsamen Ausflug an den Kochelsee.

Wir hatten wundervolles Wetter, genossen den Tag sehr, und sie erzählte mir viel Erfreuliches und Interessantes über ihr Leben in Zürich.

Wenn ich nicht nach Paris müßte, möchte ich wohl auch in Zürich leben – mit seinem freien, internationalen Zug, seiner herrlichen Lage am See und in den Bergen. Ich versprach Hermine, sie nächstes Jahr, wenn irgend möglich, zu besuchen. Daß ich mein Kunststudium unterbrochen habe, versuchte ich damit erklärlich zu machen, daß es Lillis und der Eltern wegen geschehen sei. Wenn sie die Wahrheit wüßte – daß es ganz allein die dumme Liebe war und ist, die mich festhält – sie würde mich gewiß verachten.

Ich selbst komme mir deswegen nicht verächtlich vor – törricht vielleicht und hart ist es natürlich. Aber zu einem ganzen wirklichen Leben gehört doch *alles*: Kunst und Arbeit an den Menschen, unter den Menschen – und Liebe – und Kinder.

Aber wie schwer wird es uns Frauen gemacht, *alles* zu haben!

Der Tag mit Hermine hat mich recht erfrischt – obwohl ich ihr so vieles aus meinem innersten Wesen verhehlen mußte. Nach solcher Erholung draußen kann ich ihm dann immer um so freier, heiterer entgegentreten. Es freut ihn – aber zugleich ist er ein wenig eifersüchtig darauf, schmerzt es ihn leise, daß ich fern von ihm so unbefangen froh zu sein vermag. –

*

Gestern gab es ein sehr liebes Zusammensein: er kam in der Dämmerstunde, hatte sich den Abend für uns frei gemacht – und so konnten wir einander mit größerer Ruhe als sonst oft genießen.

»Wie schön ist es, dich zu haben«, sagte er – er hatte mich zu sich auf den Diwan gezogen – mit ein Kissen in den Rücken

gegeben und sich in meinen Schoß, den Kopf dicht an meine Brust, gebettet. Er legte meine Hände an sein Gesicht und schloß die Augen. –

»So bin ich ganz wunschlos.« Wir schwiegen beide eine Weile – das Bewußtsein der gegenseitigen Nähe genießend.

Er nahm meine Hände zwischen seine: »Ach, deine Hände, die sind so unbeschreiblich zärtlich und so charakteristisch für dich – und deine Augen – all dein Empfinden, deine ganze Seele liegt darin, du liebe Menschenseele du!« Er küßte mich leise, innig auf die Augen.

»Weißt du,« klagte er, »ich muß erst selbst etwas werden, ich bin krank – oder mein Wille vielmehr, und alle Menschen hacken nun auf mir herum wegen meiner Krankheit. Und du bist am schlechtesten dabei weggekommen, Liebste!«

»Ich glaube es fast auch«, lächelte ich; »aber weißt du, schilt nicht immer auf das Leben, das nichts wert sei: wir sind es doch selbst, die es machen.«

Wir hatten uns aufgerichtet – er lehnte sich an mich und zog mich nun sanft auf seinen Schoß, meine Arme um seinen Hals geschlungen, während er seine Arme um meinen Leib legte.

»Ja, ja, du hast recht«, meinte er nun. »Es ist so furchtbar, daß ich mit meiner Begabung bis jetzt nicht mehr geleistet habe. Ich streue alles in meinen Vorlesungen aus – aber zu den großen Werken kommt es gar nicht. Ich will lernen, mich zu konzentrieren.«

Ich war sehr froh, das von ihm zu hören.

Es kam noch die Rede auf die junge Verehrerin, die Tochter der Generalin. Ich mag diese Mischung von Junkerin, Jüdin und Gelddame rein instinktiv nicht – es ist wirklich nicht nur Eifersucht, wenn ich ihr Wesen ablehne.

»Ihre Neigung ist ernster als du denkst«, sagte er; »sie fühlt, daß ich eine Art habe, vornehm über die Dinge zu denken, die sie nicht hat. Und weiß Gott, wenn ich mit ihr rede, bestärke ich sie noch in *ihrer* Art.«

»Weißt du, das Beste ist, dich gar nicht mit Menschen zu-

sammenzubringen, die frivol sind – ich wollte schon dafür sorgen«, meinte ich.

»Du hast recht – wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht –< – ich will es auch mehr tun!

Aber liebst du mich denn auch noch, wenn du so alle meine Fehler kennst?!« fragte er bang.

»Ich habe dich im Gegenteil viel lieber als früher!« sagte ich zuversichtlich, überzeugend – »im Anfang unserer Liebe stand ich doch allem voll Naivität gegenüber – es war wie ein lyrisches Gedicht, ein vager Traum. Nun ist es das wirkliche Leben – ich lerne dich kennen mit allem Guten und Bösen und dich liebhaben wie du bist – wenn auch oft mit Schmerzen. Denn die Willkür und Inkonsequenz in deinem Wesen – die quält mich freilich manchmal sehr.

Aber im ganzen habe ich dich viel wirklicher lieb als früher.«

»Hat es mir denn nun wohl geschadet, wie ich früher mein Leben geführt habe?« fragte er nachdenklich.

»Ich glaube doch, daß manches für uns – anders, besser wäre, wenn es für dich dasselbe bedeutete wie für mich: eine erste große Liebe! Es ist eben nicht deine erste Erfahrung!«

Er zog mich zart und ernst an sich und küßte mich ehrfürchtig.

»Doch, Liebling, was ich *bei dir* erfahren habe, das habe ich zum *erstenmal* erfahren. Es ist schon ein Reichtum damit in mein Leben gekommen, den ich erst verarbeiten muß und den ich in seiner ganzen Reinheit noch nicht ergriffen habe.«

»Also hoffen wir«, sagte ich still, tief glücklich.

11. September.

Es ist wunderschön, daß es mir gelingt, ihn aus dem dumpfen Brüten im Zimmer ein wenig herauszulocken – gestern zum Beispiel zu einem Ausflug ins Isartal. Es ist solch eine Freude für mich und ihn. Wir können uns jetzt auch viel besser verstehen – ich wage es sogar schon manchmal, zu sagen, wie ich

denke.

Es war wundervoller Herbstsonnenschein – und die Färbung der Bäume so herrlich bunt, die Augen genossen ein Fest – und die Brust weitete sich in Licht und Sonne. Wie wir da draußen behaglich wanderten und plauderten, bedauerte Robert wieder einmal, daß ich Goethe nicht ebenso liebe und sehe wie er, daß ich gar nicht verstehen wolle, wie er ihn auffasse.

»Ja, die Lyrik liebe ich sehr – die liebst du gerade vielleicht nicht genug. Aber wenn ich jetzt zum Beispiel wieder den Tasso las – natürlich ist vieles sehr schön und edel und groß – aber: es ist doch, verzeih mir, hundert Jahre alt. Dieses Sichbeugen vor Hofkreisen und äußeren Formen und Stellungen ist meiner Natur zu fremd. Denke, wie Beethoven in Karlsbad sich dagegen empört hat – so empfinde ich auch.

Und du wieder liest meinen Nietzsche nicht!«

»Aber ich kann jetzt nicht – ich bin nicht in der richtigen Stimmung dafür!«

»So,« sagte ich betrübt, »wenn ich deinen Goethe nicht verstehe und du meinen Nietzsche nicht – was haben wir dann gemeinsam?«

»Daß wir etwas Gemeinsames haben, das haben wir doch schon erlebt. Es ist auch viel anregender, mit einem Menschen so nahe zu stehen, der andere Anschauungen hat. Aber was dich betrifft – deinen Reichtum an künstlerischen Ideen – die Stärke deiner Empfindung erkenne ich an. Aber an Klarheit mußt du noch viel lernen.«

»Das will ich ja gerne«, sagte ich nachgiebig.

»Ja, und daß du gar nichts Rechtes gearbeitet, künstlerisch geschaffen in all der Zeit, seit wir uns kennen!«

»Aber wie hätte ich das gekonnt – wo mir die Seele wie eingekerkert war – all die Zeit!«

»Vielleicht haben dich auch deine jungen Freunde und Freundinnen verleitet, mehr von deinen Leistungen zu denken als du bis jetzt geleistet hast.«

»Nein,« meinte ich. »an denen liegt es nicht, daß ich so fest

an das Leben, an mich selber glaube. Vielleicht, weil ich mein ganzes Leben, von der frühesten Kindheit an, auf mich selbst angewiesen war – nur mich und meinen sicheren Instinkt hatte. Ich habe meinen Weg – gegen die ganze Welt um mich her – erkämpfen müssen – nie, nie, einen Führer, einen Anreger gehabt – daher ist es vielleicht verzeihlich und begreiflich, daß ich Selbstvertrauen habe. Ohne diesen Glauben an mich wäre ich doch einfach zugrunde gegangen.

Aber in manchen Fragen der Kunst und der Weltanschauung werden wir uns vielleicht nie einigen – denn da liebst und schätztest du auch *die* nicht so, die *mir* am höchsten stehen. Deine Auffassung der Kunst ist eine so ganz andere – und dann auch deine gesellschaftlichen, sozialen Anschauungen. Daß du zum Beispiel über manchen gesellschaftlichen Verpflichtungen uns, mich vernachlässigen kannst. – das ist etwas, woran ich noch immer lerne. Entsinnst du dich eines Sonntags bei euch? Wie du dich so lange mit einer Professorsgattin und einem Studenten unterhieltest – und mich ganz darüber vergaßest – so daß ich schließlich still verschwand?«

»Aber nun bin ich ganz elend – jetzt wollen wir von etwas anderem reden«, bat er.

»Gewiß«, sagte ich eifrig, froh, daß ich endlich einmal angefangen hatte, auszusprechen, was mich drückte. »Was bei mir berechtigt ist, das mußt du doch auch anerkennen. Du lieber Gott – ich bin ja noch nicht am Ende meiner Entwicklung – ich bin 24 Jahre, und ich glaube, ich habe viel Anlage, jung zu bleiben.«

»Ja«, sagte er nun zwischen Ernst und Scherz, »und dann quält man Leute, die das nicht haben, halb zu Tode und verleidet ihnen ihr bißchen Lebensfreude!«

»Wer tut denn das?« fragte ich erstaunt.

»Nun du natürlich! Und so viel Not und Kummer machst du mir! Aber sieh mal,« lenkte er nun selbst ab, »die Sonne! Dich vergoldet sie jetzt ganz und gar!«

Ich merkte die Absicht und sah ihn lachend an.

Wir setzten uns auf eine Bank am Waldrand, um noch diese Strahlen ganz zu genießen.

»Ob das Leben wohl einen Wert hat über unser Leben hinaus?« fragte er nachdenklich.

»Sicher für die, die uns geliebt, auf die wir gewirkt haben«, meinte ich.

»Aber was ist dann das Persönlichkeitsgefühl?«

»Ich weiß es nicht, ich denke, es hört mit dem Tode auf. Du willst wohl wissen, ob es einen Gott gibt oder nicht? Nun, ich weiß nichts von ihm – da er unsere Erkenntnis übersteigt. Aber nichts ist mir unfaßlicher, als daß es Menschen gibt, die unbeeinträchtigt durch das Grauen des menschlichen Daseins an einen persönlichen Gott glauben, zu ihm beten.

Wie ein denkender Mensch sich mit diesem herzlosen Gotte trösten sollte – angesichts seiner jahrtausendelangen Zurückhaltung – so sehnsüchtig Millionen Menschenherzen in Qual und Not nach ihm verlangt haben – ist mir unbegreiflich.

Ich weiß es jedenfalls aus meiner Kindheit: wie mich dieser ewig rächende, strafende Gott gequält hat, – der überall aufpaßte, ob man nicht etwas Verbotenes beging – und das tat man immer – infolge der Erbsünde – wie man sich auch bemühen mochte. Wie ich gegen den revoltierte! Nein, das war nicht mein Ideal eines Gottes – aller Trotz sammelte sich in mir, bis ich ihn endlich abschaffte. Wie ich glücklich wurde von da an! Schon als Kind von dreizehn Jahren sagte ich einer Freundin, die infolge religiöser Zweifel an Schwermut litt: »Mache es wie ich: erst seit ich diesen finsternen, düsteren Glauben nicht mehr habe, bin ich fromm, bin ich glücklich.«

Christus dagegen ist mir von sehr früh auf das Symbol der höchsten menschlichen Güte und Vornehmheit gewesen – Trost und Halt in aller menschlichen Unzulänglichkeit – aber ganz losgelöst von der dogmatischen Vorstellung, die ihn zum Gott, das heißt zum Götzen macht.

Diese religiöse Revolution, diese seelische Emanzipation vollzog sich schon früh bei mir – fast ein Jahrzehnt, ehe ich von

Nietzsche wußte. Er hat mir nur eine wundervolle Bestätigung und Ausdeutung alles dessen gegeben, was ich selbst geahnt und ersehnt; er gab mir Gott wieder in der einzig möglichen, beglückenden Gestalt: den großen, vornehmen Menschen.«

»Ja, darin empfinde ich ganz mit dir«, sagte Robert warm. »Es ist so wunderschön, daß dir die großen Persönlichkeiten auch so viel bedeuten. Bisher irrten meine religiösen Bedürfnisse umher wie flatternde Tauben – nun ich sie mit dir teile, haben sie so vielmehr innere Berechtigung, Schwergewicht für mich erhalten.«

»Nicht wahr: den Menschen zu dienen und aus sich selbst einen vornehmen Menschen zu machen, das ist die einzige Art von Religion, die Sinn hat«, fragte ich – sehr glücklich über seine Zustimmung. »Und je glücklicher man selbst ist, je reicher man sich fühlt, desto mehr hat man das Bedürfnis, abzugeben, die Welt glücklich zu machen. Findest du nicht auch? – – – –

Wir hatten uns inzwischen erhoben und waren zum Bahnhof zurückgewandert.

»Siehst du,« sagte er froh, als wir im Zuge Platz genommen und er sich sorgsam um mich bemüht hatte, »nun können wir uns doch schon viel besser unterhalten. Auch du hast schon viel besser gelernt, zu sprechen.«

»Ja, es wird noch einmal sehr gut mit uns werden«, sagte ich heiter und hoffnungsvoll.

Wir saßen nun schweigend – im frohen Gefühl der Zusammengehörigkeit – unter den zahlreichen Ausflüglern, die mit uns heimkehrten.

Zuletzt, ehe wir uns trennten, sagte er noch: »Und wie mir das geholfen hat, was du mir neulich gesagt hast – mit dem Verwöhnen! Und daß ich nicht mehr so kokettieren und nicht so frivole Flirts unternehmen soll.

Ich denke jetzt immer daran – und wenn ich mit anderen Frauen und Mädchen spreche, will ich nur helfen, zu ihrer geistigen Klärung beitragen.«

Ich ging so froh zurück: ihm menschlich so viel sein zu dürfen, ist sehr schön.

Aber – ich will nicht nur moralisch wirken – ich will auch geliebt werden!

14. September.

Es ist etwas ganz Merkwürdiges um die Liebe: man ist nie zufrieden. Wenn er sehr verliebt ist und nach mir verlangt – quäle ich mich, ob er wohl auch ebenso innig den Menschen in mir liebe – und sind wir menschlich-freundschaftlich gut, dann Sorge ich mich, ob er mich wohl auch ebenso leidenschaftlich begehre.

Und nun gestern war er gewiß leidenschaftlich! Aber – ich blieb doch mit einem seltsamen Gefühl zurück: ich meine es doch anders. - - - - -

Er kam gegen Abend – von einem Diner bei seinen Bankierfreunden in Tutzing – ein wenig angeregt vom Wein, vom Kaffee – und wollte mich gleich so stürmisch in seine Arme ziehen, daß ich mich lachend befreite und mich ganz entfernt von ihm niederließ.

»Was bedeutet das?« fragte er.

»Krieg«, sagte ich.

»Komm doch zu mir«, bat er.

»Nein, nein, die Ferne ist besser«, sagte ich.

»Quäle mich doch nicht«, sagte er.

»Ich will dich einmal quälen«, neckte ich.

Aber dann holte er mich doch in seine Arme – und wir versanken in einen Rausch von heißen, wilden Küssen – ich hätte seine Seele trinken und die meine hingeben mögen in dieser Süßigkeit wollüstigen Genießens. Für mich sollte es kein Ende geben dieser Lust; sie ist der Anfang, die Mitte und das Ende aller Freude. Das zarteste und berückendste Symbol der letzten Verschmelzung, das Tor, durch das auch der Geist mit einzieht in die brennende, glühende Sehnsucht der Körper nacheinan-

der – das Mittel der Beseelung, ohne das auch die glühendste Vereinigung der Körper nur grobe Mechanik bleibt – der Weg, ohne den es keinen Zugang zum höchsten Entzücken gibt. Seine männliche Sehnsucht eilte der meinen voraus, konnte sich nicht genug tun, mich immer heißer, inniger, wilder, gewalttätiger zu besitzen. Keine Schranken, keine Hemmungen sollte es mehr geben zwischen uns – keine Besitzergreifung, nach der ihn nicht verlangte, die er nicht stürmisch forderte und nahm. Wie ich auch versuchte, seine Wildheit zu zügeln, seine Glut zu dämpfen – schon aus Sorge um seine Gesundheit, die, wie er selbst neulich einmal bitter konstatierte, »der Leidenschaft einer Leidenschaft nicht gewachsen sei« – er wollte von keinem Besinnen, keiner Schonung hören.

Ohne diese Sorge um ihn, ohne das Bewußtsein, die Furcht, daß auf einen solchen Aufschwung eine Depression folgen könnte – hätte ich seine stürmische Werbung viel tiefer genossen.

Und als wir uns endlich im letzten Höhepunkt und Taumel zusammenfanden, da waren wir beide so weit ab, entfernt der Wirklichkeit, daß wir alle Bedenken, alle Sorgen ruhigerer Stunden vergaßen.

»Du bist ja doch mein, ganz mein – mein Weib!« war das einzige, was er wußte.

Ganz entrückt versanken wir in selige Ermattung, hielten einander in jener Stimmung, von der ich nur weiß, daß es kein Ende, keine Trennung je geben dürfte.

Aber am Ende, o diese Qual aller Qualen für mich, mußte er doch gehen.

Daß es nach solcher Vereinigung eine Trennung geben kann – man nicht innig vereint entschlummert und froh gestärkt am Morgen zu neuer Arbeit aufwacht –, das wird wohl für mich der Schrecken des Schreckens bleiben. Etwas, das immer wieder wie ein Fluch in all mein Glücksempfinden einbricht, es ewig verhindern wird, daß unsere Glücksmöglichkeiten sich je vollenden und erschöpfen. Und wie oft er sich auch abschied-

nehmend über mich beugte, wie oft ich ihn auch zurückrief in meine Arme, um noch einen Kuß, noch einen zu empfangen – einmal mußte er dann doch *wirklich* gehen.

Ich blieb ganz heiß, von tausend glühenden Erinnerungen erfüllt, zurück. Ja, gewiß, das war Leidenschaft, Liebesraserei – aber, aber, die Palme, die Krone hat für mich dennoch jene eine heilige Nacht der Liebe.

21. September.

A

cht qualvolle Tage liegen hinter mir – Tage des Grauens, des tiefsten Schmerzes, in denen mir schien, ich wisse nun zum erstenmal, was die Hölle sei.

Ich hatte das Gefühl, langsam lebendig verbrannt zu werden – fast acht Tage, acht Nächte lang.

Wir trafen uns zwei Tage nach unserem heißen Liebesrausch bei Reichmanns, die nach mehrmonatlicher Abwesenheit – sie haben eine Studienreise durch Großbritannien und die Niederlande unternommen – zum erstenmal wieder ein paar Freunde bei sich sahen.

Obwohl wir uns unter den anderen kaum allein sprachen, war ich doch tief erschrocken über seinen Anblick. Er sah so elend aus, war so deprimiert, daß ich bestürzt nach der Ursache fragte. Er bekannte, er habe am Abend vorher mit Professor Lauber und einigen anderen Kollegen und Studenten noch lange gegessen, getrunken, geraucht. Ich wurde traurig und böse zugleich: wo es jetzt so sehr darauf ankommt, solche Störungen zu vermeiden! Und wo er – nach unserer Liebesextase – doppelt Ursache gehabt hätte, sehr schonend mit sich umzugehen. Und da traf mich – wie ein Schlag ins Gesicht – beim Aufbruch, wo wir einen Moment uns allein sprachen, die halb verlegene, halb entschuldigende Bemerkung: »Ich hatte neulich auf dem Diner wohl zu viel Wein getrunken!« Also ein Weinrausch war seine Liebesglut gewesen? Ich wurde so traurig, daß ich kein Wort mehr sagen konnte; er bettelte noch um ein freundliches Wort,

ehe uns die anderen trennten – ich wollte sprechen – aber kein Ton rang sich mir über die Lippen.

Und dann kamen die andern – der junge Wiener Dichter, der eine besondere Sympathie für mich hat, die männlich aussehende Lehrerin Frau Roeder, mit der unsympathischen Stimme, die beide den gleichen Weg mit mir zu haben behaupteten – ich wurde von ihm fortgerissen.

Ich konnte mich hiernach nicht entschließen, den Sonntag zu Tisch zu ihm zu gehen, wo er mich erwartete. Denn ich hatte Hedwig versprochen, wenigstens jeden Sonntag ihm an ihrer Stelle Gesellschaft leisten zu wollen.

Ich ging auch nicht zu seiner Vorlesung – ich ging überhaupt nicht aus. Ich fürchtete mich, ihm außerhalb des Hauses zu begegnen.

Und von ihm kam kein Gruß, keine Nachricht. Dazu die Sorge um seine Gesundheit. –

Endlich schrieb ich ihm: »Wenn du nicht willst, daß wir uns zum letztenmal gesehen haben –.«

Ich weiß es nun schon längst: »es muß sich immer der am meisten demütigen, der am meisten liebt.«

Er kam sogleich – ich saß stumm da und wartete, daß er es mir erklären sollte:

»Ich war so böse, daß du mich am Sonntag allein ließt,« begann er, »du wußtest doch, daß ich krank war und Dienstag zur Vorlesung kamst du auch nicht! Ich fühle mich so elend, habe keine Nacht geschlafen. Mein Herz war so schlimm, daß ich dachte, es ginge zu Ende. Ich wußte wohl, daß du Unruhe hattest – aber –«

»Ja,« sagte ich bitter, »ich weiß es nun: zuweilen erwachendes sinnliches Verlangen und Liebe sind zwei verschiedene Dinge. Die Liebe ist eben immer da.«

»Aber da denkst du etwas ganz Falsches: Du weißt doch, daß ich dich liebe – ganz und gar – geistig und sinnlich!«

»Ja, aber weißt du denn gar nicht mehr, was du das letztmal bei Reichmanns gesagt hast?«

»Das war es?!« sagte er erschrocken, entsetzt, begreifend –
»du Armes, Liebes! Nein, *das habe ich nicht gewußt!* Nicht wahr,
das weißt du, daß ich es dann verstanden hätte und nicht so
trotzig gewesen wäre!«

»Ja,« sagte ich, »du hättest doch aber wissen können, wissen
müssen, daß ich dir keine Szene machen würde – ich war ja so
froh, daß es dir überhaupt ein wenig besser ging bis dahin!«

Da kniete er plötzlich vor mir in leidenschaftlicher Reue und
lehnte seinen Kopf an meine Brust: »Vergib mir! Vergib mir!
Liebste! Gib die Hoffnung nicht auf – sonst ist alles verloren.
Es ist wirklich manchmal, als ob das Böse Macht über mich
hätte!«

Ich sah ihn an: er hatte Tränen in den Augen – ein unsäglich
bitterer Zug hatte sich in sein Gesicht gegraben: »Liebe Irene!
Liebe Irene! Du leidest an einem *anderen* Menschen – aber ich
leide an *mir selbst!* Glaubst du, daß aus meinem Leben noch et-
was Ordentliches wird?«

»Ach, Fernstehenden kannst du gewiß manches geben und
sein, immer, wenn es sich um deine geistig-künstlerischen
Qualitäten handelt – da bist du ja auch für mich ganz das, was
ich meine! Ach, wenn ich nur ein wenig Hoffnung haben kann,
will ich ja gern Geduld haben – mein Kreuz wieder ein wenig
weiter schleppen.« –

Ich blieb gefaßter, ruhiger, wenn auch noch traurig durch
dies aufwühlende Erlebnis zurück.

22. September.

Wie immer in solchen Fällen, wenn meinem Liebsten unsere
Liebe ganz zum Bewußtsein gekommen ist, trotz unserer qual-
vollen Verschiedenheiten, erschien er nun sofort am anderen
Vormittag wieder, als ich gerade – mit etwas befreiter Seele
– bei der Arbeit saß und ihn gar nicht erwartete. Er schlang
gleich den Arm um mich: »Ich wollte dir noch danken für den
gestrigen Tag! – Armer Liebling, was habe ich dir wieder für

Schmerzen gemacht! Verstehst du es, wie ich das habe tun können?! Weißt du, meine sinnliche Liebe für dich müßte zu etwas viel Lieberem für dich werden – die Wildheit steht mir nicht mehr.«

»Ja, das ist so schmerzlich für mich, daß bei dir immer solche Reaktion darauf folgt,« sagte ich, »ich habe das nie. In diesen Tagen habe ich verstanden, was das bedeutet: ›Die Liebe vergibt dem Geliebten alles – sogar die Begierde.« –

Er war sehr blaß und angegriffen – ich sah es und erschrak.

»Willst du dich nicht niederlegen?« bat ich, bis er nachgab und ich ihn auf den Diwan betten durfte.

»Nun wirst du noch barmherzige Schwester«, lächelte er, als ich ihm dann ein Glas Wein zur Stärkung reichte. »Soll ich dir ein Kreuz umhängen?«

»Ach nein,« sagte ich zwischen Ernst und Lächeln, »das ist nicht nötig – das habe ich schon. Das liegt hier vor mir.«

»Ja, wahrhaftig, das hast du!« gestand er zu. »Und daß ich damals in unbegreiflichem Egoismus nur an mich gedacht habe!«

»Ja, wenn ich dich gekannt hätte, wie ich dich jetzt kenne, hätte ich es wohl nicht gewagt!«

»Aber ich möchte es doch nie entbehren – dies Erlebnis mit dir – nie – nie!« wiederholte er heftig, inbrünstig.

»Nun, wenn du *solche* Stunden erlebt hättest wie ich neulich! Denke, wie furchtbar für mich, daß ich nun nicht mehr hier fort kann, durch die Wohnung, durch die Verpflichtung den Eltern gegenüber, durch die Übernahme der Malstunden zum kommenden Winter jetzt hier gebunden bin!«

»Du sollst doch auch gar nicht fortgehen!«

»Es wäre aber alles viel leichter für mich. Doch die Intensität meines jetzigen Leidens verbürgt mir auch eine gleiche Intensität des künftigen Glücks!«

Er lag mit stillem Lächeln da und zog mich nur manchmal sanft zu sich herunter, um mich zu küssen. »Hast du eigentlich eine Ahnung, was für Liebes ich jetzt genieße?« fragte er.

»Weißt du, du müßtest wohl einen reiferen Menschen haben, den das alles ruhiger ließe« – sagte ich, »der schon über dem allen stände – nicht einen jungen Menschen wie mich – der so darunter leidet –«

Da legte er meine Arme um seinen Hals – seinen Kopf an meine Schulter:

»Das gestern werde ich dir nie vergessen – und wenn ich hundert Jahre alt werde«, sagte er dankbar. »Du warst so unaussprechlich lieb und vornehm – ganz Gnade und Verzeihen.«

Und doch ist auch das nur Selbsterhaltung – wie könnte man sonst leben?!

Er küßte still meine Hand: »Komm doch wieder zu den Vorlesungen – wenn ich dort auch nicht viel von dir habe – wenn ich dich nur sehe und den Saum deines Gewandes.« –

24. September.

Seltsam, wie schnell meines Liebsten Gemütszustand aus tiefster Melancholie und Verzweiflung in Heiterkeit und Genußfähigkeit umschwingt: nun war er in diesen Tagen schon wieder sehr übermütig, der Anziehung seiner Persönlichkeit den Frauen gegenüber lebhaft bewußt, wie ich im Anschluß an seine Vorlesungen hatte beobachten müssen. Die Schwester eines seiner Studenten, die Tochter seiner Bankierfreunde Oppenheimer, war es, über deren Versuche, ihn zu gewinnen, er sich selbst oft ein wenig ironisch geäußert hat.

Als er kam, setzte ich mich ihm kampfbereit gegenüber: »Aber ich denke, du wolltest nicht mehr so mit anderen Frauen und Mädchen kokettieren?«

»Das wollte ich auch nicht«, sagte er lächelnd und holte mich an beiden Händen zu sich herüber.

»Aber diese Beziehungen waren vor dir angeknüpft – und jetzt sind sie damit abgebrochen, du liebes Frauengemüt, du!«

»Ja, siehst du,« sagte ich, von seinem Arm festgehalten: »für mich gibt es bei allem nur zwei Wege: entweder ein Ende – ganz

und gar – oder – immer wieder Verzeihen. Aber solange ich dich sehe – hier bei mir sehe –«

Er zog mich liebevoll fester in seine Arme – neben sich nieder – »natürlich nicht« – und küßte mich so wild und verlangend, daß ich erschrak.

Ich hatte ganz allgemein gesprochen – ohne jeden Gedanken an die letzten Konsequenzen. Sein plötzliches Reagieren darauf empfand ich schmerzhaft peinlich als ein Mißverstehen.

»Laß mich, ich laufe dir fort«, sagte ich.

Er nahm wohl meine Weigerung nicht ernst und gab nicht nach – bis ich in meiner Hilflosigkeit in Tränen ausbrach.

»Aber man weiß doch auch nie, wie du es meinst«, klagte er verzweifelt, verwirrt.

Ich vermochte ihm den Grund dieser Weigerung nicht mit Worten zu erklären – aber ist es nicht begreiflich, daß ich gerade nach dem letzten Erlebnis so empfindlich bin?

Ich lag still weinend neben ihm, ohne mich rechtfertigen zu können, als er mich unverständlich und widerspruchsvoll schalt

–

»Und Freitag warst du doch so unendlich liebevoll und vornehm. Du mußt doch fühlen, daß ich uns helfen will, klar zu werden. Wir sind nicht wie zwei Sympathievögel – die in ewigem Jubel leben können; wir sind sehr verschieden – aber ich möchte doch auch das Schicksal nicht entbehren, das darin liegt. Und ich habe doch am meisten gelitten – dadurch!«

»Aber ich will nicht so werden, wie du! Gräßlich!« entfuhr es mir heftig, impulsiv, schonungslos. Ich erschrak selbst sogleich vor dieser offenen Lieblosigkeit und hätte alles darum gegeben, das Wort zurücknehmen zu können. Es schmerzte ihn wohl sehr – aber nun war er der Überlegene, Gütige. Er sagte nur ruhig:

»Wenn ich das zu dir gesagt hätte, liefst du jetzt weinend fort!«

Ich fühlte, daß er gut war – aber ich blieb doch wie aus tausend Wunden blutend zurück. Wie kann es nur so schwer sein,

sich zu verstehen?! Und es gibt doch Dinge, die man nicht *sagen* kann, die der andere mit uns *fühlen* – von selbst fühlen muß, meine ich.

Freitag, 28. September.

Ich hatte mich nach diesem Zusammenstoß sehr nach ihm gesehnt – das gutmachen zu können. Denn jeder Tag, jede Stunde scheint mir verloren, die wir nicht zusammen glücklich sind. Gestern nun, als er kam, – etwas fröstelnd bei der kühlen Herbsttemperatur draußen und drinnen – behielt er seinen Mantel zunächst an; das gab der Situation etwas so Kühles, Fremdes, wie er sich zu mir setzte, daß es mich gleich ganz melancholisch machte.

Als er nun gar berichten mußte, daß er Mittwoch, wo ich mich so unsäglich nach ihm gesehnt hatte, mit ein paar Kollegen in den »Räubern« war – sagte ich traurig: »Ich dachte, du hättest soviel zu arbeiten?«

»Ja, du willst, ich soll nur für dich da sein – aber verstehst du nicht, daß ich auch manchmal mit Männern über alles sprechen möchte? – Du hast mich eigentlich viel konservativer gemacht in der Beziehung.«

»Wenn das allgemein so wäre, dann möchte ich nicht als Weib auf der Welt leben,« sagte ich ernst, »ich kann es ertragen, daß wir *beide* uns geirrt haben sollen – aber daß es *allen* Menschen so gehen soll – der Gedanke würde mich wahnsinnig machen. Wenn du mir jetzt von Menschen erzähltest, die sehr glücklich wären, das würde mich trösten, mich froh machen. Wenn nur *irgendwo* auf Erden das Glück ist!«

»Gestern hatte ich Besuch von alten Freunden – Geheimrat Meßmers – sehr liebe, feine Menschen – die paßten viel besser zu dir als ich –« sagte er bedrückt.

»Ich werde dich zu meinem Verlobten avancieren lassen müssen«, sagte ich gequält, in bitterem Scherz.

»Ach nein, das steht mir erst recht nicht mehr«, wehrte er

ab.

»Nun, wenn das nichts nützt, dann müssen wir die Hoffnung eben aufgeben«, sagte ich aus meinem zerrissenen Zustand heraus resigniert.

Es schmerzte ihn sehr: »Kann ich dir denn so wenig sein? Du mußt doch die körperlichen Zustände bedenken, in denen ich war.«

»Ja, ich fühle wohl, daß du gut bist – aber es ist seltsam: es dringt nicht ganz bis zu mir.«

Jetzt ergriff *ihn* die Melancholie: »Du bist wirklich wie die Heldin des Dramas, das mich vor deiner Reise so gequält hat. Ich werde dir also wohl deinen Vernier suchen müssen – ich werde dein alter Freund und darf nur noch dein Kritiker sein.«

Nun zog ich ihn zu mir herüber:

»Ach, Torheit, wie denkst du dir das! Du kommst hierher – und dann bist du in schrecklich lieber Stimmung – und ich weiß schon, wie es dann kommt.«

»Ja, das schadet ja auch nichts!«

»Nun, dann brauchst du doch auch nicht so melancholisch zu sein. Weißt du« – ich zog ihn fester in meine Arme – »du sollst von mir liebhaben lernen –«

»Aber erst muß ich gesund werden« –

»Ja, aber du läßt mich doch nicht allein?«

»Nein, nein, ich lasse mein Herzblatt nicht allein – es ist ja nur für dich, *um deinetwillen* – all diese Qual.

Ich bin ja befriedigt bei dir – nur daß *du* es nicht bist – das ist so schrecklich!«

»Ja, aber das Unbefriedigende liegt doch fast ganz in der Situation, nicht in dir«, sagte ich. »Ich habe dich doch so über alles lieb!« – und meine Hände umschlossen zärtlich sein geliebtes Gesicht.

»Hast du?« zweifelte er.

»Ich glaube – du liebst,« erkannte er an, »aber nicht eigentlich mich. Wenn du mir ein Rezept geben könntest, wie ich ein Mensch mit voller, ungebrochener Willenskraft und Lebens-

freude werde! Jede Klage von dir mahnt mich so bitter an das, was mir fehlt.

Und wenn du nur nicht gleich immer so leidenschaftlich und ungestüm wärst! – Du hast überhaupt alle Fehler und Vorzüge einer künstlerischen weiblichen Natur: ein künstlerisch angeregter Geist – aber auch voller Widersprüche darin – wie Lauber immer so deutlich beweist.«

»So – auf den mußt du gerade hören! Diese kalte enge Streberseele! Wie dein böser Geist erscheint er mir – wie so ganz anders werten wir die Dinge!« zürnte ich. »Was schadet es denn, ein Mensch mit seinem Widerspruch zu sein? ›Man ist nur fruchtbar um den Preis, an Widersprüchen reich zu sein‹ – glaubst du das nicht auch?«

»Aber zur Klärung all deines feurigen Überschwanges könntest du mich so gut gebrauchen«, sagte er. »Dein Empfinden ist wie ein prächtiger Marmorblock – aber ein noch unbehauener. Aus dieser allgemeinen Gebärstimmung mußt du herauswachsen zu produktivem Schaffen. Über mich wirst du dann auch hinausgehen; ich darf höchstens dein alter Freund sein, der dir mit seiner Kritik, seinem Rate beisteht. – Und daß du so gar nichts Rechtes gearbeitet hast in diesen Monaten«, tadelte er.

»Aber wie hätte ich in dieser mich innerlich so umwälzenden, erschütternden Zeit ruhig arbeiten können?« verteidigte ich mich. »Und du, was tust du denn so Großes? Du versäumst soviel von deiner kostbaren Zeit mit ganz unwesentlichen Menschen – anstatt deine große Rembrandtarbeit zu vollenden – und spielst mit Katzen. Und hier – hast du doch eine Katze, mit der du spielen kannst!«

»Ja, auf den Vorschlag gehe ich gerne ein, Herzblatt!« sagte er heiter.

»Was hast du für große, leidenschaftliche Stahlaugen! Nun siehst du wirklich wieder aus wie das leibhaftige Glück!«

»Aber du hast mich eigentlich noch nie ordentlich in die Arme genommen!« neckte ich und schmiegte mich enger an ihn.

Er lächelte: »Du bist ein Wildfang, du weißt gar nicht, wie wild du bist!«

»Ach, ich wollte, ich wäre an deiner Stelle – ich wüßte schon, wie ich's machte.«

»Such dir doch einen von den modernen erotischen Künstlern oder Dichtern aus!«

»Nein, nein,« ich umschlang ihn fest – »ich will keinen andern – ich will *dich!*«

»Ja, aber ich liebe dich auch als Mensch – und ich soll nur dein *Mann* sein – als Menschen magst du mich eigentlich gar nicht.

Sieh, für mich sind diese Schmerzen und Kämpfe mit dir die feinen Schnitte, die mir den letzten Saft herauspressen – und dir tut es jetzt viel weher – aber nachher blühst du um so lustiger fort – du strotzest ja förmlich vor Saft, vor Lebenskraft.«

Lassen wollen wir uns nicht – trotz aller Schmerzen, die wir uns bereiten – das war das Resultat unserer Weisheit, als wir auseinandergingen.

29. September.

»Du warst gestern so lieb, Herzblatt«, begrüßte er mich.

»Du ja ausnahmsweise auch!« gab ich heiter zurück.

In seiner jetzigen ein wenig melancholischen Zärtlichkeit spüre ich mehr von Liebe als in der oft so jäh und gedankenlos zugreifenden Leidenschaft früherer Zeiten.

»Was würdest du denn sagen, wenn ich so wäre wie du?« fragte ich.

»Das würde doch gar nicht zu deinem Wesen passen«, wich er sehr geschickt aus. »Und ich habe dich in einigen Situationen gesehen – so unsagbar lieb und vornehm – das Bild von dir trage ich nun fest in mir, und das wirkt immer in mir. Aber du kannst dich gar nicht so wie ich über die menschliche Erfahrung freuen – du willst immer mehr zukünftige und gegenwärtige Freuden genießen!«

Ich hatte mir einen niedrigen Sessel neben seinen Platz gerückt – und sah glücklich zu ihm auf.

»Weißt du wohl, wie reizend du jetzt bist?« fragte er. »Weißt du das?«

Ich lachte nur – ich weiß: er weiß ja noch lange nicht, wie reich, wie unsagbar glücklich wir sein könnten.

Ich erzählte ihm von Lassalle, dessen Liebeserlebnis mit Helene von Racowitza, um derentwillen er starb, ich gerade gelesen habe. »Siehst du,« sagte ich, »das war doch ein Mann – und starke geistige Interessen hatte er doch gewiß auch – und es scheint mir, als ob er doch in diesem Falle so konzentriert geliebt hätte, wie ich es meine. Du zersplitterst dich an zu viele Menschen!«

»Ja, du mußt noch einmal einen Mann wie Lassalle heiraten«, schlug er ein wenig eifersüchtig vor.

»Aber ich will doch keinen anderen als dich. Es ist mir doch alles so lieb, wie du bist – wenn du nur nicht so willkürlich wärest. Siehst du, die Hanna, die dich so erschreckt hat in dem Drama, die liebt doch ihren Alexander nicht mehr. Ich habe dich aber doch so lieb – und dann sprichst du törichterweise manchmal von Zurückweisen – als ob ich deine Liebe zurückwiese. Wenn einem aber die Liebe eines Menschen so lieb ist, daß man gar nicht genug von ihr haben kann – ist das denn Zurückweisung?«

»Ja, Liebling, du magst recht haben,« sagte er ein wenig getröstet – »eine Menge von Konflikten zwischen uns sind gewiß nur Mißverständnisse gewesen, weil du gleich so heftig bist. Wie anders würde es auch um unser Liebesglück stehen, wenn es nicht fast immer in so eiliger Stunde gegeben und genommen werden müßte – wo man nicht danach zusammen ruhen und schlafen kann!«

Er saß jetzt auf dem Diwan – und ich hatte meinen Lieblingsplatz vor ihm eingenommen – ich kniete vor ihm und ließ mich fest in seine Arme schließen.

»Weißt du, du hast manchmal etwas von einem Käthchen

an dir!«

Ich lachte in glücklichem Übermut.

»Das ist sehr hübsch,« behauptete ich, »wenn man geliebt wird, ist es überhaupt viel schöner, Frau zu sein als Mann. Es ist ein viel größeres Glück, zu geben als zu nehmen. Und was Käthchen betrifft – weißt du wohl auch, daß Käthchens Dichter ausdrücklich einmal gesagt hat – was ich selbst vorher schon gefühlt und öfter mit meinen Freunden besprochen habe: › *Käthchen und Penthesilea seien derselbe Mensch* – nur in verschiedenen Ausstrahlungen ihres Wesens?« Ich bin sehr stolz darauf – seit ich das neulich entdeckte –, daß ich also Kleist und auch Käthchen und Penthesilea so gut verstanden habe!«

Er stand vor mir – und seine Hände schmeichelten in zarten Liebkosungen meinen Körper, während ich ihn glücklich ansah: »Du machst es mir ja so schwer heute, zu gehen,« sagte er und verwandte keinen Blick von mir, »du bist ja so lieblich heute – lieblicher als je!«

Ich schlang die Arme um ihn: »Und wann seh ich dich wieder?«

»Ich wollte dich gerade fragen.«

»Also Montag?«

Ich drängte mich inniger an ihn: »Das ist ja so schrecklich lange!«

Er stand glücklich lächelnd da – sah mich in warmer Zärtlichkeit an und wiederholte leise: »Lieblicher als je!«

1. Oktober.

Wenn es in dieser Zeit einmal vorkommt, daß ich durch irgend etwas gequält oder betrübt bin, ist sicher das Resultat unserer Unterredung immer: daß ich unverständig und ungezogen und er verständig und gut ist.

»Du hättest Rechtsanwalt werden sollen,« lachte ich neulich, »so ausgezeichnet verstehst du es, mich von meiner Schuld zu überzeugen.« –

Ein paarmal ist es ihm jetzt auch passiert, daß er kam und mich nicht traf – das ist ihm immer sehr ärgerlich.

Ich habe mich endlich von dem ewigen Warten auf ihn emanzipiert, das mich so tiefsinnig machte. Nun merkt er selbst, wie schauderhaft es ist, auf einen geliebten Menschen – und gar vergeblich – zu warten.

»Ja, siehst du nun, wie das ist?« fragte ich mit unverhohlener Genugtuung – »das habe ich ein ganzes halbes Jahr aushalten müssen. Wirst du nun daraus lernen?«

»Ich fürchte, nein«, sagte er kühn.

»Dann wird es dir schlecht gehen«, drohte ich.

»Ach, du bist meine liebe, prächtige Irene« – er sah mich wohlgefällig an und schien sich gar nicht vor meinem Zorn und meiner Rache zu fürchten. - - - - -

*

15. Oktober.

Die Tage von Roberts Abwesenheit – da es ihm jetzt besser geht, ist er noch auf ein paar Tage zu Agathe gefahren – habe ich benutzt, um recht fleißig zu sein, einen Winter fruchtbarer Arbeit einzuleiten.

Neben den Stunden, die ich nun geben muß – und in denen ich mich noch recht unsicher und unbehaglich fühle, habe ich einen Kursus für Aktmalen für mich belegt. Ich muß unbedingt das Bewußtsein haben, trotz der Umwege, zu denen mich das Schicksal verführt hat, meinem Ziel näher zu kommen.

Diese Stunden, wo ich spüre, daß ich wachse – an technischem oder rein künstlerischem Vermögen – sind meine besten. Aber die Menschen, mit denen ich zu tun habe, sind mir freilich noch herzlich fremd und gleichgültig. Wie durch einen Nebelschleier, so von ferne, sehe ich diese andere Welt jetzt nur.

*

Seit zwei Tagen ist mein Liebster zurück – recht blaß und angegriffen ist er zurückgekommen. Unglücklicherweise sahen wir uns zuerst unter anderen Menschen: Hedwig hatte zum Sonntag nachmittag verschiedene Freunde des Hauses eingeladen – auch Oppenheimers –, zu denen ich nun einmal kein Verhältnis gewinnen kann. Der Sohn – Siegfried – ist ein schlanker, hübscher, intelligenter Mensch mit all dem Selbstbewußtsein des frühreifen, vermögenden, jungen Mannes, dem die ganze Welt offen steht – er kann es sich leisten, die »Universitätskarriere« einzuschlagen. – Erna Oppenheimer, mit mir in gleichem Alter, ist von so aufdringlich-kokettem Wesen, daß ich mich davor unwillkürlich wie eine Schnecke in mich zurückziehe und ganz fremd – auch Robert gegenüber – werde. So verletzt es meinen Stolz: damit kann ich unmöglich konkurrieren wollen!

Am anderen Nachmittag kam Robert – schon an der Tür bei der Arme nach mir ausstreckend: »Dumme, liebe Irene!«

Und als ich nur seine Stimme hörte und sein liebes Gesicht sah, waren alle meine Sorgen wie Gespenster der Nacht vor dem anbrechenden Morgen verscheucht, schien es mir selbst sinnlos, wie ich mich so hatte quälen können.

»Mein dummes Mädel begreift gar nicht, daß solche kleinen gesellschaftlichen Höflichkeiten und Flirts manchmal recht gut und nützlich sind,« schalt er, »schon um deinetwillen, um dich zu schützen. Du weißt doch, daß du keine Ursache hast, eifersüchtig zu sein. Nein, du warst gestern abend gar nicht gut zu mir. Dabei geht es mir gesundheitlich nicht gut.

Er hatte mich zu sich auf den Diwan geholt und küßte mich.

»Soll ich nun mal recht gut zu dir sein?« fragte ich.

»Ach, nun ist es zu spät«, sagte er trübe. »Ich kann dir doch jetzt kein feuriger Liebhaber sein, wo ich so krank und elend bin – höchstens ein zärtlicher väterlicher Freund.«

»Aber das brauchst du doch auch nicht, wenn ich nur weiß, daß du mich lieb hast. Sieh doch, mein ganzes Leben habe ich deinetwegen, unserer Liebe wegen umgeworfen – und wenn ich dann denken muß –.«

»Ja, du hättest es wahrscheinlich nie getan, wenn du mich ganz gekannt hättest,« gestand er zu, »während ich alle Tage Neues an dir entdeckte, das ich lieb habe. Ich habe viel mehr gefunden, als ich gesucht habe.«

»Aber ich habe dich doch auch viel lieber als früher.«

»Ja, aber du könntest mit einem anderen Manne viel glücklicher sein. Es ist doch nicht leicht, das zu sagen. Damit gestehe ich doch zu, daß mir manches fehlt. Und dann das Studentenleben! Da heißt es immer, es schade nichts, wie ein Mann in geschlechtlicher Beziehung gelebt habe – und es wird doch so viel zerstört, was nie mehr gut zu machen ist. Außerdem: ein Mann muß doch Energie und Konsequenz haben: wo soll ich die hernehmen?«

»Aber du bist doch auch oft so, daß ich sehr glücklich bin.«

»So?« er richtete sich lebhaft aus meinem Arm auf, als klänge es ihm wie ein Märchen.

»Mein Lebensglück hängt doch vielmehr davon ab«, meinte er. »Ich gehe doch an dieser Leidenschaft zugrunde.

Überhaupt, ich habe dich schon lieb: deine vornehme Seele, deinen lieben Leib – und für einen *jungen* Menschen –« er beugte sich über mich, mich zart und innig zu küssen. – –

19. Oktober.

Mein Liebster und ich sahen uns acht Tage lang nicht – eine schauerhaft lange Zeit für mich. Ich hatte Logierbesuch von Hanna, die sehen wollte, ob eine Übersiedlung für sie in Betracht käme – ganz wird sie sich erst im Frühjahr freimachen können. Die neuen doppelten Pflichten des Lernens und Lehrens nehmen mich außerdem sehr in Anspruch. Mit Hanna machte ich einen Besuch bei Hedwig, die erzählte, daß Robert jetzt zweimal wöchentlich zum Arzt gehe, um Hals und Herz behandeln zu lassen.

Heute ist Hanna wieder abgereist; als ich vom Bahnhof kam, sah ich Robert in der Kaufingerstraße mir entgegenkommen.

»Ich habe soeben etwas so Liebes für dich gekauft – und dann dachte ich immer, ob du mir wohl begegnen würdest – und nun bist du da! Heute nachmittag komme ich zu dir, wenn dir's recht ist!«

Er sah noch recht angegriffen aus, – ich sah es mit Kummer.

»Es ist dein Geburtstagsgeschenk – ich möchte es so bald als möglich an deiner Hand wissen.«

*

Am Abend kam Robert und brachte mir den Ring, mit einer weißen Perle – die Tränen bedeutet. Tränen haben wir ja schon kennengelernt.

»Weißt du,« sagte ich, wie er ihn mir ansteckte, »ich fürchte mich.«

»Du brauchst dich nicht zu fürchten – ich werde schon gut zu dir sein – dir keinen Kummer machen. Aber du siehst ja heute wieder so lieb und reizend aus – das ist gar nicht gut für meine Seelenruhe – du müßtest abscheulich häßlich sein!«

Er streichelte mein Gesicht und sah mich zärtlich an: »Liebe, liebe Irene! Aber warum bist du so blaß?«

»Das macht die Fülle der Arbeit jetzt und – daß ich dich so lange nicht hatte«, sagte ich sehnsüchtig.

Er fuhr mir leise über das Haar: »Mein liebes, liebes Kind! Unter deiner Führung werde ich sicher noch ein sehr guter Mensch!«

»Das bist du ja jetzt manchmal schon!« neckte ich.

»Das war lieb von dir, Irene!«

Er bewunderte das neue »schicke Kleid« – das ist ein hohes Lob –, denn er versteht von solchen Dingen etwas, für die ich mich erst ihm zuliebe zu interessieren bemüht bin. Ich bin froh, daß er zufrieden ist.

»Weißt du auch,« sagte er, als wir beim Abendbrot saßen, »daß du der einzige Mensch bist, der Einfluß auf mich gehabt hat?«

»Ich hatte mir aber den Einfluß noch größer gedacht«, gestand ich.

Es gab einen sehr lieben Abend – wenn nicht die Sorge um seine Gesundheit gewesen wäre, wäre ich sehr glücklich gewesen: so deutlich fühlte ich die Innigkeit seiner Liebe zu mir.

So schwer wurde es ihm diesmal, sich zu trennen. Er nahm mich unter die Flügel seines Mantels, als er sich zum Fortgehen fertig machte und ich ihm half, seinen Mantel mit den weiten Flügeln zu schließen.

»Das hat Agathe nie getan«, sagte er schmerzlich.

»Ich möchte dich ganz umschließen wie ein Mantel«, sagte er warm. Er sah immer wieder zurück, mich immer wieder an, als müsse er mein Bild sich für lange einprägen.

21. Oktober.

Es ist sonderbar: in diesen Blättern kann ich nur wenig von dem sagen, was meine Arbeit, meine Ziele betrifft. Vor meiner Seele steht nur, was ich mit ihm erlebe, durch ihn erleide. Zu dem Genuß unseres Zusammenseins komme ich oft erst, wenn er fort ist – ich mir vergegenwärtige, was er gesagt hat. Dann gewinnen seine Worte Wärme und Leben – dann setze ich mich erst in ihren völligen Besitz. In seiner Gegenwart wirkt viel zu stark sein äußerer Reiz, die Anziehung seiner Persönlichkeit auf mich als Weib – wird fast immer das Schmerzgefühl stärker, daß ich mich ihm nicht ganz rückhaltlos erschließen und geben kann. Wenn er fort ist, denke ich mir immer aus, wie gut ich das nächste Mal gegen ihn sein, ihm – ein einziges Mal – ganz rückhaltlos inbrünstig zeigen will, wie unaussprechlich ich ihn liebe. Aber wenn er dann wirklich da ist, sitze ich ihm scheu und befangen gegenüber – und warte auf ihn. Seiner Art gegenüber wage ich nicht, mich ganz zu geben – versteckt sich all das heiße, ungestüme Empfinden scheu im tiefsten Winkel des Herzens. Diese Qual, sein Bestes, Tiefstes gewaltsam vor dem geliebten Menschen zurückhalten zu müssen, muß man

erlebt haben. Darum brauche ich es doppelt, hier zur Selbstbesinnung zu kommen, mir klar zu werden über die Verwirrung der Gefühle.

Nur so werde ich wieder ganz ich selber – kann ich mich aus dem unnatürlich gedrückten zerrissenen Zustand, in den mich so oft seine Gegenwart versetzt – wieder erheben – ausstrecken, tief aufatmen, zum vollen Bewußtsein meiner selbst kommen.

Hingebend zärtlich zu sein – ist mir Bedürfnis. Aber ich habe so oft den deprimierenden Eindruck, als sähe er dann nur ein kleines zärtliches Mädchen in mir – vergäße, daß das ja nur ein Teil meines Wesens ist. Und ganz, ganz schrankenlos – in dem Gesamtumfang meines Seins möchte ich mich doch geben und von ihm aufgenommen fühlen. Aber wir haben ja immer so wenig Zeit! Immer, wenn wir einmal länger in Ruhe beieinander bleiben können, fühle ich mich ihm gleich näher, sicherer, beruhigter – dies Flüchtige, Kurze, Zerstückte unseres Zusammenseins ist es wohl, das mich am tiefsten aufwühlt und verletzt. – – – – –

Das gesellige Leben des Winters nimmt uns beide nun wieder sehr in Anspruch; die Möglichkeiten für eine genußreiche Zweisamkeit sind dadurch noch beschränkter als sonst. Ein Glück nur, daß wir wenigstens Freunde haben, wo wir uns noch sehen, unterhalten, wenn ja auch freilich nicht allein sprechen können.

Gestern war ein sehr lebhafter Abend bei Reichmanns: einige mir recht interessante Persönlichkeiten lernte ich kennen: einen Privatdozenten der Philosophie, Dr. Waßmann – den Sohn eines berühmten Theologen –, der ganz in Nietzsche aufgeht, jene jung verheiratete bekannte Schriftstellerin, deren Bücher über die Frau und die Liebe bei den Philistern mancherlei Anstoß erregen – während ich sie, ohne ganz ihren Geschmack zu teilen, jedenfalls für eine sehr notwendige Reaktion gegen die Einseitigkeit derer halte, die zwar die Frau intellektuell und wirtschaftlich emanzipieren, sie aber gewissermaßen zu einem

Neutrum machen wollen.

Außerdem gab es ein paar Dichter – einen modernen Verleger – einen geistreichen Kunstkritiker, der auch lebhaft politische Interessen hat; ich verstehe mich ausgezeichnet mit ihm. Robert wirkt hier ein wenig akademisch; die Feinfühligkeit seines Wesens erkennt man an – die Grundlagen seiner Anschauungen freilich sind sehr konservativ.

Das heiß umstrittene Thema der Diskussion war: Nietzsche und der Sozialismus. Für Robert sind das völlig unvereinbare Gegensätze – im Grunde ihm beide fremd und unsympathisch –, während ich heftig dafür kämpfte, daß man Nietzsche, den Dichter, den Verkünder der Lebensfreude, der Höherentwicklung der Gattung lieben – und ebenso klar und entschieden umfassende wirtschaftliche Reformen in unserer heutigen Gesellschaft fordern könne. So kam es, daß wir ausgerechnet beide dort gegeneinander kämpften – der Kunstkritiker war auf meiner Seite, auch der junge Privatdozent, während Reichmann, als Nationalökonom vor allem für wirtschaftliche Probleme interessiert, von Nietzsche nichts wissen will.

»Aber das eine: der Sozialismus befriedigt unser Gerechtigkeits-, unser Menschlichkeitsgefühl,« sagte ich – »wir dürfen doch nicht ruhen, solange es Millionen unmöglich ist, sich eine menschliche Kultur zu erwerben. Das andere Ideal dagegen: die Sehnsucht nach großen Persönlichkeiten, nach Adel des Wesens – unser ästhetisch-religiöses Bedürfnis –, das ergänzt, bedingt sich doch gegenseitig.«

Robert wollte nichts davon wissen – es gäbe nur das eine *oder* das andere: ich wäre ja die reine »Petroleuse«. Sonderbar: weil ich *allen* die Möglichkeit zu höchster Entwicklung schaffen will?!

Eine ganze Weile standen wir beide so im Mittelpunkt der Diskussion.

Robert wundert sich immer über meine Unbefangenheit, in größerer Gesellschaft zu reden. Es ist seltsam: dort kann ich meine Überzeugung rückhaltlos aussprechen – unter uns al-

lein bringe ich es sehr selten fertig – so stark wirkt dann sein Wesen – meine Gefühlsabhängigkeit von ihm auf mich ein. Es ist schrecklich, durch die Liebe so stark beeinflußt zu werden! Wie schwer ist es, ein ganzer Mensch und eine liebende Frau zugleich zu sein!

Er begleitete mich nach Hause.

»Du mußt mich nicht immer so angreifen«, klagte er.

»Ich greife dich doch gar nicht an«, verteidigte ich mich; »aber wenn du doch etwas behauptest, was ich ganz und gar nicht für richtig halte, muß ich doch sagen dürfen, was ich denke.«

»Du sahst jedenfalls sehr lieb und reizend aus, das tröstete mich«, beruhigte er sich dann selbst.

»So,« sagte ich etwas kühl abwehrend, »das passiert mir selten.«

Er nahm liebevoll meinen Arm – und ging so mit mir weiter.

»Passiert dir das selten?« fragte er lächelnd. »Ich freue mich so über unsere Nietzsche-Leseabende. Ich spüre es jetzt auch: er ist doch sicher einer der feinsten Köpfe, die es nach Goethe gibt. Und mit Bismarck hast du auch recht in bezug auf die Vornehmheit.«

Ich freute mich sehr darüber.

»Wir haben doch gar nicht viel darüber gesprochen – aber nun habe ich es auch gesehen«, fuhr er fort, »überhaupt, ich habe dich schon lieb. Wenn du nur ein wenig mehr Wirklichkeitssinn und Diplomatie und etwas weniger Heftigkeit und Eigensinn hättest – so würden wir sicher nie einen Konflikt haben.«

»Ich bin gar nicht eigensinnig – dann verstehst du es nur nicht, mich zu behandeln. Aber warum kamst du denn gestern nicht?«

Es stellte sich heraus, daß er bei seiner Generalswitwe zu Tisch war – ohne Hedwig, was mich für sie kränkt. Ich war böse darüber und sagte ihm das auch. Es verstimmte ihn – aber er blieb ungewöhnlich sanft und geduldig.

»Warum bist du so liebenswürdig? Macht das dein Schuld-
bewußtsein?« fragte ich mißtrauisch.

»Ich begreife dich nicht – das könntest du doch ruhig mir
überlassen.«

»Verzeih, ich dachte, es ginge mich alles an, was dich beträ-
fe.«

»Ja, das tut es auch – und mich geht alles an, was dich be-
trifft.

Aber nun war es so schön, und nun mußt du es wieder ver-
derben zum Schluß – wie ein Kind, das seiner schönen Puppe
einen Schnurrbart malt. Nun sag' mir schnell noch ein liebes
Wort, ehe ich gehe.«

»Ich habe dich schrecklich lieb – viel lieber als du es ver-
dienst.«

»Ja, wahrhaftig, das hast du auch.«

Dann ging ich ins Haus.

25. Oktober.

Gestern erwartete Hedwig mich vor Tisch, der ich beim Ein-
machen von Kürbissen zu helfen versprochen.

Robert war sehr übermütig, wie immer, wenn er mich in
häuslicher Beschäftigung sieht. Er scheint diese freiwillige
Dienstbarkeit als einen besonderen Beweis meiner Liebe zu
empfinden – und mir macht es Freude, auf diese Weise die Illu-
sion zu gewinnen, als dürfte ich ein wenig für ihn sorgen.

»Du sahst so schrecklich lieb und hausmütterlich aus, wie du
da in der Küche standest und halfest«, sagte er hernach ganz
beglückt.

Hedwig zog sich nach Tisch eine Stunde in ihr Zimmer zu-
rück. Wir beide gingen in sein Arbeitszimmer, wo er mir ein
apartes, kleines, in Leder gebundenes Buch mit Beschlägen
schenkte: so eine geschmackvolle Zierlichkeit für den Schreib-
tisch, wie er sie liebt. Ich sagte ein wenig trocken: »Danke!« Ich
mache mir im Grunde aus solchen Dingen nicht viel – ein ein-

ziges liebes Wort macht mich tausendmal glücklicher.

Dann mußte ich mich auf seinen Diwan legen – er legte mir ein Kissen unter den Kopf und deckte mich sorglich zu.

Ich war schrecklich sehnsüchtig: ich hätte gerne nur einmal seine Hand gehabt, wollte es ihm aber doch nicht sagen und zeigen. Was soll ich nur mit diesem Überschuß von Gefühl anfangen?

Hedwig ging gleich nach vier Uhr fort, um einen Besuch zu machen. Ich blieb noch, da Robert und ich am Abend zusammen zu seiner Vorlesung wollten, für die er sich inzwischen noch vorbereiten mußte. Dann machten wir uns auf den Weg. Er hatte wohl gemerkt, daß ich traurig war, und immer sehr lieb gefragt: »Kleinchen, Liebling, was fehlt dir?!«

Und dann bitter: »Du überschätzt mich wahrhaftig nicht, du unterschätzt mich, was Gefühl und Leidenschaft bei mir angeht! Über meine Lieblosigkeit bist du traurig? Aber ich habe so lieb an dich gedacht, als ich das kleine Buch für dich kaufte und als ich es dir gab!

Und du weißt doch, in welchem Zwiespalt ich immer bin, wenn wir nicht allein zusammen sein können.

Und dann mußte ich mich doch vorbereiten!« –

»Das weiß ich wohl,« sagte ich, schon wieder getröstet, weil ich seine Liebe spürte, »ich war nur heute körperlich nicht so frisch – da konnte ich mich gegen die Sehnsucht und Traurigkeit nicht so wehren.«

Es war etwas später geworden – wir nahmen einen Wagen, um noch rechtzeitig zu kommen. Er hielt meine Hand – ich gab sie bald wieder frei.

»Du wirkst so gut auf mich – ich bin viel hilfreicher geworden. Das kommt alles von dir!« meinte er.

In der Vorlesung hörte ich sehr aufmerksam zu – ich habe sein schönes, vornehmes Gesicht so gern, wenn es nun noch von geistiger Bewegung so belebt ist.

Und wir verabschiedeten uns sehr lieb, als er hernach ging, um Hedwig abzuholen.

Gestern saß er schon wartend bei mir – er besitzt einen Schlüssel zu meiner Wohnung – als ich aus meinen Malstunden angerannt kam.

»Ich muß bald wieder fort – Hedwig hat eine Halsentzündung – der Arzt soll kommen.«

Wir sprachen sehr lieb miteinander.

Von einem neuen Drama, das ich ihm neulich gegeben, war er zu meiner Überraschung sehr begeistert – mehr als ich es selbst gewesen. Ich lauschte voll Interesse auf seine Interpretation – ja, das gehört zu seinen positivsten Leistungen – diese Fähigkeit des Sicheinfühlens und Wiederdarstellens – das versteht er ausgezeichnet.

»Aber es muß doch nicht angenehm sein, der Mann einer Schauspielerin zu sein, die so vielen Männern nahekommen muß durch ihren Beruf«, zweifelte ich.

»O, warum nicht, wenn *du* es wärst, Herzblatt!«

Er streichelte mein heißes Gesicht und küßte mich auf den Mund, während ich mich fest in seine Arme drängte.

»Wie soll ich nur ruhig und vernünftig bleiben, wenn du deine großen Augen so voll Liebe und Zärtlichkeit auf mich richtest! Weißt du, eigentlich liebst du mich nicht – vielleicht als Mann – aber nicht als Menschen.«

Ich löste mich schmerzlich aus den lieben Armen.

»Nun machst du dich los – und ich habe es doch nur lieb gemeint. Du hast nur nicht genug Willen.«

Ich sah ihn an: »Als Weib will man gar nicht ›wollen‹, da will man gewollt sein«, meinte ich.

Nun nahm er mich wieder in seine Arme und küßte mich: »weil ich so weise gesprochen«. »Ich dürfte dich übrigens gar nicht küssen! Wenn ich dich nun anstecke mit meinem Husten?«

»Ach, das macht nichts, ich will dich lieber küssen!«

»So, du Leichtsinn, was wolltest du dann anfangen? Aber ein

richtiges unvernünftiges Weib bist du! Es tut mir so leid, daß du an mich geraten bist.«

»Du müßtest dich doch freuen, daß ich dich gefunden habe.«

»Aber ich meine es doch gerade lieb: du hättest eine viel vornehmere Seele finden müssen: einen Menschen, an dem das Leben noch nicht so viel verdorben hat. Ich muß mich doch darauf einrichten, daß du einen anderen Mann heiratest. Der wird es dann einmal sehr gut bei dir haben – dein zweiter Mann.

Mein Wesen wirkt doch immer so verstimmend auf dich – und ich meine es doch gar nicht so. Früher habe ich immer nur an mich gedacht – jetzt denke ich viel mehr an dich.

Wenn ich dich nicht selbst so lieb hätte, Liebling, müßte ich dir sagen, du solltest einen anderen heiraten. Alles, was ich an sinnlicher Leidenschaft habe, gehört dir, ohne Frage.

Ja, daß es mein höchstes Lebensglück war, das mit dir erlebt zu haben – das ist sicher. Aber es ist unrecht von mir, dich noch länger zu quälen. Ich kann dir doch nie genügen – auch wenn ich frei wäre. Und wenn du wüßtest, wie mein Leben war, wie ich es vergeudet habe – früher – du würdest schauern!« -----

*

Schon vor Tagen weckte mich der Schmerz: wie weiter leben? – Alles versperrt – um ihn – für ihn – durch ihn – nun muß ich sehen, wie ich in dieser Hölle weiter lebe! Und weggehen von ihm? – Was soll ich dann noch auf der Welt?!

Aber so kann ich nicht weiterleben! – Das ging mir auf in diesen Tagen. Dann müssen wir mit der Liebe ein Ende machen. –

Es schien mir wie eine Erlösung.

Ich sah in diesen Tagen Hauptmanns »Einsame Menschen«: »Was mich nicht umbringt, macht mich stärker«, sagt Anna Mahr mit Nietzsche.

Sollte ich nicht dasselbe erreichen können? Ich muß es, ich will es versuchen!

Vorgestern wollte er um fünf Uhr kommen – es wurde aber halb acht Uhr. – Dies unselige Warten hatte wieder meine Nervenkraft fast völlig aufgebraucht. Als ich dann versuchte, ihm zu sagen, was ich mir in diesen Tagen innerlich zurechtgelegt hatte – daß wir auf die Liebe verzichten wollten – holte er mich zu sich und nahm mich in seine Arme wie ein Kind. Unter seinen lieben, tröstenden Worten löste sich wenigstens die Verzweiflung: »Du weißt doch, wie es gekommen ist: welch ein Glück es für mich war. Wie ich jubelte, wenn ich dich gehabt hatte, wie ich mich sehnte, dich wieder zu haben. Aber dann, von der Stunde an – wo ich wußte, daß ich dir nicht genüge, da ging es nicht mehr. Ich könnte auch jetzt noch meinem Verlangen nachgeben – aber ich tue es nicht – deinetwillen. Und alles andere wird doch bleiben? – Oder willst du mich ganz fortwerfen, weil ich dir als Mann nicht genüge? Es sitzt doch etwas ganz Respektables neben dir!«

Ich fühlte so deutlich, wie er mir helfen wollte. Nun hob er mein heißes Gesicht zu sich empor und küßte mich auf den Mund.

»Weißt du,« sagte er, »kompliziert war ja unser Verhältnis immer schon – aber nun!«

Ich sah durch meine Tränen zu ihm auf: »Ich danke dir!«

Er war so gut gewesen.

Ich habe es längst aufgeben müssen, gegen diese furchtbare fixe Idee zu kämpfen, daß er mir sinnlich nicht genüge. Daß er es überhaupt nur eine *einzig*e Stunde hat glauben können – damals – von jener unglückseligen Juninacht an, wo ich traurig war, daß er sich nicht um mich als Menschen bekümmerte – das zeigt ja schon, wie wir Leben und Lieben verschieden auffassen. Aber das weiß ich für mich ganz genau, mit elementarer Sicherheit: außer ihm habe ich nie einen anderen Mann ansehen können, seiner zu begehren. – Mir erscheint nicht ein Mangel seiner sinnlichen Liebe – die mir ja oft viel zu stürmisch war –,

sondern seiner *seelischen*, erotisch-altruistischen Hingabe als die Ursache unserer Differenzen. Aber es ist, als wenn er Wachs in den Ohren hätte, wenn ich das zu erklären versuche. Aber vielleicht kann es jetzt gerade gut werden: wenn für ihn das falsche Gefühl, als fordere ich mehr, als er geben könne, fortfällt – dann kann sich vielleicht, auf diesem Untergrund, etwas Neues, Zartes, Seltenes entwickeln, das uns beiden Sicherheit, Freude aneinander gibt.

Mit dieser leisen Hoffnung, mit dieser neuen Aufgabe kann man doch weiterleben! Wenn alles andere bleibt!

VI.

24. November.

Nun ist das, was schon so schwierig und traurig war, durch einen grausam-unseligen Zufall schauerlich kompliziert worden. Wir waren beide gut und sanft miteinander, wie man mit Leidenden, Verletzten sein muß, denen man wohlthat, ihr Leid nicht unnötig vermehren will. Und da ist plötzlich etwas geschehen – was noch nicht bis zu meinem vollen Begreifen durchgedrungen ist – wahrscheinlich, weil ich noch nicht fähig bin, es aufzunehmen.

Ich ging vorgestern am Nachmittag zu Lilli; ich schuldete ihr lange den Besuch und wurde wie immer hocheifrig aufgenommen. – Die neue Kur mit dem neuen Professor scheint wirklich bei ihr Wunder zu wirken. Ich habe sie lange nicht so frisch gesehen. Auch Dr. Walker war da – er hatte etwas Verschlussenes, Verbittertes an sich, das ich bisher nie bemerkt habe. Ich sah ihn betrübt an – in seiner einfachen, natürlichen Menschlichkeit war er mir immer so sympathisch, daß mich diese Verwandlung, dieser fremde Einschlag schmerzlich, peinlich berührte.

Als ich gegen Abend nach Hause ging, bat er mich um die Erlaubnis, mich begleiten zu dürfen. Ich versuchte, mich freundlich und herzlich mit ihm zu unterhalten. Er ging eine Weile darauf ein – dann sagte er: »Was halten Sie von der neuen Freundin von Professor Braunwald?«

Ich starrte ihn an, als ob er irrsinnig geworden sei – und vergaß in meinem Entsetzen überhaupt darauf zu antworten.

»Sie ist eine elegante, schlanke Erscheinung, eine junge Schauspielerin, so viel ich weiß. Ich traf die beiden neulich in einer Weinstube abends.«

Er hatte versucht, es mir als eine gleichgültige, gesellschaftliche Nachricht zu übermitteln – ich nahm alle Selbstbeherrschung, allen Stolz zusammen und sagte: »Ja, ich hörte von ihr

– sie soll sehr begabt sein.«

Meine eigene Stimme kam mir ganz fremd und unnatürlich vor. Ich versuchte noch ein paar Worte über Lilli zu reden – – –

Ich bat ihn an der nächsten Haltestelle der Bahn, mich jetzt allein zu lassen – ich wollte das letzte Stück Weges fahren, da ich mich zu ermüdet fühlte. Er ließ mich schweigend und traurig gehen. Ich hatte nicht die Kraft mehr, etwas zu erwidern: hier gibt es keine Verständigung. – – – – –

Daß diese Mitteilung einer liebenden Besorgnis, wie er sie versteht, entspringt, fühlte ich wohl. Aber daß Liebe, meine Liebe zu Robert aus diesem Wege mir nicht aus dem Herzen gerissen werden kann – so, wie er es vielleicht glaubt und hofft – das weiß ich auch.

*

Gegen Abend des nächsten Tages, als ich mich eben halb mechanisch fertig gemacht hatte, ins Theater zu gehen – um mich mit Gewalt aus meinem wie gelähmten Zustand zu reißen – kam Robert. Ich ging ihm ruhig und ernst entgegen und sagte ihm, was Dr. Walker erzählt hatte.

»Ja, das ist richtig, ich war mit ihr dort,« sagte er, »ich würde es dir mitgeteilt haben, selbstverständlich – aber gerade in den letzten Tagen sind wir nicht dazugekommen – es war zum erstenmal, daß ich sie so sprach; sie wollte einen Rat von mir.«

Ich saß in unendlichem Schmerz neben ihm, der zu groß war, als daß ich ihn auch nur durch ein einziges Wort hätte äußern können. Schweigend, ohne einen einzigen Ton der Erwiderung, hörte ich seine Erklärung an. – – – – –

Er nahm eine meiner Hände nach der anderen in die seine und suchte den Ring – er sah mich traurig an, als er ihn nicht fand – dann zog er mich sanft neben sich auf den Diwan und lehnte seinen Kopf an meine Schulter: »Du bist der vornehmste Mensch, den ich überhaupt kenne« – sagte er und küßte mich auf den Mund.

Robert kam vom Arzt, der ihm sehr ernstliche Vorhaltungen gemacht hat – auch seine Schwindelanfälle und seine Herzbe-klemmungen sehr ernst beurteilt. Er soll ein halbes Jahr Urlaub nehmen, um sich ganz zu erholen. Ich sehe, daß er leidet – er sieht unbeschreiblich gequält aus. Lange schon habe ich ge-fürchtet, daß er mit seinen doppelten Aufgaben an Universität und Volkshochschule zu viel Last aufgebürdet bekommen hat. Und nun die Gemüts-erregungen – Glück und Kummer durch unsere selig-unselige Liebe.

Aber daß es so trostlos, so schwer und hoffnungslos ist, wie er es manchmal schildert – das kann ich doch nicht glauben. Er wurde ganz böse, als ich diesen leisen Zweifel, diese Hoffnung zu äußern wagte!

So traurig, so erschüttert ich von allem bin: wenn ich ihn so leiden sehe, werde ich ruhiger.

Er ist doch der am meisten Leidende von uns beiden – so groß auch meine Qual jetzt sein mag.

»Ich habe doch wirklich nicht nur an mich und meine Freu-de gedacht – bei dieser Lösung jetzt«, sagte er bitter. »Und ich bin doch gewiß für sinnliches Glück empfänglich.«

Montag, 3. Dezember.

Zu seinen Vorlesungen bin ich nicht gegangen – das war mir schon immer schwer – und jetzt natürlich erst recht.

»Warum kommst du nicht?« fragte er, als er den anderen Tag hierher kam.

Ich saß ihm ruhig gegenüber – erzählte ihm von meiner Arbeit, daß ich das Gefühl habe, doch vorwärts zu kommen – gab ihm ein Kissen in den Rücken – bis er diese höfliche, kühle Ferne zwischen uns doch nicht mehr ertrug und mich zu sich auf den Diwan holte: »Deine lieben Hände muß ich wenigstens haben« und meine Arme um seinen Hals schlang.

»Diese Nacht habe ich wieder so laut nach dir gerufen, daß Hedwig, die nebenan schläft und sich sehr um mich sorgt, aufstand, um zu fragen, was mir fehle und warum ich denn nicht nach ihr gerufen. Sie ist ordentlich eifersüchtig darauf.«

»Dazu hat sie doch wirklich keine Ursache«, meinte ich.

»Soll das Krieg bedeuten?« fragte er.

Ich mußte fast lächeln: »Ach nein, das soll nicht Krieg bedeuten.«

Er zog meinen Kopf ganz fest an seine Brust: »Liebe Irene!« - - - - -

Im Theater hat man in diesen Tagen eine viel besprochene neue Inszenierung des »Faust« gegeben, die Robert sich angesehen hatte, und von der er erzählte.

Und dann waren wir, ehe wir uns versahen, wieder in unserer Debatte über das Faustproblem.

»Siehst du, was mich daran quält, ist: es kommt gar nicht zum Ausdruck, daß auch Faust leiden muß für das, was er so egoistisch-gedankenlos einem anderen Menschen zugefügt hat. Sie ist doch ein unreifes, törichtes Kind und er der reife Mann, der genau wissen konnte, was er tat. Dies grausige Mißverhältnis: daß sie zugrunde geht, während er sein Leben ungestört weiter lebt – muß doch für jeden sittlich empfindenden Menschen als moralische Ungeheuerlichkeit erkennbar werden.«

»Das ist aber eine ganz unkünstlerische Betrachtungsweise«, sagte er erregt.

»Darin hast du vielleicht recht – aber dies ist eben nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine menschlich-sittliche Frage – und darum kann man mit der bloßen abstrakten »künstlerischen« Beurteilung dies Problem nicht lösen.« – –

*

»Dies ist übrigens das dümmste, was wir machen können«, sagte er nachher. »Das ist doch kein neutrales Gebiet für uns beide.«

»Warum nicht« – sagte ich ein wenig hochmütig – »ich habe dich noch nie für einen Faust gehalten und mich nicht für ein Gretchen.«

»Ach, wie kannst du nur den Faust so auffassen, Herzblatt«, sagte er dann plötzlich ganz weich.

»Faust hat Gretchen doch wirklich geliebt – und sie ist kein Kind, wie du meinst – sondern ein Weib – und all das Unglück dabei hat eben der Teufel verursacht, und hernach bekommt Faust den Vergessenheitstrank. Zum Schluß wird doch trotz allem das Leben bejaht – was doch ganz in deinem Sinne ist.«

»Welch ein Unglück,« sagte ich ein wenig ironisch, »daß nicht auch Gretchen diesen Vergessenheitstrank bekommt, der sie mit einem Schlag aus aller Not errettet. Nein, auf diesen bequemen Vergessenheitstrank, der ohne sittliche Anstrengung von aller Qual und Schuld erlöst, wird ein Wesen, das Gretchens Geschlecht angehört, wohl nie rechnen können, fürchte ich. Sie wird Heilung und Befreiung wohl auf *anderen* Wegen suchen müssen!« – – – – –

*

Ich sagte Robert, wenn wir denn jetzt so traurig wären, müßten wir um so liebevoller gegen unsere nächsten Menschen sein: Agathe, Hedwig, Lilli. Er habe doch zum Beispiel immer noch seinen Beruf, seine eigene Weltanschauung – und andere Menschen – und mich, wenn er mich haben wolle. Agathe aber zum Beispiel habe nichts als ihn – und ihn habe sie nicht. Wenn es uns jetzt schlecht ginge, wollten wir wenigstens sorgen, daß die anderen es ein wenig besser hätten – darin liege dann auch vielleicht ein wenig Glück. Er horchte auf, meinte, wir müßten uns nun bald einmal wieder ganz in Ruhe sprechen können – und wie es wohl zu machen wäre, daß wir zusammen arbeiteten. Das ist eine Phantasie von ihm – von Anfang unseres Zusammenseins an, die ich gar nicht verstehe: man kann zusammen genießen, nachschaffen, in geistige Schöpfungen, in

Kunstwerke oder Ideenwelten eindringen – das, was ich mir zur Annäherung unserer so verschiedenen Welten immer so sehnlich gewünscht habe.

Aber produzieren – selber geistig schaffen – ich kann mir nicht vorstellen, wie man das zu zweien ernsthaft machen kann.

Ich mahne ihn nun selber, zu gehen; ich weiß, daß Hedwig sich sorgt, wenn er in seinem jetzigen Zustand so lange ausbleibt.

Montag, 10. Dezember.

Donnerstag nach der Vorlesung bat er mich, doch noch mit zu Hedwig zu kommen, da er so eilige Arbeiten zu erledigen hatte und nicht mit zu mir konnte. Ich war nicht recht geneigt: ich fühle, daß Hedwig angesichts der ungeheuren Stimmungsschwankungen ihres Bruders unwillkürlich mich damit in Verbindung bringt. Ich fühle mich jetzt nicht fest, nicht stark genug, um mich einer so kritischen Prüfung auszusetzen. Gerade in ihrer Gegenwart kommt mir der große Gegensatz zwischen der frohen, hoffnungsvollen Zeit des Sommers und der jetzigen Hoffnungslosigkeit und Resignation – bei *ihm* – die *ich* leider noch nicht besitze – doppelt bitter zum Bewußtsein.

Denn ich: ich kann namenlos leiden, so daß ich mir den Tod als Ende der Qual wünsche – *aber resigniert sein* – *das kann ich nicht*. Solange noch ein Atemzug in mir ist, werde ich nicht aufhören können »zu hoffen und zu begehren«. Und ich wollte nur, ich könnte von meinem Blut in das seine hinüberströmen lassen – wie würde uns das beiden wohl tun!

Ich ging daher lieber Freitag zu ihr, wo er, wie ich wußte, in der Vorlesung war – aber auch so kam es nur zu einem gequälten Gespräch: die alte herzliche Freundschaft ist fort.

Von diesem Zusammensein kam ich sehr unglücklich nach Hause: ist unser Bemühen, es als Freunde miteinander zu versuchen, nicht doch nur unnütze Quälerei? Ich verbrannte alle Blumen – alle Andenken aus unserer schönen Zeit und packte

die beiden Ringe – den von unserer Hochzeitsreise und den mit der Tränenperle – fort. Wenn ich denn allein sein muß, scheint es mir besser, *ganz* frei – ohne all diese alten Bindungen und Hemmungen zu sein, die nur lähmen.

Als ich gestern aus meinem Malkursus kam, traf ich Robert einige Häuser vor meiner Wohnung.

»Ich war eben oben bei dir – Hedwig hat mir erzählt, du seiest so fremd und förmlich gewesen – was soll das denn heißen? Soll das Abbruch bedeuten?« fragte er beunruhigt.

»Ja!« sagte ich.

»Nun sei so gut, geh ein bißchen mit mir – ich kann nicht noch einmal die Treppen steigen – es wird mir so schwer – aber komm noch mit – wir gehen in ein Café.«

Er nahm mir meine Bücher ab. »Es wird dann nicht leichter für uns sein – und wir können doch so viel voneinander haben.«

»Ach, weißt du,« sagte ich, »wenn wir nicht seelisch-menschlich so verschieden wären, dann hätten wir uns überhaupt nicht zu trennen brauchen – die physiologische Verschiedenheit, von der du so oft sprichst, hat mir noch nie Herzweh gemacht.«

»Gewiß, wir sind Menschen zweier Kulturen – du stehst ganz in der neuen – aber übersiehst die alte. Ich habe die alte und verstehe doch die neue – und daher kommen manchmal die Widersprüche in meinem Wesen. Aber wir sind uns gerade von großem Wert. Nur du hast geistig gar nichts mehr von mir genommen, seit wir uns nahe stehen – und ich so viel von dir.«

Weil ich fühlte, daß unsere Naturen, unsere Persönlichkeiten sich manches geben, manches austauschen könnten, habe ich mir in den ersten Jahren unserer konventionellen Bekanntschaft doch immer gewünscht, daß wir uns näher, innig, seelisch, freundschaftlich näher kommen möchten. Aber von dem Augenblick an, wo ich ihm sinnlich angehörte, habe ich mich geistig fast ganz gegen seinen Einfluß abgeschlossen.

Das ist doppelt seltsam, weil ich doch immer gewußt habe: »überhaupt lernt man nur von dem, den man liebt – der unserer Persönlichkeit gemäß ist.« Merkwürdig!

»Und du hast nie von dir gesprochen – jetzt fängst du manchmal an«, warf er mir mit Recht vor.

Wir gingen in eine Konditorei und fanden eine bequeme Ecke, in der man unbeachtet reden konnte.

»Ach Liebe, ich habe jeden Tag – jede Stunde Sehnsucht nach dir – ich habe es mir aber immer versagt, zu dir zu kommen – und jetzt bin ich ein paarmal in einen Laden gegangen, um nicht zu dir zu gehen – und stand doch schließlich vor deiner Türe. Und wenn ich bei dir bin, will ich auch deine Arme um mich herum haben, und wenn es dann einmal wieder eine ganze Szene wird –!«

»Ich denke, es wird wohl einiges dazwischen stehen, was das verhindert«, sagte ich.

»Ich entbehre auch das sinnliche Glück bei dir so. – Aber wie hast *du* dich nur so in mir irren können!«

»Ich habe mich nicht geirrt!« sagte ich fest, überzeugt.
»Ich muß das volle Bewußtsein auch deiner seelischen Liebe für mich haben, um vollkommen glücklich zu sein – so wie ich es zum Beispiel auf unserer Reise so wundervoll hatte. Nein, nicht daß du mir ›sinnlich nicht genügst‹, ist schuld daran. Du kannst dich wirklich nicht beim lieben Gott beklagen: einen Menschen, der dich liebt, hast du schon – aber du zerstörst es dir selbst. – Denk' an das Wort, das du selbst so oft gesagt hast: ›Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht‹.

Du hast nie Zeit für uns – *das* ist unser Unglück. Ich habe dich, weiß Gott, lieb gehabt und liebe dich noch.« – –

»Ich möchte mich noch nicht von dir trennen«, bat er.
»Gehst du noch ein bißchen mit durch den Englischen Garten?«

Es war ein entzückender Winterabend – die Wiesen und Bäume weiß bereift und Vollmond darüber. Wir wanderten in liebem Gespräch miteinander. Er sprach von Agathe – dem unlösbaren Problem seines Lebens, an dem alles andere scheiterte. Er wollte sie als Schwester – aber auf sie als Mann angewiesen sein, sei furchtbar.

» Eine Schwester hast du nun schon«, neckte ich und sah lächelnd zu ihm auf.

Er schlang zärtlich seinen Arm um mich: »Gott, dein lieber Humor – damit hat man sich doch selber wieder. Wenn Agathe doch auch einmal so lachen könnte!«

Und wir gingen sehr froh, sehr lieb auseinander.

So kann man doch leben.

12. Dezember.

Gestern gab es große Schwierigkeiten, als er sich nach seiner Vorlesung frei machen wollte, um noch mit mir zusammenzu- sein. Er mußte sich gewaltsam losreißen, so wurde er von allen Seiten in Anspruch genommen.

»Das hat aber Mühe gekostet!« sagte er, als er kam.

»Ich weiß ein sehr einfaches Mittel«, sagte ich.

»Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht: ich *wollte* dich doch sprechen.« –

»Ich ging doch so schnell voraus, weil ich deinen ›Befehl‹ dazu hatte.«

Er lachte über den »Befehl«.

»Was wolltest du mir denn eigentlich sagen?« fragte ich.

»O, nichts Materielles, nur Ideelles. Du beschäftigst mich im Wachen und im Traum – aber das merkst du alles gar nicht. Die stete Berührung mit einer so ganz anderen Natur und einer so ganz anderen Weltanschauung ist furchtbar aufreibend für mich.«

»Schade, daß ich so wenig davon merke, daß ich dich so intensiv beschäftige«, sagte ich.

»Nun lachst du spöttisch«, klagte er.

»Nein, ich lache nicht – es tut mir im Gegenteil sehr leid, daß du alles weggibst, wie du sagst – und ich bekomme es doch nicht.«

»Ihr Frauen seid die größten Verschwender. Ich gebe überhaupt zu viel Gemütskräfte fort – auch an Agathe – und nun

erst an dich!

Kannst du gar nicht begreifen, daß es mir in meinen leidenschaftlichen Schmerzen um dich, durch dich manchmal ein Bedürfnis war, mit Erna Oppenheimer oder anderen ein frivoles Gespräch zu führen?

Siehst du, für meine Natur ist es wohl leichter, einen Menschen zu haben, der weniger bedeutend ist und mich weniger liebt als du, der sich aber vollkommen in meine Natur versetzen kann. Ich kann verstehen, daß Goethe seine Köchin geheiratet hat.«

»Dann ist das wohl für –.«

»Schwächlinge« – fiel er mir ins Wort.

Ich ging sehr ernst und böse zur Seite: »Du weißt, daß ich das nicht sagen wollte.«

Er legte den Arm um mich: »Ich meinte es nicht böse.«

»Dabei kann man als Frau nicht leben.«

»Aber ich leide so darunter. Ich könnte doch zu Hause eine Frau haben, die viel einfacher wäre und viel konventioneller – und wir beide könnten doch innig geistig und zärtlich befreundet sein.«

»Also mit der einen unterhält man sich, lebt man sein seelisch-geistiges Leben – und von der anderen bekommt man die Kinder? – so wie in Griechenland?« fragte ich entsetzt. Ich danke – ich möchte ein ganzes menschliches Verhältnis.«

»Aber ich habe jetzt Sehnsucht danach – durch die Liebe zu dir ist etwas in mein Wesen gekommen, was ich früher gar nicht so kannte. Aber wenn ich bei dir bin, erwacht so stark das sinnliche Verlangen nach dir, bin ich gar nicht lieb, nicht zartfühlend genug – und dazu das schmerzliche Bewußtsein, daß du nicht mit mir zufrieden bist –«

Er hatte seinen Arm längst um meine Hüfte gelegt und mich dicht an sich gezogen – wie wir da wanderten. – Ich versuchte, mich frei zu machen – aber es war nicht leicht.

»Bei dem bisherigen Verhältnis ging unsere Freundschaft zugrunde – und da opferte ich lieber das Sinnliche, um das

Geistige mit dir zu haben«, meinte er. »Und aus dieser geistigen Berührung unserer Naturen kann man vielleicht mehr für das Leben lernen als aus wissenschaftlichen Werken.« –

»Weißt du,« fragte er hernach – »daß Goethe sich einmal gewünscht hat, eine Frau zu sein? Er hätte sich gewiß auch mit Wohlgefallen lieben lassen.«

»Und mir nimmst du es übel, daß ich es wollte!« sagte ich.

»Du bist sicher zu sehr Weib für mich – ich bin selbst eine zu weibliche Natur«, fand er.

»Ja natürlich – das weiß ich schon lange«, bekannte ich.

»Dann ziehe doch auch die Konsequenzen daraus!«

Er zog meinen Kopf an seine Brust – und sein lieber Mund näherte sich dem meinen. Ich machte mich – mit Schmerzen – los.

»Dumme liebe Irene, dumme liebe Irene!« sagte er weich.

»Aber nun müssen wir wohl zurück!« sagte ich.

»Ach, bleib doch noch ein wenig«, bat er.

Wir gingen weiter.

»Aber wie du denken kannst, das wäre Liebe, was Faust für Gretchen hat, das verstehe ich nicht – er begehrt sie – ja – aber – Liebel!« sagte ich.

»Ja, ja, du hast recht – aber weißt du – nun wollte ich, wir hätten uns vorher getrennt – es ist mir so schrecklich, das denken zu müssen!«

»Aber ich habe es ganz lieb gemeint«, beruhigte ich ihn.

»Siehst du,« sagte er, ehe wir uns trennten – »nun haben wir doch auch etwas voneinander gehabt!«

Wir gingen beide mit sehr frohem Herzen nach Hause.

Er hat recht: kompliziert war unser Verhältnis immer – aber nun erst!

Freitag, 14. Dezember.

Als ich gestern aus meinem Malkursus kam, fand ich ihn auf der Straße auf mich wartend.

»Wo treibst du dich denn herum?« fragte ich heiter.

»Ich habe hier auf jemanden gewartet« – sagte er feierlich.

»Auf wen denn?«

»Auf dich, du Schäfchen.«

Wir sahen uns in die Augen und lachten beide.

»Eine volle Stunde habe ich gewartet – ich war schon eine Stunde früher frei.«

»Das finde ich sehr unvernünftig«, schalt ich.

»Ich wollte dich nur sehen, einen Moment sprechen. Komm doch heute nachmittag zu Hedwig!«

Wir gingen ein kleines Stück zusammen – ich erzählte, daß ich von meinem ersten selbstverdienten Gelde mir ein hübsches Eßgeschirr gekauft hätte – ich freue mich so über jedes Stück, wodurch in meine bescheidene Häuslichkeit etwas mehr Behagen kommt.

»Ach, das hättest du doch lassen sollen,« sagte er enttäuscht – »ich muß dir doch zu Weihnachten etwas schenken.«

Ich lachte: »Dann muß ich dir ja auch etwas schenken. Was wünschst du dir denn?«

»Von dir wünsche ich mir – daß ich recht gesund werde!« Wir blieben voreinander stehen, da wir uns verabschieden mußten.

»Du bist übrigens großartig,« sagte ich, »jetzt behauptest du, *du* wolltest das Geistige – und dabei bin ich es gewesen, die von Anfang an gebeten hat, wir wollten uns etwas Gemeinsames schaffen. Und dabei war der Diskussionsabend über Goethe bei Reichmanns – bei dem du mich am liebsten ausgeschlossen hättest, weil ich deine Auffassung nicht stören sollte, eher eingerichtet als unsere gemeinsame Nietzsche-Lektüre, und zweidreimal, dann war es wieder aus. O, es ist herrlich!«

Er lachte – konnte aber nicht widersprechen.

»Das sind doch die einfachen Tatsachen.«

»Es gibt aber keine Tatsachen – sondern nur Interpretation von Tatsachen«, versuchte er sich zu retten.

Wir gaben uns die Hand und gingen ein paar Schritte mit

verschlungenen Händen.

»Nein, ich komme heute nicht zu Hedwig; ich habe auch sehr viel zu arbeiten«, entschied ich mich.

»Gut, dann komme ich morgen zu dir.« –
Ich ging sehr froh nach Hause.

18. Dezember.

Als ich Dienstag zu Hedwig kam, um mich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, war die junge Schauspielerin da, auf die Dr. Walker den Verdacht hat, daß sie Roberts jetzige Freundin sei: ein Fräulein von Wendeborn. Er hatte mit ihr eine Rolle durchgesprochen – die sie spielen soll – er versteht es ja so ausgezeichnet, Dichtungen lebendig zu machen. Ich kann sehr gut begreifen, daß sie sich von ihm helfen lassen möchte. Sie ist sehr hübsch.

Er begleitete sie – ich fand, es dauerte entsetzlich lange, bis er wiederkam. Er hatte mich gebeten – und Hedwig ebenfalls – ich möchte zum Abend dableiben.

Es wurde nicht viel Frohes aus dem Zusammensein – mich hatte die Anwesenheit dieses Menschen, von dessen Existenz ich auf so unerwartete Weise damals Kenntnis erlangt hatte, sehr bedrückt – und ihn machte unser Zusammentreffen wohl auch befangen.

Wir retteten uns schließlich in die Musik: ich bat Hedwig zu spielen und war dankbar für die starke künstlerische Kraft, mit der sie Beethoven vortrug. Mir scheint, sie hat an menschlichem wie künstlerischem Vermögen in diesem Jahr unendlich gewonnen. Ein wenig der Fremdheit, die sich in den letzten Monaten zwischen uns angesammelt hat, schwand, als sie meine Freude und Dankbarkeit sah.

Aber in mir hat die Musik alles aufgewühlt. Musik kann ich nur ertragen, wenn ich glücklich bin – sonst bin ich hilflos ihr gegenüber, sie zerreißt und zerwühlt mich vollkommen – untergräbt meine Widerstandskraft. Ich kann verstehen, daß Or-

pheus mit ihr die wilden Tiere zähmt.

In den nächsten Tagen will ich nach Berlin zu Hanna, um das Fest bei ihr zu verleben, sie in ihrer Einsamkeit zu trösten. Als Robert mich heimbegleitete, fragte er, wann er vor der Abreise noch einmal heraufkommen könne.

»Er fürchte sich davor, wie jemand, der einen unredlichen Bankrott gemacht habe.«

Ich war so aufgewühlt durch die Begegnung, und dies Wort schmerzte mich sehr.

»Hast du denn das?« fragte ich traurig.

Nun wurde er ganz böse: »Wie ich denn so etwas denken könne – ich wisse doch alles, wie es um ihn in Wahrheit bestellt sei.«

21. Dezember.

Morgen früh geht es nach Berlin – auch ein paar andre deutsche Städte, Kassel, Leipzig, Dresden mit ihren Galerien – die schönen Rembrandts in Kassel besonders, die Robert auch sehr liebt – will ich mir ansehen, die ich noch nicht kenne. Ich brauche starke, neue Eindrücke – ein Gegengewicht gegen die Belastung der letzten Tage.

Robert war heute noch einmal bei mir: ich hatte in der Nacht qualvoll wach gelegen – und wieder einmal unter der Unstäte und Unberechenbarkeit, der Willkür seiner Natur gelitten. Wie war es möglich, daß all die Heiterkeit und der Frohsinn unserer letzten Unterhaltungen plötzlich geschwunden und diesem gedrückten, unfreien Wesen Platz gemacht hatte?

Ich versuchte, ihm etwas davon zu sagen. Er lag müde auf dem Diwan und hörte mich an.

»Kannst du dich nicht zu mir setzen?« bat er.

»Ein Leben, das nur sich selbst und anderen zur Qual sei, habe keine Berechtigung«, meinte ich. »Wenn man leben wolle, müsse man es auch so gestalten, daß man sich jedenfalls nie vor sich selber zu schämen habe.«

Ich erinnerte ihn an Goethes Wort: »Wahrhaft hochachten kann sich nur, wer sich nicht selbst sucht.«

»Komm doch her«, bat er noch einmal.

Ich kam dann, er richtete sich auf und lehnte seinen Kopf an meine Brust.

»Ja, ja, du hast recht, Martin hat auch so gedacht. Weißt du, du hast den Geist, die Gesinnung meines liebsten Freundes – und die Gestalt von meinem Mütterchen – die ich außer dir wohl von allen Menschen am liebsten gehabt habe – da wirst du mir schon etwas bedeuten.«

»Schreibst du mir nun auch lieb?« bat er.

Ich streichelte sein Haar: »Ja – ich schreibe dir – aber du bitte zuerst.«

»Ach, ich fühle mich so zu Hause bei dir – nun war es doch gut, daß ich heraufkam.«

Und er zog mich ganz zu sich und küßte mich dreimal sehr zärtlich auf den Mund.

»Das kannst du doch nicht denken, daß ich dich nicht lieb hätte,« sagte er ganz entrüstet, »ich könnte dich doch gar nicht mehr entbehren.«

Beim Fortgehen zog er mich noch einmal in seine Arme und wollte mich noch einmal küssen – ich wandte den Kopf ab – und so küßte er mich auf den Hals.

»Ich darf dir doch danken für diese Stunde bei dir, Liebe«, sagte er warm.

8. Januar.

Nun liegt die Reise schon wieder hinter mir, die mir ein stilles, wehmütiges Zusammensein mit Hanna bescherte. Wir haben beide im letzten Jahr einen geliebten Menschen verloren: und ich weiß nicht, was schwerer ist: durch den Tod – unwiderruflich – ein für allemal – oder durch das Leben, wo man ihn tausendmal wiedergewinnen, ihn tausendmal wiederum verlieren kann.

Die veränderte Umwelt tat mir sehr wohl – ich sah Dresden, Leipzig und Kassel und freute mich fast in alter Freudefähigkeit an der Kunst dort.

Ich habe noch nicht viel Lebenskunst, ich weiß es. Aber so viel habe ich wenigstens, daß ich weiß: ich will um keinen Preis unterliegen. Langsam zugrunde gehen an einer unseligen Leidenschaft – an einem unlösbaren Konflikt – das will, das will ich nicht. Nur eins begehre ich daher jetzt vom Leben: ein tapferes Herz!

Als wir Sylvester feierten, Hanna und ich – die in unserem stillen Zusammenleben allmählich von dem Glück und Leid dieses Jahres erfuhr, dachte ich mit schauerndem Rückblick: ob wohl das schwerste Jahr meines Lebens nun hinter mir liegt?!

Die Ferien mit ihren neuen, starken künstlerischen Eindrücken und Hannas milde mitverstehende Sympathie hätten wirklich eine Beruhigung und Stärkung werden können; sie haben dennoch an mir gezehrt und gezerzt durch die quälende Sorge um ihn. Der versprochene Brief von Robert kam nicht – obwohl ich Hedwig zu Weihnachten einen Gruß sandte. Erst bei der Rückkehr nach München wurde mir ein Brief von ihm, der erst nach meiner Abreise in Berlin eingegangen war, ausgehändigt.

»Obwohl du mir nicht geschrieben hast« – begann er.

Ich bin ganz verwirrt: Wir hatten doch abgemacht, daß er *zuerst* schreiben sollte?!

In dem Brief schreibt Robert, er habe doch den Groll gegen mich nicht ganz überwinden können, weil ich ihm eigentlich bei unserem letzten Zusammensein den freundschaftlichen Rat gegeben habe, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen.

Bei diesem Zusammensein, für das er mir so herzlich dankte, von dem er fand, es sei doch *gut* gewesen, daß er heraufgekommen?! Ich habe ihn doch aufrütteln wollen aus seiner dumpfen Verzweiflung und Selbstverachtung – ihm im Gegenteil gesagt, das Mittel zur Überwindung sei, so zu handeln, daß man Freude an sich selber haben könne!

Nie hätte ich zu ihm in *dem* Sinne sprechen können, den er nun hineinlegt!

Diese mir ganz unfaßliche Mißdeutung, auf die ich nach unserem liebevollen Auseinandergehen gar nicht gefaßt war, macht mich ganz mutlos. Welch ein trauriger Beginn für das neue Jahr!

Gestern kam er nun selbst.

»Warum hast du mir nicht geschrieben?« fragte er sogleich.

Er nahm meine Hände und wollte sie festhalten; ich zog sie ihm fort.

»Ach, sei doch gut gegen mich,« bat er dann – »du mußt das doch verstehen können – eigentlich hast du mir gesagt, daß mein Leben völlig wertlos sei.«

Ich fand kein Wort der Verteidigung gegen diese ungeheuerliche Umdeutung meiner Meinung.

Seine Arme schlangen sich um mich herum und zogen mich dicht neben ihn, während er meine Hände zuweilen küßte.

»Du bist ein lieber, vornehmer Mensch – aber du bist eine schreckliche Qual für mich.«

»Und du für mich.«

»Willst du mich denn wirklich durchaus los sein? Willst du es nicht noch mit mir versuchen?« fragte er.

»Versprich mir, daß ein Ja ein Ja, ein Nein ein Nein sein soll!« bat ich ernst.

»Ja, das kann ich dir versprechen!«

»Aber die ganze Wahrheit.« –

»Auch wenn sie dich ärgert oder kränkt?«

»Auch dann – seiner Mutter kann man alles sagen!«

»Ja, du hast recht, einer *solchen* Mutter kann man auch alles sagen. Wirst du dann auch den Ring wieder tragen, wenn ich dir das verspreche?«

»Ja, das will ich.«

Aber ich tue es nicht gern – es ist ein Opfer für mich – ich verstehe nicht, wie er darauf solchen Wert legen kann.

Das Schwierigste in dieser Zeit sind die Besuche bei Hedwig. Das alte herzliche Vertrauensverhältnis ist gestört. Wenn ich in meiner Arbeit – im Verkehr mit anderen Menschen mein geistiges Gleichgewicht habe: in Roberts und Hedwigs Häuslichkeit kommt mir das, was zerstört ist, am bittersten zum Bewußtsein. Ich kann ihr nicht sagen, wie ich leide – warum ich nicht in der Lage bin, sie mit fortzureißen zu froherem, tatkräftigerem Leben. So hält sie für Entfremdung, was nur Kummer ist. Nichts ist so geeignet, meine mühsam gewonnene Gelassenheit zu erschüttern, nichts zerstört so meine Ruhe und Fassung Robert gegenüber, wie solch ein Zusammensein, legt mir dann immer den Gedanken völligen Bruches als letzten Ausweg nahe.

Aber als ich ihm, als er kam, sagte, wie mich jetzt dies Zusammensein mit Hedwig quäle, daß ich nur mehr noch den Ausweg der völligen Trennung wisse, machte ihm diese bloße Andeutung schon Herzschmerzen. Er holte mich in seine Arme und schalt sehr lieb über meine Unvernunft und Ungeduld – und ich ließ mich ausschelten und sagte gar nichts mehr.

»Sieh,« sagte er endlich, »Fräulein von Wendeborn habe ich neulich gesagt, sie müsse dich kennenlernen, damit sie wisse, was ein Mensch sei. Ich möchte dich doch nie verlieren – und das ist nun das Seltsame, daß ich den andern etwas sein kann – und du mir.«

Er saß jetzt vor mir – und ich stand vor ihm, während er meine Arme um seinen Hals – die seinen um meinen Leib gelegt hatte: »Du weißt nicht, wie ich oft zu kämpfen habe, daß ich nicht über dich herfalle – du hast es einem Manne doch unmöglich gemacht.

Das ist doch etwas Neues, unser Verhältnis – und wenn *du* dir nicht zutraust, etwas daraus zu machen – ich traue es mir zu.«

»Ich würde in dieser schweren Zeit so gerne einen Menschen hier um mich haben, der mir nahesteht, wie Hanna zum

Beispiel«, sagte ich.

»Aber du hast mich doch,« sagte er ein wenig gekränkt, »du brauchst doch gar keinen anderen.«

Es war kalt in der Wohnung – die kleine Hilfe, die meinen Haushalt ein paar Stunden besorgen hilft, hatte wohl nicht genug eingelegt.

Nun ließ er es sich nicht nehmen, den Ofen neu für mich zu heizen, damit ich es warm und behaglich haben sollte.

Unter seinen lieben Worten, seinem fürsorglichen Wesen heute, dämmerte es mir wie die Ahnung eines großen Unrechtes, das ich durch meine Heftigkeit und Ungeduld begangen.

Wie seltsam: als er mich leidenschaftlich begehrte, fehlte mir oft in seinem Wesen die Güte, die Fürsorge. Nun, wo die Leidenschaft zurückgetreten ist – gleichviel durch welches tragische Mißverständnis –, nun hat er die verständnisvolle Zärtlichkeit, die mich – mit dem sinnlichen Begehren damals vereint – zum seligsten Menschen auf der Welt gemacht hätte!

3. Februar.

Ich gehe jetzt am liebsten zu Hedwig, wenn ich Robert in seinen Vorlesungen weiß. Heute erzählte sie mir, daß seit kurzem Verhandlungen wegen einer ordentlichen Professor in Leipzig schweben – während er hier erst außerordentlicher Professor ist. Es würde also in mancher Hinsicht eine Erleichterung für ihn bedeuten. Und vielleicht, dachte ich einen Moment erleichtert, wäre es auch ganz gut für uns, getrennt zu werden – und so beide zur Ruhe zu kommen. Es ist doch alles zu wund in uns, als daß wir uns viel positives Glück geben könnten.

Aber dann wurde doch das andere Gefühl stärker in mir: die Furcht, ihn zu verlieren, ihn ganz hergeben zu sollen – der namenlose Schmerz – und die Selbstvorwürfe, daß ich immer noch zu viel gefordert, anstatt nur zu geben. Wie ich oft noch scharf und bitter gewesen – wie ich ihm viel mehr hätte sein können, wenn ich nachsichtiger, geduldiger hätte sein können.

Daran gedacht, gütig und geduldig zu sein, hatte ich wohl; aber es war nicht immer gelungen.

Ein heißes Gefühl fast noch nie erlebter Seligkeit durchströmte mich in all dem Schmerz: das Bewußtsein seiner Überlegenheit zu gewinnen – nicht nur auf ästhetischem Gebiet, wo ich es ja immer genossen habe – nein, zu erkennen, wie er auch an menschlicher Reife und Klarheit des Denkens mir um manches voraus ist – daß ich vieles gut zu machen habe, was ich durch Unverständnis versäumt – und der glühende Wunsch, es möchte noch nicht zu spät sein.

20. Februar.

Hedwig war krank. Sie hat sich hinlegen müssen am Tage nach einer angeregten kleinen Gesellschaft – bei welcher der mir sehr sympathische junge Maler Martin mein Tischherr war. Ich ging hin, um mich nach Hedwigs Befinden zu erkundigen, konnte sie aber selbst nicht sprechen, da sie noch mit Fieber zu Bett lag.

Robert war da, und wir sprachen lange und liebevoll miteinander.

»Wenn du glaubst, weil ich die sittliche Klarheit gehabt habe zu erkennen, was notwendig ist, wäre ich auch schon fertig damit, so irrst du sehr!«

Er nahm meine Hände: »Da fehlt ja etwas!« Ich sah ihn an: »Willst du den Ring nicht tragen?« bat er. – »Du tätest mir solche Liebe damit!«

»Vielleicht!« sagte ich.

Dieser Kampf um den Ring ist vielleicht symptomatisch für uns: ich ertrüge das Tragen des Ringes nur als ein seiner ganzen Liebe bewußter Mensch. – Aber nun – in dieser Zeit, wo unsere volle Liebe zersplittert ist, wo wir mühsam, mit Schmerzen suchen, etwas Neues zwischen uns zu schaffen, das uns vereinen und froh machen könnte – was soll da der Ring – der nur als ein Zeichen wirklicher innerer Gemeinschaft froh machen könn-

te?!

Warum quält er mich damit? – Es erweckt nur Kummer und Bitterkeit in mir: Hohn, daß ein Stückchen Gold etwas vorspiegeln soll, was nicht da ist. Ich fühle es jedenfalls nicht mehr.

27. Februar.

Vor ein paar Tagen ging ich noch einmal, nach Hedwigs Gesundheit zu fragen. Sie lag noch zu Bett – und ich ging sogleich wieder, nachdem ich meine Blumen und einige Noten abgegeben hatte, für die sie sich interessierte, als ich hörte, daß gerade Fräulein von Wendeborn da sei, mit der er Rollen besprach. Ich kämpfte tapfer alles nieder und las zur Stärkung, zurückgekehrt, in Nietzsches »Fröhlicher Wissenschaft«. Er sagt darin, wenn man den Ausbruch der Leidenschaft unterdrücke, unterdrücke man allmählich auch die Leidenschaft selbst.

Als ich gestern Hedwig aufsuchte, war sie zum erstenmal wieder auf und so herzlich warm gegen mich, wie seit langer Zeit nicht. Fräulein von Wendeborn war da. Und da er neulich mein Fortgehen so übel vermerkt hatte, zwang ich mich, zu bleiben.

Aber zwischen ihr und mir sind gar keine Berührungspunkte – der einzige, den wir vielleicht haben, ist etwas so Schmerzhaftes, daß man nicht daran rühren kann. So blieb ich wohl fremd und zurückhaltend.

Wir – das heißt eigentlich nur Robert und ich – kamen wieder in eine lebhafte Debatte über Faust. Hedwig, die gewohnt ist, in geistigen Fragen ihres Bruders Gedanken nachzudenken, sagte ganz fassungslos: »Aber ich verstehe gar nicht, daß du den Faust so auffassen kannst!«

»Es ist vielleicht ganz gut für dich, daß du so denkst«, sagte ich. »Aber es ist eigentlich ganz unnütz, darüber zu sprechen.«

Der Gegensatz zwischen Menschen, die nur ästhetisch genießen und denen, die die Welt verändern wollen, ist eben nicht zu überbrücken.

Robert wurde sehr heftig im Kampf gegen meine Auffassung.
»So heftig ist er nur bei Irene«, sagte Hedwig zu Fräulein von Wendeborn, die ziemlich schweigsam diesen Debatten zuhörte.

Sie ging dann vor mir fort – und er begleitete mich später ein Stück nach Hause.

»Du darfst nicht immer Faust so angreifen – damit greifst du doch auch *mich* an.«

Diese Identifizierung finde ich nun wirklich ebenso naiv wie gewaltsam: dann darf ich also überhaupt nicht mehr sagen, was ich denke, wenn er sich immer persönlich gekränkt fühlt – und in so wichtigen Fragen, die mir für die Entwicklung neuer Glücksmöglichkeiten zwischen Mann und Frau so bedeutsam scheinen!

»Kann ich dich morgen sehen?« fragte er.

»Wann bist du frei?«

»Zwischen vier und sieben.«

»Gut, ich erwarte dich dann.«

»Sei gut, Liebe!« bat er.

»Ich *bin* gut!«

4. März.

Es ist der Jahrestag des 4. März – der Tag, an dem wir uns gelobten, beieinander auszuhalten in guten und bösen Tagen.

Das Gefühl, wie wenig die Entwicklung, die unsere Liebe genommen, dem entspricht, was ich damit als Aufgabe auf mich genommen habe, was ich noch jeden Tag zu verwirklichen bemüht und bereit bin, machte mich unsäglich traurig – besonders als ich merkte, daß er an diesen unseren geistigen Vermählungstag gar nicht gedacht hatte. Er, der so viel Wert auf Ringe und sonstige *äußere* Zeichen der Verbindung legt!

Und da ich leider diese Traurigkeit nicht ganz verbergen konnte, so wurde er ganz hilflos.

Er habe doch manches von mir gelernt – und könne viel hilf-

reicher und gütiger gegen andere Menschen, besonders gegen Agathe sein. Ich sei nun verzweifelt, weil ich Gold gesucht und nur Kupfer gefunden habe. Aber andere Menschen, Fräulein von Wendeborn zum Beispiel, seien mit dem Kupfer zufrieden. - - - - -

*

Ich hatte das Gefühl, als werde mir unter den Händen alles ver-
stellt – – so ist es doch gar nicht. Aber ich fühle nicht die Kraft,
mich gegen seine Auffassung zu wenden, mich zu wehren.

Und nun sitze ich da, den Tod im Herzen – und fühle, wie ich nur noch der Spielball grausiger Leidenschaften bin. Liebe, Haß, Rache, Verachtung, die mich mit entsetzlicher Geschwindigkeit auf ein Ziel zudrängen: das allerletzte – und dazu der ästhetische Abscheu vor irgendeinem gewaltsamen Ende, und die Lebenskraft in mir, die sich gegen einen solchen Abschluß empört. Kein klarer Gedanke mehr, keine Hoffnung auf die Zukunft. Zuweilen ist noch ein Funke von Besinnen und Vernunft in mir – aber er vermag nichts mehr gegen das andere.

Es ist, als ob das Schicksal, ein hartes, grausames, unerbittliches Schicksal, mir nichts, gar nichts ersparen wollte.

So mußte ich ihm neulich in der Nähe des Marienplatzes mit Fräulein von Wendeborn begegnen – gerade, als er eben eine Weinstube mit ihr betrat.

Hedwig erzählte mir am andern Tag voll Sorge, er sei gestern mit »einigen seiner Studenten« in einer Weinstube gewesen – und das sei ihm gesundheitlich so schlecht bekommen. Das nächste Mal, ein paar Tage später – als ich bei Hedwig war, kam er sehr spät zum Abendbrot, erzählte dann selbst, er habe mit Fräulein von Wendeborn noch in einer Austernstube zusammengesessen – er weiß, daß ich an seine »Studenten« nicht glaube – und war übrigens sehr heftig und gereizt gegen Hedwig. Es war alles so trostlos und unerfreulich. Er begleitete mich noch ein Stückchen – ich versuchte Hedwig bei ihm zu verteidigen, die doch an all dem Unheil und der Verwirrung wirklich ganz ohne Schuld ist. Darauf wandte sich sein Zorn gegen mich – besonders als sich herausstellte, daß ich von ihr von der Weinsitzung mit »den Studenten« erfahren hatte, die er vor mir ja nicht aufrecht erhalten konnte. Fräulein von Wendeborn klammerte sich so an ihn an – er wisse gar nicht, wie er sich ihrer erwehren solle.

Ich fragte, ob ihr denn ihr Beruf Zeit lasse zu so starker Inanspruchnahme?

Nun brach er ganz wild und drohend aus – nie habe ich ihn vorher so gesehen –, wir Frauen hätten erst Ruhe, wenn er völlig zugrunde gerichtet sei – und es ginge mich ja seine Freundschaft mit Fräulein von Wendeborn nichts an.

Meine Knie wankten – ich sah hilfesuchend zu ihm auf.

»Aber wir haben uns doch gelobt, immer wahr gegeneinander zu sein«, sagte ich mit zuckenden Lippen.

»Aber das kann doch jetzt nicht mehr gelten«, sagte er ungeduldig.

Es traf mich wie ein Schlag ins Gesicht:

»Das kann nicht mehr gelten!«

Jenes heilige Versprechen, das mir allein Mut und Kraft gegeben hat, mit ihm zu gehen, soll auf einmal ein leeres Wort sein? Was auch fallen mochte – die *geistige* Zusammengehörigkeit sollte bleiben – darum hat *er* – er selbst – doch bis jetzt immer gebeten?! Noch vor zwei Monaten – im Januar – hat er ja gelobt, mir stets die Wahrheit zu sagen, selbst wenn sie mir wehe tue.

»Ich denke, wir wollten Freunde sein«, wagte ich deshalb zu erinnern.

»Aber ohne alle Ansprüche«, sagte er rauh.

»Wie zwischen wildfremden Menschen? Das kannst du doch nicht meinen. Laß mich wenigstens *dein Kind* sein –« flehte ich in gräßlichster Not und Verzweiflung.

»Nein!« sagte er brutal.

In diesem Augenblick empfand ich ihn als meinen Mörder. Ich wußte im Augenblick deutlich: wenn ich jetzt vor seinen Augen in den Tod ginge, er würde mich nicht retten, nicht retten *können*.

Ein ohnmächtiger Haß erhob sich in mir gegen den, der so zerstörend in mein Leben eingegriffen hat.

*

Tage voll namenlosen Grauens sind dieser grausamen Auseinandersetzung gefolgt. Tage, in denen ich die Liebe, die mich bis jetzt erfüllte, nur noch als etwas Wildes, Zerstörendes empfand, das nach Genugtuung lechzte und schrie.

Aber dann erkannte ich: aller Haß, alle Rache ist vollkommen sinnlos, läßt mich gänzlich ohnmächtig, außerstande, etwas zu ändern, zu bessern, mir zu helfen. Alle gewaltsamen Mittel würden nur mich selbst tödlich treffen – noch über seine Leiche würde ich mich werfen – und nur – mein eigenes Leben zerstört haben. Nein, nein, er muß leben bleiben. – *Denn die einzige Erlösung aus all der Qual ist: daß er doch noch einmal irgendwann wieder der vornehme Mensch wird, den ich in ihm sehen muß, wenn ich leben will.* Denn er – der Mann meiner ersten großen Liebe – ein Mensch ohne Herz, ein Mensch ohne Gewissen, ohne Verantwortung – in meinen Augen – in meinem Sinne – das ist das unaussprechlich Qualvolle, an dem ich zugrunde gehe.

In dieser entsetzlichen Zeit bin ich fast froh, daß ich die Malstunden übernommen habe, so verhaßt mir sonst jeder Zwang ist. Aber jetzt bin ich dafür dankbar: lenkt es mich doch täglich ein paar Stunden von meiner Qual ab.

Wenn nur die schauerlichen Nächte nicht wären! Ein niemals weichender Druck hat sich mir aufs Herz gelegt – so fest, so schmerzhaft, daß es mir fast den Atem nimmt und mich zwingt, aufrecht zu sitzen, Stunde um Stunde – schlaflos, namenlos gepeinigt, hilflos preisgegeben allen Nachtgespenstern – in verzweifelterm Anköpfen gegen ein Grauen, dem ich zu unterliegen fürchte. Nacht um Nacht geht so hin – und jeden Morgen verlasse ich mein Lager, wie ich es aufgesucht habe – nur froh, für ein paar Tagesstunden wieder dieser Hölle entrissen zu sein.

Seit der grausamen Szene neulich habe ich ihn nicht allein gesprochen – nur Hedwig suche ich noch auf, die das unschuldige Opfer dieser Verwirrung der Leidenschaften ist.

Aber als ich Sonntag ganz ruhig bei ihr saß, kam Fräulein von Wendeborn – und dann stieg jener alte schreckliche Argwohn wieder in mir auf, der nun wohl nie mehr weichen wird und der alle friedliche Entwicklung unmöglich macht.

Sie will mit Hedwig Frühjahrstoiletten kaufen. Und ich soll ihm die Rubensmappe wiederbringen – »für seine Arbeit«.

Aber er arbeitet ja gar nicht.

Er hat sie mir einmal mitgebracht – in der Zeit seiner zärtlichsten Liebe zu mir – damals nach unserem Pinakothekbesuch – er freute sich daran, mir diese starke Darstellung menschlicher Sinnenfreude zeigen zu können.

Die Universitätsferien haben begonnen – er wird demnächst verreisen, Agathe besuchen – Hedwig fährt zu ihrer verheirateten Freundin an den Rhein – alles wie zum vorigen Osterfest.

Ich ging nur noch hin, um Hedwig Lebewohl zu sagen – während Roberts Abwesenheit. Aber er kam auch noch. Es war erst ganz ruhig und friedlich – ich hoffte schon, mit diesem letzten erträglichen Eindruck vor seiner Abreise ein paar Wochen leben zu können.

Unglücklicherweise begleitete er mich, warf mir plötzlich vor, daß ich – ich – mir aus allen menschlichen Beziehungen nichts mache! Ein Vorwurf, der vollkommen sinnlos ist, wo ich selbst unter den jetzigen qualvollen Umständen – nach der Zerstörung unseres sinnlichen Glücks – noch mit heißester Mühe versuche, unsere menschliche Beziehung von dem Untergang in Groll und Haß zu retten!

Und dann zürnte er, daß ich die Rubensmappe nicht mitgebracht hatte!

Ich versuchte ihm zu sagen, wie ungerecht er im Augenblick urteile – für mich hing ja so unendlich viel davon ab, daß wir

nicht im Bösen auseinandergehen mußten – die Qual oder die Erträglichkeit vieler Wochen hing daran.

Aber es war offenbar in seinem Sinn, in seinem Herzen gar keine weichere Stimmung im Augenblick – ich lauschte vergebens.

Er schalt, daß ich mich so fremd von ihm zurückgezogen habe.

Als ich ihm sagte, wenn ihm denn an der menschlichen Beziehung zwischen uns liege, dann dürfe er doch auch nicht alles Vertrauen, alle geistige Nähe zwischen uns aufheben, wurde er so böse und erregt, wie ich ihn noch nie gesehen habe, wie ich nie für möglich gehalten hätte, daß ich ihn je sehen könnte.

Ich starrte wie versteinert vor Grauen in die ganz entstellten, sonst so geliebten Züge.

Das also ist möglich auf der Welt! Das kann *mir* geschehen! Der Mann, den ich geliebt, der mich geliebt, kann so vor mir stehen?! Es ist, als ob ich ganz gefühllos würde. Was mag es nun noch geben?! – – –

2. Mai.

Nach dieser Unterredung habe ich ihm geschrieben, es sei das einzig richtige, wir sähen uns überhaupt nicht mehr.

Ich fühle immer, wie ich ruhiger, gefaßter werde, mich meiner künstlerischen Arbeit, neuen Zielen zuwenden kann, wenn nicht täglich die Wunden neu aufgerissen werden. Das bedeutet natürlich noch lange nicht, daß ich innerlich frei oder fertig bin.

Wenn es mir auch am Tage gelingt, meine Pflichten zu erfüllen – mich aufrecht zu halten – Nacht für Nacht liege ich da – »eine wehrlose Beute des wildesten Raubtiers: der markverzehrendsten Sehnsucht«.

Monate dauert nun schon diese Seelenqual! – Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch so dauernd, so intensiv leiden könnte. Und in all der Not kommt mir als unsägliche Demütigung

die Erkenntnis, daß es am Ende gar nichts Besonderes ist, was ich da erlebe: eine hohe, seltene Liebe, wie ich im Glück des ersten Vertrauens gemeint habe, sondern daß tausend junge, stolze, leidenschaftliche Seelen so leiden müssen, die geglaubt haben, die Welt aus den Angeln heben zu können – daß dies einfach der Durchgang aus den Hoffnungen und Phantasien der Jugend zum wirklichen Leben ist, und daß vielleicht die meisten aus diesem höllischen Kampf müde, alt und gebrochen hervorgehen.

Aber ich will nicht alt, müde und resigniert werden. Lohnt es dann noch zu leben – mit halbem Mut, mit gebrochener Kraft – ein müder, enttäuschter Mensch mehr unter den vielen?

Aber freilich, diese letzte Phase seiner Wandlung, daß das Wort, was wir uns gegeben, keine Kraft, keine Geltung mehr haben sollte, ist für mich etwas völlig Unfaßbares, Unertragbares. Er hätte ebensogut verlangen können, ich sollte eine jener ärmsten Frauen werden, die ihre Liebe auf der Straße verkaufen, *als jemals ohne diese innere Gewißheit, daß nichts uns trennen könne, sein werden. Nie hätte ich das je vermocht.*

Ich brauche, um leben zu können, die Gewißheit, daß es etwas gibt, was allen Wandel und Wechsel der Zeiten überdauert, daß ein Wort von uns wie heute so auch morgen gilt. Das entspricht meinem tiefsten Wesen und Erleben: »Nicht die Stärke, sondern die *Dauer* der hohen Empfindung macht die hohen Menschen.«

Alle Marter, die Heilige um ihres Glaubens willen litten, leide ich um meine Liebe, die *mein* Glaube, *meine* Religion ist.

Ich weiß nur das eine: das habe ich von Kind auf instinktiv begriffen, in jedem Augenblicke: »Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt – ob man ihr alles gewährt, ob man ihr alles versagt.«

Nach dieser Liebe strebe ich immer, immer – ich meine manchmal, ich hätte ein wenig – leider ein wenig erst – davon in mir.

Ein paar Wochen der Entfernung haben mir sehr wohl getan – mir ein wenig Beruhigung, ein gewisses Zu-mir-selbst-Kommen gegeben. Und nun ist wieder alles aufgewühlt, alles in Frage gestellt durch diese neue Begegnung.

Ich wußte wohl, daß Robert zurück war – aber ich ging nicht zu den Vorlesungen, war auch nicht bei Hedwig. Ich fühle: nur in der vollständigen Entfernung kann ich langsam genesen, mein eigenes Leben wieder neu aufbauen.

Nun mußte ich ihm unseligerweise begegnen auf der Leopoldstraße. Ich fühlte meine mühsam gesammelte Kraft weichen bei dem Anblick des Menschen, der mir bis an mein Lebensende nie ein fremder, gleichgültiger, befreundeter Herr werden kann, der für mich immer mein Mann – der Mann meiner ersten großen Liebe bleibt.

Ich bog in eine Nebenstraße ein, um ein Zusammentreffen zu vermeiden.

Aber er hatte mich auch gesehen und kam mir nun eilend nach. »Irene, was soll das heißen? Warum gehst du mir aus dem Wege?«

»Ich schrieb es dir doch – es ist besser so – und seit ich weiß, daß wir uns innerlich nicht mehr wirklich nahe stehen, daß du mir nicht mehr die Wahrheit sagst!«

»Ja, das kann man im Leben manchmal nicht vermeiden« – sagte er philosophisch. »Aber das ist doch kein Grund *auseinanderzugehen*. Jetzt handelt es sich im Gegenteil darum, zu zeigen, ob wir vornehme Menschen sind. Wenn du dir nicht zu traut, etwas aus unserem Verhältnis zu machen – ich traue es mir zu. Wir müssen nur ganz von vorne anfangen.«

Ich habe nur eins gehört, von all dem, womit er mich noch zu überreden bemüht war: wir sollen zeigen, daß wir Menschen, vornehme Menschen sind.

Er traut es sich also zu? Er will es *erweisen*? *Es ist das einzige, was ich zum Leben brauche, unbedingt brauche – diesen Glauben*

an ihn.

Es soll an mir jedenfalls nicht liegen, wenn auch dieser Versuch scheitert. Er soll nicht wieder sagen können, ich hätte ihn durch meine Heftigkeit von mir getrieben. Ich weiß, daß man siebenmal siebzigmal verzeihen soll. Dann kann ja auch ich es noch einmal versuchen – noch einmal!

3. Juni.

Gestern hat Robert mich besucht. Es war ein sehr heißer Tag – ein Sonntag – ich freute mich, still bei mir zu sein und mich an meinem geliebten Nietzsche erbauen zu können.

Da klingelte es. Ich ging hinaus. Robert war es. Er stand da in seinem eleganten modefarbenen Sommeranzug, einen großen Strauß Flieder in der Hand. Wir gingen hinein – er gab mir den Strauß – und ich setzte ihn in eine Vase, ohne zunächst ein Wort finden zu können. Der Nietzsche-Band »Die Morgenröte« lag noch aufgeschlagen da. »Ich habe gelesen,« sagte ich, »ich bin noch ganz heiß davon – so erfüllt es mich.«

»Warum liest du denn aber auch so viel?« sagte er ein wenig schulmeisterlich. »Ich könnte nicht so viel bewältigen.«

»Ach, laß mir nur die Freude – für mich ist es immer eine solche Rechtfertigung und Bestätigung meiner Natur, daß es für mich nichts Stärkenderes geben kann.«

»Und ich komme immer mehr von ihm zurück – und das Weib ist für ihn doch nur ein Spielzeug.«

Ich lächelte: »Aber gerade Nietzsche darf man doch nicht so wörtlich nehmen, buchstabenmäßig interpretieren. Dann kommt etwas ganz Schiefes, Falsches heraus. Er drückt sich ja mit Absicht so aus, daß die, die nur flüchtig in ihm blättern zu dürfen glauben, ihn mißverstehen müssen.

Sieh, wenn er zum Beispiel sagt: »Ein Weib liebt immer nur einen Kriegsmann«, so meint er doch natürlich nicht einen Leutnant oder Landsknecht, sondern einen Menschen voll Kraft, dessen Stärke und Überlegenheit sie spürt, in dessen

Schutz sie sich stellen kann. – Und so ist es mit allem.

Aber nun sag' doch, wie es Hedwig geht.«

»Sie läßt dich grüßen – wenn sie sich wohler gefühlt hätte, wäre sie mitgekommen. Sie bittet dich sehr, bald zu kommen. Du solltest es schon ihretwegen tun.«

»Ja, ja, gewiß, das werde ich auch. – Ich habe nur jetzt so viel zu tun, weil ich doch in ein paar Wochen in die Schweiz will – Hermine Langheim hat mich nach Zürich eingeladen, dann gehe ich weiter in die Genfer Alpen.«

»So, also in die Schweiz willst du?«

»Ja, ich muß etwas haben, worauf ich mich freuen kann.«

»So – ja –.«

Ein rechtes, erfreuliches Gespräch kam nicht in Gang. Als er gegangen war – nachdem er mir das feierliche Versprechen abgenommen hatte, bald zu kommen – fragte ich mich, ob denn diese Art des Verkehrs wirklich einen Sinn hat.

Alles in mir bäumt sich dagegen auf: mein Leben will ich wieder leben – mein hartes, einsames Leben, wenn es nicht anders sein kann – dazu fühle ich mich stark genug. Aber nicht dies stete Aufreißen der Wunden! Wie soll man dabei wieder genesen können?! –

Zürich, 15. Juli.

Seit ein paar Tagen bin ich hier bei Hermine.

Es ist seltsam, zu denken, wie sich mein Schicksal gestaltet hätte, wenn ich Zürich gekannt, mit Hermine hierher gegangen wäre, ehe ich mein Herz an ihn band! Der herrliche See – die Berge – der freiheitliche, internationale Zug – das scheint mir die rechte Lebenslust für mich. Hermine hat mich mit zur Universität genommen.

Auf der Universität hörte ich unter anderem eine Vorlesung über Chateaubriand – ein berühmter, auch von Hermine vergötterter Professor sprach. Eine gescheite, freiheitlich-demokratische Art, wie sie für eine gewisse Art von Schweizertum

typisch ist – gewiß – aber eine so subtile, psychologisch-vertiefte, verständnisvolle Interpretation – wie Robert sie geben würde, schien es mir nicht zu sein.

Hermine, in deren Pension ich wohne, ist zweifellos eine tüchtige Arbeitskraft, voll Fleiß und Ehrgeiz, die es mit ihren männlichen Kameraden sicher aufnimmt, mit einem unausrottbar »preußischen« Zug, der mir als einem mehr westlich-individualistisch gestimmten Menschen fremd ist.

Gestern unternahmen wir eine wundervolle Fahrt über den Züricher See in der Gesellschaft eines jungen russischen Arztes und einer liebenswürdigen Polin. Der Arzt erinnerte mich in seiner ästhetischen träumerischen Weichheit an eine Gestalt aus Turgenjews »Neuland«, aber fester, charaktvoller erschien er mir. Auch die Polin, die mit Hermine studiert, scheint ein tüchtiger, selbständiger Mensch zu sein. Außerdem war eine heißblütige Ungarin mit uns – eine junge Witwe, die durch das Studium wohl den Kummer um ihren Mann bekämpfen will.

Mit Hermine habe ich am Abend, als die anderen sich zurückgezogen hatten, noch über das Leben der Frau in dieser seltsamen Übergangszeit gesprochen. Hermine verzichtet auf alles »Weibliche« – sie würde auch im Fall einer Ehe keine Kinder wollen. (Als ob das eine ganze Ehe wäre!) Ich weiß doch, was es für unser Glück und Unglück bedeutet hat, daß wir keine Kinder haben konnten! Hermine will als intellektueller Mensch höchstens der Freundschaft leben. Kunst existiert nicht für sie – nur »Wissenschaft« – das heißt in ihrem Sinne nur Mathematik.

Sie hat Sympathie für mich, hält mich auch für künstlerisch begabt und irgendwie etwas versprechend, ohne wohl eigentlich zu wissen, warum. Denn mein tiefstes Wesen ist ihr doch im Grunde fremd.

Sie stellte ein charakteristisches Examen mit mir an: »Sie sind doch Atheistin?« So wie man fragt: »Sie sind doch bei Verstand?« Natürlich glaube ich nicht an den Herren mit dem Pferdefuß und ähnliche bildhafte Spukgestalten früherer Stu-

fen menschlichen Erkennens – aber Fausts Antwort auf Gretchens Frage: »Glaubst du an Gott?« schien mir bei dieser umgekehrten Gretchenfrage fast ebenso angebracht.

»Natürlich ja«, sagte sie ungeduldig. »Hoffentlich nicht nur so aus allgemeinem Gefühl – sondern aus Wissenschaft!! Nun, dann müssen Sie auch Sozialistin werden! Sehen Sie, gegen die mathematischen Beweise von Karl Marx kann kein Mensch etwas sagen.« –

Aber ein bißchen asketisch fällt ihr sozialistisches Lebensideal noch aus.

»Gerade als Sozialistin muß ich mich sehr in acht nehmen, mich hüten, zuviel mit Männern zu verkehren – sonst heißt es gleich: Aha, die Sozialistin mit ihrer freien Liebe!«

»Ja, aber wenn Sie nun *den* Mann fänden?«

»Aber Kinder würde ich doch nicht wollen«, wiederholte sie hartnäckig.

»Und Sie glauben, daß das eine ganz vollkommene Liebe wäre? Wenn Sie lieben, wollen Sie auch Kinder von dem Mann, den Sie lieben«, meinte ich.

Sie lachte: »Eine sehr kindliche Anschauung.«

»Nun ja,« entschuldigte ich mich, »es mag in meinen vierundzwanzig Jahren liegen, daß man sich so sehr Kinder wünscht. Vielleicht wird es später anders – »besser.««

»Ach nein«, schlug sie dann plötzlich meine Hoffnung nieder. »Das bleibt – bis man fünfzig Jahre und älter ist.«

»Eine tröstliche Aussicht! Und was macht man, wenn solche Gedanken und Wünsche über einen kommen?«

»Es ist schon am besten, man nimmt ein Buch – und wenn es eine Kinderfibel ist – und vergräbt sich hinein bis zur Besinnungslosigkeit.«

»Ist das Ihr ganzer Trost?« fragte ich entsetzt.

Ich ging sehr nachdenklich zur Ruhe und lag noch lange wach: also auch diese arbeitsame, mathematische Seele – auch für sie gibt es Stellen im Wege, über die sie nicht hinweg kann, die sie gewaltsam ignorieren muß, um existieren zu können! –

Aber so – mit dem Ignorieren lösen wir doch das wesentliche Problem unseres neuen Frauenlebens nicht – Persönlichkeit und Weib zugleich zu sein.

Mir fiel dabei das Gespräch ein, das ich kurz vor meiner Abreise aus München mit einer Schriftstellerin hatte, die etwa in Hermines Alter – also Anfang der Dreißiger – ist. Sie erklärte sich für »freie Liebe«.

Ich wage daraus zu schließen, daß sie sie nicht erlebte. Sonst würde sie wissen, daß das auch keine Lösung ist – die überhaupt nicht in der *Form* steckt – weder in der legitimen noch in der sogenannten »freien«. Liebe ist ja die stärkste Gebundenheit, die es gibt – die tiefste seelische Abhängigkeit, die erlebt werden kann – das gerade Gegenteil von »Freiheit«.

Wer da von »Freiheit« redet, weiß nichts von Liebe.

Dora Baumgarten ist eine schlanke, hübsche Person mit dunklem Haar und dunklen Augen – geschickt, unterrichtet, gewandt. Sie hat etwas von einer Pariserin im Wesen, kleidet sich gut und geschmackvoll – warum sollte sie nicht ebenso anziehend sein für einen Mann wie irgendeine leere, törichte, geistig unbedeutende Frau? Aber ich vermag auch nach unserem letzten Gespräch – das übrigens nicht das erste war – nicht klar zu sehen, wie sie das Liebesproblem löst.

Wir sprachen über Goethe.

»Ist Ihnen nicht auch sein schnelles Vergessen, seine wechselnde Neigung, wie er so leicht von einem zum andern geht – quälend? Haben Sie noch nie darunter gelitten?«

»Ach nein,« sagte sie, »ich würde es auch so machen – wenn ich sähe, daß ich bei einem Menschen zugrunde ginge, würde ich sofort eine Hand ergreifen, die sich mir entgegenstreckte – aus Selbsterhaltungstrieb!«

»Aber finden Sie nicht, daß es schwer ist, Weib sein *und* Persönlichkeit sein? Daß durch jahrhundertealte, vielleicht jahrtausendealte Tradition die Bereinigung dieser beiden Seinsarten: sich hingeben und sich behaupten wollen – noch fast unmöglich ist? Was für ein unnatürlicher, qualvoller Zustand ist

das, wenn wir jede Seligkeit, die wir als Weib genießen, die uns als Frau beglückt, – mit der schmerzhaftesten Zurückdrängung unseres Wesens, mit der Einengung und Verleugnung alles dessen bezahlen müssen, was man als Mensch, als eigenes schaffendes Individuum ist und leisten will?!«

Sie nickte ja – aber mir schien mehr so im allgemeinen – aus der Theorie heraus.

»Ich glaube wohl.«

»Ja – aber dann sind ja die geistig produktiven Frauen zum Zölibat verurteilt«, sagte ich bedrückt.

»Ja, solange es noch keine Männer gibt«, sagte sie gleichmütig. »Denn die ästhetischen Naturen sind uns nicht männlich genug – und die ›starken‹ müssen wir sehr jung bekommen, um sie noch für uns erziehen zu können.« –

Also *sie* will ihren Mann erziehen! Ich danke bestens. Meine Kinder will ich vielleicht einmal erziehen – meinen *Mann* nicht!

Ich sprach mit ihr über einen Roman, den sie geschrieben hat: »Sie sind zu hart gegen ihre Heldin – sie kämpft doch, bis sie physisch zusammenbricht. Glauben Sie wirklich, daß sie sich dem ungeliebten Mann gegeben hätte?! Das ist doch keine wirkliche Befriedigung für eine Frau.«

»Aber es gibt eine Grenze des physischen Leidens, wo man nur an momentane Befriedigung denkt.« –

Ich verstehe das nicht – sie muß nie geliebt haben, sonst würde sie wissen, daß es für die Frau keine momentane Befriedigung gibt. Einem Weibe graut doch vor der leisesten Berührung eines gleichgültigen oder gar unsympathischen Mannes, um die ganze Wonne der Hingebung für den Geliebten haben zu können.

Ich hoffe, es gibt auch in der Welt schon ein paar Männer, für die es keine momentane Befriedigung, sondern schon – die Liebe gibt.

Finhauts, 25. Juli.

Vor mir auf dem Tisch stehen Alpenrosen, Enzian und Orchis – selbstgepflückte – bei meiner ersten größeren Bergbesteigung neulich, die nicht ohne Gefahr war, wie unser Führer selbst später zugab. Wir sind hier im Mittelpunkt der Rhonealpen – sehen einen Teil der Montblanc-Kette, und jeder spricht davon, nach Chamouny zu gehen. Schweren Herzens habe ich mich von Zürich getrennt – dessen natürliche und geistige Atmosphäre mir wie Lebenslust einging.

29. Juli.

Heute haben wir den ersten gründlichen Regentag: die Berge sehe ich nur durch einen dichten Wolkenschleier. Gestern abend wurde in unserer Pension getanzt – die Gesellschaft war international genug: zwei junge Polinnen, deren Mutter über uns alle sehr liebenswürdig Ballmutter spielte, zwei deutsche Studenten, die in Lausanne studieren – ein junger deutscher Offizier – der Neffe einer mir bekannten Familie in München – ein junger Arzt aus Paris – ein Russe, der uns den Nationaltanz vorführte, eine Dänin, zwei Engländerinnen und außer mir zwei junge Kolleginnen aus München, liebenswürdig, sympathisch, tüchtig – aber seelisch – ganz naiv, primitiv: »Kinder«, scheint mir.

Lisa und Ella sind ein, zwei Jahre jünger als ich – aber es ist, als ob Jahrzehnte zwischen uns lägen. Ihre völlig reflexionslose Harmlosigkeit tut mir andererseits direkt wohl – in meinem jetzigen Zustand. Ich habe mich mit Eifer daran begeben, Lisa zu malen – wir finden alle, daß es zu gelingen scheint: dies frische, große, stattliche Geschöpf mit dem reichen blonden Haar – am Waldrand auf der Wiese sich dehnend – ein Stück schlichter, gesunder Natur.

Von Büchern, von Musik, von Problemen wissen sie nichts. Einstweilen interessiert sie nur ihre Arbeit. Aber auch für sie

wird das Leben kommen, wird sie in Beziehungen zu Menschen setzen – Konflikte werden sich ergeben – was machen sie dann? Wie sehr auch die Arbeit nicht Sache ihres ganzen Wesens, sondern im Grunde nur eine Technik für sie ist, das erlebte ich neulich.

Es gibt hier wundervolle Beleuchtungen – in der Abendstimmung besonders –, die zartesten, stimmungsvollsten Töne, die ich bisher überhaupt hier sah, hatten wir vor einigen Tagen. Die ganze Bergkette der Walliser Alpen, die Dent du Midi hob sich scharf von dem blaßblauen Abendhimmel ab – die Berge hatten einen Schleier von wundervollem, tiefem, kaltem Blau – darüber erschien, plastisch sich abhebend, die zarte, goldene Mondsichel.

»Entzückt das nicht Ihr Künstlerauge?« fragte der junge Offizier, der Lisa ein wenig den Hof macht. Sie nimmt es gerne, aber gelassen auf – der Abschied wird ihr kein Herzweh bereiten.

»Ach nein,« antwortete sie ganz kühl – »ich bin ja nur Zeichnerin – mich interessieren ja nur Linien – nicht Farben.«

Wer da so trennen kann! Auf mich wirken alle Künste: Malerei, Dichtung, Musik – Musik – welche Zauberin – welche gefährliche Macht! Ehe ich mich freigekämpft hatte für das Malstudium, habe ich eifrig Musik getrieben – Gesangstunden genommen – mein Lehrer rühmte den weichen Ton meiner Stimme – und in ihnen etwas von meiner starken Lebenssehnsucht auszuleben gesucht. Neben meiner Kunst, der Malerei, interessieren mich alle Probleme, die es in der Welt überhaupt gibt. Ich möchte drei Leben haben, um den glühenden Lebensdrang in mir ganz ausleben zu können: in einem einzigen armen Leben allein ist es, scheint mir, gar nicht möglich, ganz Mensch zu sein – alles Menschliche zutiefst erfassen, erleben, darstellen, in der Welt allmählich verwirklichen zu können.

30. Juli.

»Nur als *ästhetisches* Phänomen ist das Dasein und die Welt gerechtfertigt«, sagt Nietzsche in der Geburt der Tragödie. Gott sei Dank, daß es also wenigstens doch *eine* Betrachtungsweise gibt, bei der man leben *kann*. Ich brauche diese Gewißheit irgendeiner Rechtfertigung: denn als *ethisches* Phänomen – daß Gott erbarm! – ist das Dasein und die Welt so unberechtigt und ungerechtfertigt wie möglich.

Heute morgen bekam ich einen Brief von Robert. Es geht ihm noch nicht besser – er ist im Begriff, sich irgendwo mit Agathe zu treffen in der nächsten Zeit – er wünscht mir alles Gute.

Immer, wenn ich anfangen könnte, eine gewisse Entfernung zu unserem schmerzlichen Erlebnis zu gewinnen, dann kommt so irgendein Ungefähr, irgendeine unvorsichtige Berührung und reißt alles auf. Ich spüre, wie ich dann aus tausend Wunden blute.

Ach nein, geheilt bin ich noch nicht – wie weit entfernt davon, das spüre ich dann mit lähmendem Entsetzen. Ich muß den Brief schon eine ganze Weile liegen lassen, ehe ich ihn beantworten kann.

31. Juli.

Heute morgen sind die »Kinder« abgereist – sie wollen noch eine Tour durch das Berner Oberland machen.

Nach meinem Frühspaziergang, den ich heute nun allein machen mußte, habe ich mich auf dem Balkon vor meinem Zimmer im Liegestuhl ausgestreckt – ich war zu müde zum Arbeiten – und die harmlose Heiterkeit meiner jungen Kolleginnen recht vermisst.

Während ich so dalag, ein wenig matt, aufgewühlt durch Roberts Zeilen, entwarf ich in Gedanken allerhand bittere Antworten an ihn – Briefe, die er Gott sei Dank nie bekommen

wird.

Überhaupt – seit ich den Brief erhielt – wozu, warum überhaupt? – leide ich wieder, wie ich lange nicht mehr litt. – Sobald ich mit *meinem* Maß messe, könnte ich daran sterben.

Ob denn auch andere das kennen? Diese wahnsinnig schmerzende Einsamkeit – diese grenzenlos marternde Verlassenheit – dieses Grauen vor dem Leben – o, wenn das über einen kommt – das ist schlimmer als Sterben. Ich brauche *Menschen* – *einen* Menschen wenigstens – was können mir die Berge helfen?!

Allen Menschen gefallen zu wollen – daran liegt mir nichts.

»Seligkeit gibt es nur inter pares« – o, wie ich das verstehe, »nur inter pares vollkommene Freundschaft.«

Robert nennt das »Mangel an Wirklichkeitssinn«. Ich suche – von Kind auf – nur *einen* Menschen, den ich als mir vollständig ebenbürtig, gleichwertig betrachte, der dieselbe Wertung des Lebens und der Menschen hat wie ich – »wo der Krampf des Verschweigens und Verstellens aufhört« – der mich bis in die letzten Tiefen der Seele hinein versteht und liebt!

Weiter nichts!! – – – – –

Denn seit jener grauenvollen Stunde im März – wo er alle Herzensgemeinschaft, alle Seelenfreundschaft aufhob zwischen uns, ohne daß ich begriff, warum, wieso auf einmal (denn die sinnliche Beziehung war ja längst gelöst – und »alles andere« sollte doch bleiben, hatte er immer gesagt), wo ich auch nicht mehr sein Kind sein durfte – wo er mich unbarmherzig am Wege liegen ließ wie ein angeschossenes Wild – habe ich wie ein Verdurstender in der Wüste gelebt, wie ein Verdammter in der Hölle geschmachtet.

Warum hält er mich also? Was hat diese unbeschreibliche Qual für einen Sinn?

Wie kann ich mich vor diesen Erinnerungen sichern, daß mich nicht länger der Gedanke foltern kann an jedes liebe, zärtliche Wort, an jede ernste, heilige Stunde, die wir miteinander verlebt – und – *das* Ende!

Ein rasender körperlicher Schmerz durchdringt mich: ich

habe mich ihm gegeben – ich liebe ihn – und – er?! Wieviel tausendmal bin ich schon gestorben, wieviel tausendmal habe ich ihn schon als meinen Mörder empfunden! –

Die Sonne liegt über den Bergen – es ist schön hier oben – es wäre gut, wenn ich hier endlich fertig würde mit dieser Qual.

Aber was kümmern sich die Alpen darum, ob ich eine Torheit begangen habe, ob ich nun fertig werde mit dem Leben oder nicht?

Wenn ich nur nicht diese zornige Verachtung hätte und im besten Falle dies Mitleid mit der Schwäche seiner Natur!

Wie kann ich das überwinden?

Ich blicke hilfeschend umher: die hohen Berge – das Tal vor mir – der Blick frei zum Dent du Midi – rauschende Tannen und Sonnenschein, summende Käfer und flatternde Schmetterlinge – und aus der Tiefe herauf rauscht der Waldbach.

Wie kann man in dieser herrlichen, starken Natur so bis zum Zerstörtwerden leiden? –

Ich habe in Gedanken versucht, es anders zu nehmen, um mir das Leben zu erhalten: »frivol« – aber das kann ich nicht – ich gehe an dieser inneren Lüge zugrunde. Für mich ist Liebe, die Bindung an einen anderen Menschen, die Mitverantwortlichkeit für ihn keine scherzhafte Angelegenheit, sondern das Ernsteste, Tiefste des Lebens überhaupt.

Ich weiß freilich, was die Menschen alles zuweilen schon als »Liebe« ansehen. Weiß Gott, nicht ihre Sünde, sondern ihre Genügsamkeit schreit zum Himmel. Aber ein Geschlechtsrausch ist noch nicht Liebe.

Ich weiß, daß es einsam macht, die »hohen Ansprüche zu stellen«, wie die Leute das nennen, daß es viel Schmerzen bereitet.

Aber ich weiß auch: »Es bestimmt beinahe die Rangordnung, wie tief Menschen leiden können.« Und ich möchte daher noch eher an der Erfahrung mit ihm zugrunde gehen, wenn es sein muß – als durch innere Erniedrigung meine Freiheit vom Schmerz erkaufen.

Das ist der tiefste Grund, warum ich die Qual dieser Beziehung zwischen Robert und mir weiter auf mich nehme; ich muß den Mann, dem ich mich so unbedingt gegeben habe, so sehen können, daß ich seine Handlungsweise verstehen, sein Wesen überhaupt hochachten, unsere Liebe heilig halten kann.

Bis ich diese Gewißheit wieder errungen habe – solange ich noch unter ihm leide – so absurd, so paradox das klingt – solange darf ich mich noch nicht befreien – solange ist er mir noch nötig zu meinem Leben! – – – – –

*

1. August.

Wie bin ich glücklich! Ich habe lange, lange nicht mehr so gewußt, was Glück, was Freuen, was Beschenktwerden bedeutet.

Ich hatte am Vormittag gestern auf der Wiese zu arbeiten versucht – um die quälenden Gedanken zu überwinden.

Die feine sympathische Dänin hatte sich schließlich voll Interesse zu mir gesellt, mir ein paar anerkennende, verständnisvolle Worte über meine Arbeit gesagt. Wir kamen in ein sehr angeregtes Gespräch über Kunst – und wanderten schließlich zusammen zurück zur Pension.

Und hier fand ich meinen Brief.

Da schreibt mir eine Frau, eine angesehene, bedeutende Frau, die ich schon lange aus der Ferne verehere und die Nietzsche liebt wie ich, daß meine Zeilen, in denen ich ihr das sagte, sie innig wünschen lassen, mich näher kennenzulernen, und daß sie mich für den Herbst zu sich einlude.

Ich saß noch unter den anderen bei Tisch, lächelte, redete – aber mein Herz war ferne von ihnen.

Dann gingen die anderen schlafen; aber mich litt es nicht in den engen Wänden – ich mußte mein übervolles Herz hinaustragen in die wunderbare Sommermondnacht. Ich ging den Weg zu der Höhe, von der man den weiten, freien Blick ins Rhonetal hat. Die scharf sich abzeichnende Bergkette – der

Mond darüber – unten tief im Tal der weißblinkende Lauf des Flusses – der Ort nur hier und da durch Lichter erhellt – der Tannenduft, der weiße Schleier über allem. –

Ich ging und ging – und sagte nur immer wieder: »Wie ist das schön!«

Zu Menschen kommen, deren Weltanschauung die meine ist, die auch den verehrtesten Lehrer und Erzieher, den ich habe, – die *Nietzsche* lieben und verehren, wie ich ihn liebe und verehere – das heißt ja nach langem einsamem Umherirren in der Fremde nach Hause kommen. Endlich eine Heimat haben!

Das ist so über alles Hoffen hinaus – ist wie ein Märchen, an dessen Verwirklichung man als erwachsener Mensch doch nicht mehr glaubt.

Auf dieses Zusammensein mit gleichgesinnten Menschen – diese »Seligkeit inter pares« schon hoffen dürfen, ist ja Glück, ist Seligkeit!

Aber einmal – endlich mußte ich mich entschließen, zurückzukehren – mit meinem jauchzenden, übervollen, dankbaren Herzen. Ich stand dann in meiner offenen Balkontür noch lange und sah hinaus in die Sommernacht: das war Gnade!

Ich weiß es lange, immer – das war meine Religion, seit ich die alte enge, die mich als Kind so bedrückte – abgeschafft hatte:

»Nur wer sein Herz an einen großen Menschen gehängt hat, empfängt damit die erste Weihe der Kultur!«

VIII.

München, 10. August.

Meine erste Schweizerreise liegt nun schon seit acht Tagen hinter mir; ich bin sehr froh, daß ich die einsame Fahrt in ein anderes Land – trotz aller Bedenken – gewagt habe.

Die tiefen, reichen, schönen Eindrücke der Natur, die neuen Menschen, die Hoffnung auf engste Geistesgemeinschaft – das alles hat meiner durch so viel Kummer um *einen* Menschen gepeinigten Seele unendlich wohlgetan.

Seit ich jenen Brief erhalten habe, der mir zeigt, daß es auch für mich irgendwo eine geistige Heimat gibt, bin ich so viel stärker, sicherer in mir wieder geworden. Also auch für mich gibt es nicht nur Leid und Kummer, Mißverstehen und Verlassenheit auf der Welt!

Ich weiß nun wieder: ich brauche nur ein wenig echte Kunst um mich zu spüren – und ein Entzücken steigt in mir auf – ein Lebensgefühl, als besäße ich das Schönste und Köstlichste der Erde – als könnte es niemanden geben, der so froh ist wie ich – als lägen alle Schätze der Welt vor mir ausgebreitet – als ruhte alle Harmonie in mir – und ein Ton ließe sie erklingen. Als bildete ich mit den Besten und Tiefsten eine natürliche Einheit.

Bin ich nicht reich? Die ganze Welt gehört mir – soweit ich mich ihrer bemächtigen, sie verstehen, genießen kann.

Die Hoffnung habe ich mir nun wieder zurückerobert – oder nein, das ist vielleicht nicht richtig: was tat ich denn Großes dazu? Sie ist gekommen, unmerklich und leise – gütig – ohne alles Verdienst – wie der junge Morgen, der Frühling, die Natur selber – eines Tages wachte ich auf – und sie war da! – – – – –

*

Eine plastische Gruppe in der Sezession fesselte mich beson-

ders, geht mir in Gedanken immer noch nach: ein Mann und ein Weib in engster Verschlingung. Ich glaube, nie würde eine Frau die Liebe darstellen, wie diese Gruppe von Exter. Das ist allein der gewalttätige physische Rausch – den wir Frauen nicht nur meinen, wenn wir von Liebe sprechen.

Aber ist es nicht ein Verhängnis – für die Entwicklung von Kunst und Liebe auf der Welt, daß gerade die Frau, deren Liebesfähigkeit vergeistigter, entwickelter, vertiefter ist, um so seltener dazu kommt, ihre reichen Fähigkeiten zu betätigen, so zu beglücken, wie nur sie zu beglücken versteht?

»Von allen meinen Fähigkeiten ist die des Schmerzes die einzige, die ich ganz erschöpft habe.« Soll das als unabänderliches Gesetz für jede höhere Entwicklung gelten? Denn die Frau soll ihre Individualität gerade aufrecht erhalten gegenüber dem Mann, den sie liebt – dem sie als Weib also sich selber hingeben und unterwerfen möchte. Sie braucht daher Größe am Mann – um sich dem Größeren ergeben zu können.

Eine reine Seligkeit könnte also der Frau nur erstehen, wenn der Mann ihrer Liebe wirklich ein absolut »Übergeordneter«, ein »Gott« wäre. Wo sich aber einer höher entwickelten Frau gegenüber dieser liebliche Traum, dieses selige Wunder nicht dauernd festhalten läßt, da sind wir dann immer mitten in der Tragödie, »welche zerreißt, indem sie entzückt«.

Aber wir brauchen Frauen, die stark genug als Persönlichkeit sind, um in diesem Konflikt nicht zu erliegen. Die groß von der Liebe denken – trotz alledem – und sie darzustellen vermögen. Aber wie wenige sind das noch! Wenn man an die Elliot denkt – sie, die doch selbst liebte – ein so seltenes, seltsam-schweres Schicksal hatte in der Liebe – wie eng scheint sie oft, trotz dessen, in den Banden enger puritanischer Moral zu stecken. George Sand – vielleicht – und Bettina – und Rahel und Caroline – und Frau von Staël – diese wunderbare Mischung französischen und germanischen Wesens in der »Corinna«.

Aber in der »Corinna« verletzt es immer, daß sie zugrunde geht, stirbt an ihrer Liebe. Man bekommt Mitleid mit ihr. Und

nicht Mitleid soll man haben dürfen – sondern *Ehrfurcht*. Ehrfurcht auch vor dem Weibe, wenn es geliebt hat, wenn es geliebt worden und der Geliebte es verlassen hat – wenn sie Persönlichkeit ist. – – – – –

*

»Es soll nie jemand denken dürfen, mir ginge es nicht gut« – daran habe ich mich in diesen furchtbaren Monaten immer gehalten. Mir *müssen* alle Dinge zum besten dienen.

Ich will mein Schicksal lieben lernen.

Größer zu werden als alles Leid, das uns treffen kann – dieser heiße Wille war es allein, der mich rettete – das Einzige, was ich noch wußte – als letztes – das Rettungsseil, das ich ergriff – als ich verzweifelt am Boden lag und – um Barmherzigkeit bat.

So tief war ich gebeugt – – –

Als mir selbst die Gnade, die Barmherzigkeit verweigert wurde – da *wußte* ich plötzlich – da verstand ich. Wer konnte dies Letzte verweigern??

Was hatte ich getan: von einem Armen leidenschaftlich gefordert, er solle mir ein Königreich schenken! Der Arme, dem ich durch mein heißes Bitten seine Armut doppelt bitter zum Bewußtsein gebracht hatte. Von da an kam der Umschwung, ging ich langsam, langsam den Weg der Genesung. – –

*

Mir geht jetzt so oft Lillis schmerzliche Klage durch den Sinn: warum man allein ist und bleibt auf der Welt? Ja, mir kommt jetzt oft die Furcht, ob wir nicht, je entwickelter, zugleich immer einsamer sein werden? Ob nicht die »Liebe« – die Hinneigung zum andern – überhaupt aufhört und nur noch die Persönlichkeit bleibt?

Eine tragische Perspektive scheint mir – besonders für die Frau.

Denn das weiß ich, so jung ich bin, soviel mir an Reife noch fehlen mag: von all den Persönlichkeiten, die ich kenne – persönlich oder geistig – es ist keine da – der ich meine vollkommen opfern, hingeben, unterwerfen könnte. Einen »Gott«, ein absolut übergeordnetes gibt es nicht mehr für uns – nicht mehr für mich. Was soll denn aber werden – für das Zusammenleben der Menschen? Für Mann und Weib?

Durch dies Erlebnis mit Robert ist mir *alles* in Frage gestellt worden innerlich, wie durch ein Erdbeben, das weite Strecken in Trümmer legt. Meine schwere, einsame Kindheit – in trotzigem Ringen gegen Anschauungen verbracht, die nie die meinen werden konnten – war glücklich bei alledem in der inneren instinktiven Sicherheit einer Lebensaufgabe: ich war Künstler – ich wurde Künstler. Und dann – ganz ebenso sicher und seltsam früh aus tiefsten, noch unbewußten Erlebnissen heraus: das, was ich wollte, mußte der Frau – dem leidenden, benachteiligten Geschlecht, dem ich angehöre, irgendwie zugute kommen.

Ich begriff sehr früh, daß ich Schulung, Erfahrung, starkes, eigenes Erleben brauchte, um auch für andere sichtbar, wirksam machen zu können, was ich innerlich erstrebte. Denn die Seele *wird* erst – im Erleben der anderen Seelen.

Und dann kam die Liebe – und hat mit ihrer Zerstörung auch den Glauben an meine Fähigkeit zur Künstlerschaft, zur Mitarbeit an der Welterlösung tief erschüttert.

Nun suche ich nach meinem Ziel.

Aber vielleicht – dieser rasende Schmerz, der mich jetzt durchwühlt, die Schauer, die mich rütteln – vielleicht sind das die Frühlingsstürme, die den Boden lockern und fruchtbar machen zu neuem, innerlichem Wachsen, Blühen und Frucht tragen?

»Erst der große Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes. Ich zweifle, daß der Schmerz verbessert – aber ich weiß, daß er vertieft«, sagt mein bester Freund – der einzige bisher, dem ich mich in gewissem Sinne beugen kann. (Aber auch er ist kein

»Gott«, kein Absolutes für mich – auch ihm gegenüber gibt es Ablehnungen dessen, was für mich nicht richtig ist.)

Noch verwirrt mich oft die Fülle meines heißen Lebensdranges – wohin wird er mich am Ende locken?

Ich zweifle nicht, daß ich meinen Weg wiederfinden werde – ich weiß, daß mein Weg da ist in der Welt –, aber wo wird er sein? Was wird das Stärkste sein?

Als ich mich bestimmen ließ, den geraden Weg der technisch-künstlerischen Weiterbildung zu verlassen, geschah es im vollen Bewußtsein dessen, was ich tat. Ich wußte, auch dies war der Weg zu mir – zu einem tieferen Selbst, als ich es allein gewinnen konnte. Ich ging den Weg mit gutem Gewissen – auch vor meinem innersten Wesen.

Denn nicht die Vollendung äußerer künstlerischer Technik ist es, die ich suche. Ich will das Leben in all seinem Reichtum, seinen tiefsten Tiefen erfassen. Alle rein artistische Kunst, alle bloßen Formen und Formeln bedeuten mir nichts. Weder in dem ästhetischen noch ethischen Teil des Lebens. Es soll sich immer der tiefste Gehalt mit der edelsten Form durchdringen. – Daher liebe ich Klinger – wie ich Nietzsche liebe – alles, was Künstler und Denker und Weltgestalter – dieser größte Typus des Künstlers überhaupt – zugleich ist.

In aller Kunst ist es für mich die Seele des Menschen, was sie für mich interessant macht – das Psychologische, die »Seelenzustände«. Garborg, Jakobsen, Nietzsche, Knut Hansum – wenn ich ein Dichter wäre, möchte ich ihnen gleichen, das Feinste, Letzte, Seltenste für die wenigen, die es verstehen, sagen können. Denn mehr könnte ich mir nicht wünschen – wenn ich einmal zu dem Werk reife, das ich schaffen möchte – schaffen muß, wenn ich mein Leben erfüllt sehen will – nichts will ich, als daß man froh und dankbar davor weilen sollte, innerlich gestärkt und bereichert: ein Künstler, ein Mensch!« – – –

Ich muß mich doch hüten, zu früh zu triumphieren: der Übermut der Genesung, der mich manchmal ergreift – ist er vielleicht nur ein Schein? Werde ich eines Tages wieder zurückfallen in die alte Qual und merken, daß das alles nur künstlich war?!

Vor ein paar Tagen hat Robert mich besucht. Er war bis jetzt verreist – mit Agathe im Engadin. Nun hat er mich nach der Rückkehr sogleich aufgesucht, wie er sehr nachdrücklich hervorhob. Ich stand noch unter dem Eindruck seines unfrohen Briefes, den ich in der Schweiz erhalten – und war zurückhaltend und befangen.

Er erzählte mir von seiner Reise – dann sprachen wir von Klingerradierungen, die wir beide lieben – von dem tiefen Eindruck, den die Sezession auf mich gemacht. Er will mit mir hin – ich soll ihm meine Lieblinge zeigen. Er denkt jetzt an eine neue Arbeit über Goethe, da er den Rembrandt endlich sobald wie möglich zu beenden hofft. Mir ist dies freundlich-höfliche Gespräch, hinter dem ich gar keine innere persönliche Beziehung spüre, eine Qual, und so kam ich in meiner Hilflosigkeit in einen leichten, spöttischen Ton, der mir an sich wenig natürlich ist.

»Du mokierst dich wohl über meine geistreiche Unterhaltung?« fragte er. »Aber ich bin sehr elend, ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.«

»Das ist es nicht – ich mokiere mich nicht – aber – wenn wir uns im Grunde doch nichts mehr zu sagen haben – was hat dann das ganze für einen Sinn?«

»Ich hätte dir schon manches zu sagen,« sagte er nun in ganz verändertem weichem Ton, »aber es will sich noch nicht gestalten. Wenn du ein Mann wärst, könntest du mir mit deiner Natur sehr viel sein – aber so! Ich leide so – das Leben ist zu scheußlich!« sagte er gequält. »Wie einen das Leben so äffen kann – so jung habe ich mich nie gefühlt wie in *den* Wochen!

Und gleich darauf so alt! So greisenhaft alt!«

Ich stand jetzt ihm gegenüber – die Arme auf die Sessellehne gestützt und sah zu ihm herüber – an ihm vorbei.

»Und ich finde das Leben *doch* schön – trotz alledem – und ich meine, wenn man weiß, daß man auf andere Menschen wirken kann, wie du, daß man große Menschen versteht und etwas schaffen kann, wodurch auch andere sie verstehen lernen – dann hat man kein Recht, sich arm zu fühlen, das Leben scheußlich zu finden. Das ist doch vielleicht das beste, was man überhaupt haben kann.«

»Ja, ja,« sagte er, ein wenig getröstet, »wenn ich mich zur Arbeit setze – dann strömt es mir nur so zu. Und ach, wenn ich dann denke, was alles hätte werden können!«

»Aber dann ist es doch um so notwendiger, wenigstens *das* zu gestalten, was noch werden kann«, sagte ich.

»Ich wäre oft gern zu dir gekommen«, sagte er warm – es war, als würde etwas wach in ihm, das lange geschlafen hatte.

»Ich kann mein Leben leben,« sagte ich nun nachdrücklich, »das ist ganz so, wie ich es brauche – was mich quält, das ist nur die Leere, die Fremdheit zwischen uns.«

»Ach, wenn du das denkst«, protestierte er. »Aber Freundschaft – wenn du das wirklich könntest?!« –

Ich fragte sehr ernst: »Bin ich nicht ganz so ruhig und anspruchslos gewesen, wie du es verlangtest? Hätte ich irgend etwas anders machen können?«

»Nein, Irene, nein,« gab er zu – »aber Freundschaft?« zweifelte er noch immer.

»Wir wollen doch nicht so an dem Wort hängen,« sagte ich ernst, »aber soviel ist sicher: ich bin schon glücklich, wenn ich nur weiß, daß, so verschieden wir beide sein mögen, jeder auf seine Art etwas wert ist. Aber – dies Bewußtsein habe ich nicht immer.«

Er sah mich wie befreit an: »Ja, du hast recht – laß mich nur etwas haben vor mir selber – jetzt diese neue Arbeit –«

»Laß mich!« das ist ja immer seine Bitte gewesen. Aber sei-

ner Natur gegenüber – dieser Natur gegenüber, die so am Leben, an sich selbst leidet – ist es da nicht fast lieblos und brutal, von Kraft und Lebenslust zu sprechen?!

Ich komme mir irgendwie beschämt vor – als hätte ich in Gedanken ein Unrecht an ihm begangen – ohne zu wissen, weshalb, wodurch. Es stimmt wohl etwas nicht in meiner Rechnung.

27. Oktober.

Robert ist in den letzten Wochen verschiedene Male vergeblich hier gewesen – erst beim viertenmal hat er mich angetroffen.

Er sei zu mir geflüchtet – vor Hedwig, die zum erstenmal vielleicht etwas von irgendeiner mysteriösen Frauenaffäre zu spüren bekommen hat, die sich jetzt in den letzten Wochen abgespielt zu haben scheint. Er deutete allerlei an – halb, unklar – von Torheiten, die eine Frau gemacht habe – irgendwie müssen sie sich auf der Reise jetzt getroffen haben – »es käme im Grunde auf die Geschichte mit der Sängerin heraus.« – Ich kann daraus nichts Rechtes entnehmen – viel oder wenig – alles oder nichts – wie ich will. – Aber ich bringe es nicht fertig, auch nur mit einem Wort zu fragen.

Dazu ist alles zu schwer für mich.

Wenn er mich braucht, um zu beichten, sein Herz auszuschnitten – ich will es ihm nicht verwehren. – Er soll sagen, was zu sagen ihm Bedürfnis sein mag. Aber noch tiefer hineindringen, ihn gar erst noch auffordern dazu – dazu reicht meine Kraft nicht aus.

Aber ich finde mich nicht zurecht: kurz vor der Reise war da noch jene – andere?

»Und Fräulein von Wendeborn?« fragte ich schließlich.

»Sie hat ein Engagement in Königsberg angenommen,« sagte er – »wußtest du das nicht?«

*

Woher sollte ich das wissen? Glaubt er, ich spüre ihm oder ihr nach?!

Er hat wohl keine Ahnung – wie mich diese halben, dunklen Andeutungen quälen. Aber ich bringe keinen Laut davon über meine Lippen.

Aus meinem Wesen soll er nicht mehr entnehmen können, ob es mich freut – oder ob ich vielleicht tagelang, nächtelang leide – leide – wie ein Mensch nur zu leiden vermag.

Ich litt unaussprechlich danach – ich verstand zum erstenmal, was Nietzsche den »großen Ekel«, die »große Verachtung« nennt.

Nein – so kann ich das Bild des Mannes, den ich liebte, den ich liebe, nicht ertragen. Er »sündigt« immer – mit schlechtem Gewissen – ohne Freude, ohne stärksten Zwang – scheint mir – einfach aus Schwäche; das macht alles so verworren und freudlos.

Der Mann, den ich meinte, den ich lieben muß, weil es das Schicksal so fügte, war ein Mensch, eine Persönlichkeit, die mit all ihren Schwächen meiner wert – mir in manchem überlegen war. Aber dies – dies Grauensvolle – Unfaßbare – dies Herz- und Seelenlose – zu diesem Wesen gibt es für mich keinen Zugang.

Und wenn ich hundert Jahre alt werde – das werde ich nie, nie verstehen. Wie soll das je ertragbar werden für mich?

Das eine weiß ich: nie könnte ich es ertragen, daß meine Liebe schimpflich, schmäählich untergehen sollte in der Verachtung. – Was sich auch in unserm Verhältnis wandeln mag – das eine muß bleiben auf jeden Fall – unbedingt, um jeden Preis: *ich muß es heilig halten können.*

*

10. November.

Hanna hat jetzt in Berlin durch ihre Arbeit einen Kreis von Menschen gewonnen, die sie sehr anziehen. Wenn ich recht

verstehe – ist da auch jemand, der im Mittelpunkt ihres Interesses steht. Ich würde mich so für sie freuen, wenn sich ihr Schicksal als Frau erfüllte. Sie ist so ganz dafür geschaffen, die mitverstehende, alles mittragende Gefährtin eines Mannes zu sein.

20. Januar.

Lange hatte ich keine Zeit zum Schreiben. Meine Arbeit nimmt mich jetzt sehr in Anspruch – ich bin eifrig dabei, neben den Malstunden, die ich zu geben habe, weiter zu studieren; mir ist – als hätte ich in dem einen Jahr ein Jahrzehnt versäumt. Zu Weihnachten war ich bei den Eltern, die ich beide frisch und heiter fand – zu Neujahr bei Lilli, die immer noch in ihrem Sanatorium am Bodensee ist.

Wie sie an meiner inneren Entwicklung – trotz ihres eigenen nervösen Zustandes – teilnimmt, das ist bewundernswert – es gibt vielleicht keinen Menschen, der mich so ganz innerlich in sich aufgenommen hat wie sie.

Ich kann rückhaltlos zu ihr sprechen – und sie faßt alles ohne jede Verzerrung auf: weder sieht sie Robert entstellt, weil ich so an ihm, durch ihn leide – noch mich etwa aus Freundschaft zu verklärt. Sie versteht den schweren Kampf, den ich um meine innere Befreiung führe. Aber sie ist gewiß, daß ich allmählich gewinnen werde. Es hat sie tief erschüttert – aber sie hat den festesten Glauben an mich.

»Das brauchen wir gerade – das brauchen wir gerade – was *du* werden sollst«, meinte sie.

Dies Zusammensein hat mich sehr gestärkt – ich weiß nun wieder ganz, welche Pflichten ich habe: daß es dann eben nötig ist, *heroisch* zu leben, wenn es nicht »glücklich« sein kann. Tapferkeit muß nun die höchste Tugend sein. Ich wagte nicht mehr kindisch und verwegen in dieser Neujahrsnacht – wie noch in der vergangenen – zu fragen, ob wohl das Schwerste meines Lebens schon hinter mir liege. Nun weiß ich schon, daß es immer

wieder Neues, bisher Ungeahntes, »Schwerstes« gibt.

So kam ich gekräftigt und erfrischt nach München zurück. Und ich weiß gar nicht, warum wieder einmal die Fäden abgerissen sind. Was dazwischen ist. Er hätte eigentlich keinen Menschen außer Erna Oppenheimer, behauptete Robert neu-lich mißgestimmt. Also alles Gute zwischen uns, was vor der Reise war, hat er wieder vergessen!

Diese neue Enttäuschung hat mich sehr geschmerzt –. Ich ging nicht mehr zu Hedwig; entschuldigte mich mit Arbeit und Influenza.

5. März.

Er kam – gestern – ganz unerwartet – es war der Jahrestag des 4. März. Nun war wieder alles da in ihm: Interesse, Wärme, Sehnsucht nach einer lieben Freundschaft zwischen uns.

Wie gut könnte alles zwischen uns sein, wenn ich nur diesen mir unbegreiflichen ewigen Wechsel in ihm ertragen könnte. Wenn mir nicht von meiner stetigen, zäh ausdauernden Natur aus jeder Zugang zu dieser mir unheimlichen Labilität fehlte!

Er nahm meine Hand, hielt sie und küßte sie: »Laß uns doch gute Freundschaft halten!«

Ich sagte ein wenig kühl und spöttisch: »Gerne!«

»Nicht diesen Ton, Irene!« bat er.

»Nun,« sagte ich nun ernster – »ich bin schon zu allen guten Taten bereit – aber nach dem, was ich in diesem Jahr zu sehen bekommen habe –!«

»Aber siehst du denn nicht ein, daß dieses Jahr notwendig war für uns?« fragte er.

Ich sehe es natürlich nicht ein, daß etwas so Grauensvolles notwendig war – aber ich hütete mich, es zu sagen.

»Und dann mußt du unbedingt auch wieder zu uns kommen«, bat er. »Wir haben dich beide so sehr vermißt in den letzten Wochen – aber du darfst nicht mehr so fremd und abweisend gegen mich sein wie das letztmal.«

Das war der Abend, wo er meinte, er habe nur Erna Oppenheimer. Warum sagt er denn solche Torheit?

»Ja, da war ich sehr gereizt.« –

»Ja, heute bist du lieb –.«

»Aber nun versprich mir,« bat er zum Abschied, »daß du nicht etwa nur zu Hedwig kommst, wenn ich abwesend bin – wie du das oft getan hast. Richte dich so ein, daß auch ich dich sehen kann: ich möchte doch so viel als möglich von dir haben, mit dir zusammen sein.«

Das war ein anderer 4. März als der vom vorigen Jahr. Nun, was an mir liegt – ich will das meinige tun.

19. März.

Vor einigen Tagen kam eine Nachricht, die mich tief erschüttert hat, die ich immer noch nicht in ihrer furchtbaren Wirklichkeit fassen kann: erst ein Telegramm von Lilli – und dann ein Eilbrief ihrer Mutter, die augenblicklich bei ihr ist: ich möchte mich sofort erkundigen, ob der Maler Petermann, – der Künstler, den sie verehrt und geliebt hat – gestorben sei? Lilli behauptet, ganz bestimmt zu fühlen, zu wissen, daß er in Todesgefahr sei. Natürlich ist keine Rede davon – er lebt, ist nicht einmal krank – mir graut! – –

Schon die letzten Methoden des Arztes: alle Bücher wurden ihr fortgenommen – keine Briefe sollte sie erhalten – keine Besuche – nur still zu Bett liegen – im verdunkelten Zimmer – waren mir unheimlich.

Ich schrieb damals sofort an Lillis Mutter, daß mir dies als sicherstes Mittel erschiene, es zum äußersten zu treiben – wenn *mir* ein Arzt das verschreiben würde, mich so ganz hilflos nur meinen Gedanken und Empfindungen überantwortete, dann würde *ich* in vier Wochen ganz gewiß verrückt sein. Heute kam ein Brief der Mutter – *es sind buchstäblich vier Wochen!* –: man habe Lilli in eine geschlossene Anstalt überführt! Tobsuchtsanfälle! Lilli! Dies schöne, strahlende Geschöpf! Ich sehe sie noch

immer vor mir in dem weißen Cheviotkleid, das sie den Sommer vor zwei Jahren, der ihr Glück und Unglück wurde, mit Vorliebe trug. Sie ging wie schwebend in ihrem Glücksrausch, wie auf Wolken wandelnd. Mit leuchtenden blauen Augen – einem seligen Lächeln um den schön geschwungenen Mund.

Und dann kam der Absturz – um so jäher, furchtbarer. Nicht in erster Linie seine Verlobung mit einer anderen – die er ihr in so zarter, vornehmer Weise mitteilte – nicht das traf sie am tiefsten. – Wir hatten das kommen sehen, daß sich sein Herz für die andere, Sanftere, Reifere entscheiden würde. Aber daß Lilli von seiner Vergangenheit erfuhr – daß dieser Idealmensch von heute – und das scheint er auch *mir* heute noch zu sein –, daß er selbst einmal genau so banal und grausam mit den Frauen der ärmeren Schichten, mit ihrem Herzen gespielt hatte, wie irgendein brutaler Rohling – das begriff sie, das ertrug sie nicht – das warf sie um.

Seitdem fand sie nicht mehr die Kraft zu ihrer Arbeit: die Kraft zur Überwindung fehlte ihr – zu ihrem Verhängnis. Und nun dies Ende.

Ende? Ich stehe wie vor einem furchtbaren Geheimnis des Lebens: wie muß es sein: zu leben und zu wissen, daß man zu diesen Ausgestoßenen, den Narren, den Unzurechnungsfähigen gehört!

Lilli – ich kann es nicht fassen. –

*

Dr. Waßmann, den ich so gern hatte – ich freute mich immer, ihn bei Reichmanns oder bei Robert zu treffen – hat eine Weltreise angetreten.

IX.

Ostern, 5. April.

Es ist wie ein Märchen, aus dem ich nicht erwachen möchte.

Karfreitag nachmittag kam Robert plötzlich.

Ich las gerade in den Briefen von Abälard und Heloise, deren Leidenschaft mir aus eigenem Erleben heraus besonders verständlich ist. Mich hat Heloisens kühnes, stolzes Wort als Ausdruck hoher Liebesfähigkeit stets so gefreut: daß sie lieber Abälards Geliebte als das Ehgemahl des Kaisers sein wollte.

Ja, so muß man wohl denken, so kann man wohl nur denken, wenn man liebt.

Ich verstehe auch, wie selbst die Entsagung, die sie ihm zu liebe dann leiden muß, dennoch – bei aller Qual – eine größere, stolzere Befriedigung für sie ist, als Ehefrau oder Geliebte eines anderen zu sein.

»Nie, Gott weiß es,« sagte sie, »nie habe ich von dir etwas anderes haben wollen als dich selbst.

Dich wollte ich, nicht dein irdisches Gut. Nie habe ich danach gefragt, ob du mich ehelichen willst – nie nach dem Besitz, nie nach meiner Lust, nie nach meinem Verlangen.«

»Das Leid um so viel Verlorenes entzündet sich immer wieder an der lustreichen Erinnerung des mir für immer Geraubten – und die Bitterkeit ist um so härter, da sie unmittelbar folgte auf die letzten Entzückungen der Liebe.« –

Wie muß man gelitten haben, um das zu verstehen!

*

Roberts Klingeln hatte mich aus meiner Lektüre aufgestört. Er hatte einen sehr interessanten Brief von Dr. Waßmann bekommen – den ersten von seiner Reise, erzählte er und ging bis dicht an meinen Schreibtisch heran, um dort Platz zu nehmen und mir daraus mitzuteilen. Ich packte erschrocken den Band

der Heloise-Briefe fort, der dort noch aufgeschlagen lag – nein, er soll nicht sehen, wie mich das festhält und ergreift. Dann holte ich einige Skizzen von mir aus der letzten Zeit, die er sich ansehen wollte. –

Er kritisierte, lobte dies, tadelte jenes – ich freue mich immer, wenn er sich so Mühe gibt, sich in meine Arbeit zu vertiefen. Dann brachte ich einige neu erschienene Mappen mit wundervollen Kunstblättern, für die er sich sehr interessiert! Während ich vor ihm stand und ihm eifrig die Schönheiten der Blätter zu zeigen bemüht war, nahm er auf einmal meine Hände, und dann legte sich sein Arm sehr lieb um meine Hüften, während wir zusammen blätterten. –

Es ist seit jener entsetzlichen Stunde im März des vorigen Jahres das erstemal, daß er eine Berührung wagt. Ich stand still und wagte kaum zu atmen und dachte nur: »Woher weiß er denn nur, daß ich keinen andern liebe?«

Wir lasen zusammen das Maeterlincksche Gedicht voll herzerreißender Schwermut, voll Wohllaut:

» Et s'il revenait un jour – Que faut-il lui dire?«,

das mich neulich so ergriffen hat – es packte auch ihn.

» Dites-lui que j'ai souri – De peur qu'il ne pleure.«

Ja – das ist vielleicht Liebe.

Wir waren dann beide still.

»Du hast ja so kalte Hände«, sagte er – und nahm sie beide, um sie in den seinen zu wärmen. Ich erzählte ihm von Lillis furchtbarem Schicksal – und wie wir zu Neujahr uns seelisch noch so nahe gewesen seien. Es erschütterte ihn sehr.

»Weißt du übrigens, wer viel Ähnlichkeit mit deinen Anschauungen hat?« fragte er später. »Schleiermacher in seinen Vertrauten Briefen über die Lucinde.«

»Das ist ja sehr schön von ihm«, sagte ich ungeschickt.

»Das war ein Verlegenheitsausdruck«, lächelte er.

»Ja, gewiß – ich dachte nur betrübt, was mir jemand helfen

könnte, der seit einem halben Jahrhundert tot ist«, entschuldigte ich mich.

Wieviel beglückender wäre es, einem solchen Menschen im Leben zu begegnen, – wenn Robert zum Beispiel meine Auffassung teilte!

Aber das sprach ich nicht aus.

»O, das ist doch besser als irgendein kleiner Mensch von heutzutage. Ich suche doch bei Goethe auch die Beziehungen zur heutigen Kultur. Wir sind noch lange nicht mit ihm fertig.«

»Nein, gewiß nicht – alle großen Menschen leben noch und wirken auf uns – auch Christus zum Beispiel. Vielleicht fangen wir jetzt erst an, ihn zu verstehen. Man darf ihn doch nicht verantwortlich machen für das, was die Torheit und Engherzigkeit der Menschen aus ihm und seiner Lehre gemacht hat. Weißt du, wir haben ja oft darüber gestritten – ich sagte, das Beste wäre die Liebe – und du sagtest das Handeln.«

Aber Liebe, die nicht handelt – im Geist der Liebe – ist gar keine Liebe – und dann hätte Christus gewiß nicht gesagt: »Gott ist die Liebe!« Damit meinte er doch wohl auch, sie sei das Höchste – und müsse wirksam sein – »handeln«.

*

Wir sprachen von der Einsamkeit – was das bedeutet: das Glück der Einsamkeit, die Qual der Verlassenheit.

»Aber vielleicht braucht man die Menschen, die das nicht kennen, nicht einmal zu beneiden«, sagte ich.

»O, lies doch einmal die Natalie von Wilhelm Meister – die kennt es, glaube ich, nicht.«

»Aber Jesus muß es doch auch gekannt haben, als er sagte: ›Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?‹« wandte ich ein.

»Ja, das war, als er am Kreuz hing.«

»Ja – immer, wenn ein Mensch am Kreuz hängt – manchmal viel, viel länger als einige Stunden – wird er so empfinden«,

sagte ich ernst.

*

Wie wir so saßen und sprachen, sagte ich: »Es ist so dumm von mir, daß ich bei dir so schwer sprechen kann.«

»Woran liegt denn das?« fragte er sanft. »Hast du das immer gehabt?«

»Immer!« sagte ich. »Ich bin selbst so ärgerlich darüber.«

»Aber ich habe doch eigentlich eher etwas, das den Menschen Vertrauen gibt, sie veranlaßt, zu reden, sich aufzuschließen.«

»Kannst du verstehen, wie man unter Menschen leidet?«

»Ja, das kann ich verstehen. Aber willst du etwas sagen, das sich auf mich bezieht, so sage es gleich.«

Ich nahm allen Mut zusammen und sagte: »Nicht nur auf dich – auch auf Menschen vielleicht, die ich gar nicht kenne.

Siehst du« – ich sah an ihm vorüber in die Baumwipfel draußen, wo sich die ersten Knospen entfalteten, »ich lebe mein Leben; aber wie sich das auch gestalten mag – es wird immer sehr viel für mich bedeuten, wie ich dich ansehen kann.

Und es wird mir immer sehr schwer sein, wenn ich dich nicht so sehe, wie ich möchte.« –

»Ja, das verstehe ich«, sagte er; »aber ich habe noch nie so ruhig, mit so gutem Gewissen dir gegenüber gesessen wie heute. Das schlimmste ist ja immer, daß man sich selbst noch nicht erreicht hat. Es hat so vieles zwischen mir gestanden. Ich weiß nun, daß ich der Welt zu viel Konzessionen gemacht habe. Und wenn man sich ändert, entwickelt, so geht das natürlich in Etappen – und es bleiben immer Fetzen hängen. Und dann das Studentenleben! Nietzsche hat schon recht: es wird wenig erreicht – viel zerstört. Aber ich gehe jetzt klar und bestimmt auf das Ziel los, das ich erreichen will. Und wir haben doch eigentlich so ähnliche Anschauungen; das ist doch die Hauptsache.«

»Ja – aber ich wundere mich nur, wie wir dabei so verschie-

den handeln«, fand ich.

»Für eine Frau ist es wohl viel einfacher als für einen Mann.«

»Ja, das ist es vielleicht. Aber weißt du,« sagte ich nun – »wenn ich sage, ich leide an dir, dann denke ich immer: du würdest einfach sagen, es sei nicht nötig, daß ich mir Kummer mache. Das möchte ich ja gerade von dir hören.

Und auch das mit den anderen Menschen – die ich vielleicht gar nicht kenne: der Gedanke, daß sie dem, was mir für das Glück oder die Erhöhung des menschlichen Wesens notwendig scheint, gar nicht entsprechen oder gar widerstreben – das läßt mich unendlich leiden.«

»Aber du sollst nicht nur leiden – du bist doch so zur Freude geschaffen«, widersprach er lebhaft. – »Nein, das habe ich nicht – ist das nicht Sentimentalität?«

»Nein, ich glaube nicht – wenn man die Welt ändern möchte, muß man wohl unter der Unzulänglichkeit der Menschen leiden; ich glaube, Christus und Nietzsche hatten das sicherlich auch. Ich kann nicht einmal wünschen, nicht zu leiden.«

»Nein, das habe ich nicht«, sagte er noch einmal; »eher eine gewisse Kühle, wie Goethe – ich weiß, so wie ich können nur ein paar Menschen sein.«

Ich zeigte ihm ein Bild von Hanna, das sie gerade geschickt hat – und auf dem etwas von dem Neuen, Schönen, Verheißungsvollen, das in ihr Leben getreten ist, sichtbar wird.

»Ja,« sagte er, »sie sieht viel reifer und froher aus als früher.«

»Weißt du,« fiel mir plötzlich ein, »erinnerst du dich noch ihres letzten Besuches im November? Wir waren bei dir und Hedwig – und da sagte Hanna hernach zu mir: ›Er war sehr lieb – aber dabei kommst du gar nicht zu deinem Recht.«

»So?« sagte er ein wenig gekränkt – »was weiß sie denn von mir? Und *du* hast mich auch nie gekannt.«

»Das habe ich wohl nicht«, gab ich zu.

»Du hast mich immer unterschätzt – besonders nach der Seite der Leidenschaft.«

Ich habe es längst als hoffnungslos aufgegeben, etwas gegen dieses Mißverständnis zu sagen, das unser tragisches Schicksal geworden ist. Ich sagte daher nur: »Ja, aber von mir hast du doch auch nicht viel gewußt. Ich habe mich doch nie so ganz geben können. – Nur so ein paar Hilferufe, wenn es gar nicht mehr ging. Und das möchte ich doch so gern lernen, mich ganz unbefangen einem Menschen zu geben, der für mich so viel bedeutet, und den ich doch so –« ich stockte.

Da kam er zu mir. Er zog mich sehr sanft, sehr liebevoll in seine Arme, auf seinen Schoß: »Woran liegt es denn nun?« fragte er weich.

»Ach, ich weiß schon,« sagte ich – »heute bist du so gut – aber dann – nach ein paar Tagen hast du es ganz vergessen.«

»Nein, vergessen nicht,« bestritt er – »aber man hat doch noch andere Sorgen – und du kannst dich nie in einen anderen Zustand hineindenken.

Und wenn du das Grüne liebst – und das ist gerade nicht da –, dann wird es doch nicht besser, wenn du sagst: O, das häßliche Gelb, das mag ich nicht leiden, – sondern indem du so bist, daß das Grüne wieder zum Vorschein kommt.«

»Ja, das ist wahr. Und dann – das Schrecklichste und Un-erträglichste in unserer Geschichte war für mich das mit Fräulein von Wendeborn, dies unglückselige Zusammentreffen: daß ich zuerst durch andere Menschen davon erfuhr.«

Er streichelte sanft meine Hände, mein Gesicht: »O, für mich auch.«

»Ja, vorher war es wohl traurig und schmerzvoll – damit kam etwas Häßliches, Erniedrigendes hinein. Und das ertrage ich nicht. Ich muß es heilig halten können.«

»Aber hast du denn einen Augenblick denken können, ich hätte dich mit ihr betrogen?« fragte er.

»Ich habe es wohl nicht klar zu Ende gedacht – einfach aus Selbsterhaltungstrieb,« sagte ich – »ich hätte es nicht ertragen.«

»Nun, das hätte doch nur etwas Lächerliches sein können,«

sagte er – »sie hat doch gar nichts von dem, was du hast – sie ist durch und durch unwahrhaftig und kalt – völlig unreparierbar. Und die Geschichte vom Sommer – ach – ich habe Hertha Mauritius seitdem nie wieder gesehen – auch nicht auf der Straße.

Sie ist ganz das Gegenteil von dir: eine plumpe Natur – hart und rücksichtslos, ohne jede Reue.«

Er erzählte dann noch allerhand aus dem Kreise der uns befreundeten Menschen; ich saß neben ihm und hörte träumend zu. Nur als er von dem Fall einer tragischen Verstrickung erzählte – einer jungen Künstlerin, die von ihrem Verlobten zur Vollendung ihrer Studien Geld empfangen habe, den sie nun nicht mehr liebe, da sie ihn heiraten solle – da stahl sich meine Hand in die seine, und ich sagte lächelnd: »Es ist also schon besser, man läßt sich kein Geld geben.« – – –

»Hast du das einen Augenblick denken können, das mit Fräulein von Wendeborn?« fragte er eindringlich noch einmal.

Ich stand jetzt vor ihm – seine Arme hatte er noch um meine Hüften gelegt.

»Weißt du, was ich so fürchte?« sagte er nun lebhaft. »Daß es uns wieder packt!« –

Ich sah ihn an, als ob ich träumte.

»Ja, du unterschätzt eben meine Leidenschaft«, sagte er nachdrücklich.

»Aber das geht mich doch nichts an«, versuchte ich abzulenken.

»So, geht dich das wirklich nichts an?« fragte er zärtlich vorwurfsvoll.

»Ich weiß doch gar nicht, worauf es sich bezieht.«

»Nun, das, was ich fürchte, bezieht sich weder auf die Vergangenheit noch auf die Zukunft –« lächelte er.

»Aber du weißt doch gar nicht, was ich in diesem Jahre erlebt habe«, sagte ich.

»Was du erlebt hast?« fragte er erstaunt.

»Nun, ja – innerlich erlebt –«

»Ach, das kann ich dir ganz genau sagen.«

»Nun, dann werde ich es mir nächstens einmal von dir erzählen lassen«, lächelte ich.

Er mußte gehen. Ich gab ihm beide Hände und sah zu ihm auf: »Bin ich nun heute wieder schlecht zu dir gewesen?«

»Nein, dachtest du das?«

»Nein – aber oft dachte ich es auch nicht – und dann war ich es doch gewesen – – –«

»Ja, früher«, sagte er gedankenvoll.

»Ich habe wohl viel gelernt«, sagte ich.

»Ja, das hast du!«

»Das muß man wohl auch – wenn man *das* durchlebt!« Ich schauderte. »Aber in diesem Jahr – seit einem Jahr –, da war ich doch, wie ich sein sollte?«

»Ja, das warst du«, sagte er weich, während er zärtlich über meine Augenbrauen strich.

Dann faßte er wieder meine Hände und zog mich näher zu sich: »Wollen wir es noch einmal miteinander versuchen? Wollen wir uns gegenseitig helfen?«

»Ja, das wollen wir.«

Er nahm einen Band Emerson mit, von dem ich ihm erzählt hatte – und ein paar Skizzen von mir, die er Hedwig gern zeigen wollte. – – – – –

*

Ich bin wie in einem Märchen: schöner kann es ja gar nicht werden – ich kann nur wünschen, es bliebe so. Ihn so sehen zu können – das ist ja Seligkeit.

20. April.

Es ist so wunderschön jetzt: Jeden Sonntag nachmittag oder abend kommt Robert zu mir – und es ist immer sehr gut zwischen uns.

Als er gestern kam, schalt er, daß ich Hedwig so kostbare Blumen geschickt; aber ich weiß doch, wie sehr sie sich daran freut.

Dann nahm er meine Hände – und suchte den Ring. Die Hartnäckigkeit, mit der er auf diesem Zeichen der Hörigkeit besteht, wenn es zwischen uns gut ist, ist fast rührend. Er gab nicht Ruhe, bis ich ihn angesteckt hatte. Dann hielt er meine Hand lange in der seinen – sah sie an und zog sie leise an seine Lippen.

Seit der Shakespeareraufführung, die er die letzte Woche sah, beschäftigt ihn das Problem »Kleopatra« sehr. Er findet sie königlich; »übrigens wäre *jedes* Verhältnis zwischen Mann und Frau sinnlich –«

»Sinnlich? Nun ja« – sagte ich – »dann ist jedes menschliche Verhältnis sinnlich. Aber es braucht nicht immer geschlechtlich zu sein.«

Darauf einigten wir uns.

Er nahm mein Gesicht zwischen seine Hände: »Ach, Kind, du weißt gar nicht, wie schwer es mir wird, so zu werden, wie ich möchte.«

»Das ist schade«, sagte ich.

»Bist du nicht jetzt manchmal zu streng mit dir?« fragte ich.

»Vielleicht –«

»Es gibt ein interessantes Wort eines modernen Philosophen, an das ich oft denken muß, das mir manchmal geholfen hat«, sagte ich. »Der Mensch ist nicht das, was er in einzelnen hohen Momenten zu sein vermag, sondern was er in jedem Moment mindestens ist. Der Wert eines Menschen richtet sich nach der *untersten* Grenze seines Wesens und Seins. Es ist vielleicht ganz gut, immer daran zu denken.«

Er schalt wieder auf sich selbst.

»Bist du entzückt von mir?« fragte er bitter.

»Manchmal«, lächelte ich.

»Nein, das bist du nicht«, bezweifelte er.

»Aber das weißt du doch gar nicht.«

»Zu meiner Natur paßte ein steter Frohsinn« – er nahm wieder mein Gesicht zwischen seine Hände: »Ein Mann muß doch Energie und Konsequenz haben, nicht wahr – und wo soll ich die hernehmen? Es liegt in keinem von unserer Familie.

Und dann diese halbe Sinnlichkeit: du hast viel mehr sinnliche Frische mit ins Leben bekommen. – Und meine Arbeit über Goethe hat dir doch auch nicht gefallen.«

»Aber wie kommst du darauf?« fragte ich erschrocken.

»Nun, damals im Januar, als ich sie vorgelesen habe –«

Ich besann mich: das war der Unglücksabend im Januar, wo er so ärgerlich sagte: er habe nur Erna Oppenheimer – und ich dann so lange nicht hinging.

»Aber da waren doch so viele fremde Menschen dabei – dann kann ich doch nichts sagen – ich habe gar nicht geahnt, daß du das so aufgefaßt hast! Ich habe mich im Gegenteil sehr über diese Arbeit gefreut. In Wahrheit bin ich doch immer dankbar und glücklich, wenn ich so wieder ein Bewußtsein deiner Überlegenheit gewinne.«

Von Emerson, den ich ihm neulich mitgab, der über Goethe geschrieben hat, und den auch Nietzsche so liebte – ist er nun auch entzückt.

»Nicht wahr, nun könntest du auch öfter einmal lesen, was ich dir bringe«, bat ich, voll Freude und Hoffnung, daß sich nun die so ersehnte Wechselwirkung entwickeln könnte.

»Ja,« sagte er lieb, »mehr als von jedem anderen Menschen.«

Er zog mich bei diesen Worten auf seinen Schoß, lehnte meinen Kopf an seine Brust und suchte meine Lippen – die er küßte.

»Du hast ja geraucht!« sagte ich in meiner Verwirrung.

Es war spät geworden – er mußte gehen – er lehnte noch einen Moment seinen Kopf zärtlich an meine Brust – und ich streichelte sein Haar.

Bis zum nächsten Mittwoch hat er für eine akademische Gesellschaft einen Vortrag auszuarbeiten – am Donnerstag wollen wir uns bei Reichmanns sehen.

Das war ein sehr lebhafter, interessanter Abend gestern – auch Hedwig war mit, die sich selten entschließt, zu kommen, da man ihr dort zu wenig musikalisch ist.

Ein junger Geologe, Dr. Schadow, der sehr starke politische und soziale Interessen hat, ein junger Professor der Psychiatrie, von fabelhafter Häßlichkeit, mit dem ich lange über Lillis Krankheit sprach und der mir wenig günstige Aussichten für die Zukunft geben konnte. Eine sehr feine, kluge, zurückhaltende, mir sehr sympathische norddeutsche Offizierstochter – ein Fräulein von Bülow –, ein Typ vornehmer Geistigkeit, wie man ihn in dieser Schicht nicht oft findet.

Aber zu der heißesten Diskussion kam es mit einer Malerin, die ich zum erstenmal dort sah. Sie ist etwa Mitte Dreißig, eine stattliche Erscheinung, hat ein kluges, energisches, aber ein wenig verlebtes Gesicht, das die Spuren starker Leidenschaften zeigt. Regina Schroeder kommt eben aus Paris, wo sie fast zehn Jahre gelebt hat.

Das Reife, Unkonventionelle an ihr zieht mich sehr an – wir fanden uns auch in dem gemeinsamen Interesse für die neue Kunst –, die neue Anschauung, wie sie sich in der Malerei, in der Dichtung offenbart. Wir lieben auch Jakobsen beide sehr – dessen »Marie Grubbe« sie noch mehr als den »Niels Lyhne« schätzt. Sie erklärte, die Frauen ständen überhaupt über den Männern – was ich so allgemein wieder nicht gelten lassen möchte. Ich sagte: »Höchstens vielleicht in dem Sinne, daß das, was man *ist*, höher ist als das, was man *tut*.«

Aber dann entwickelte sie eine so rein amoralische Weltanschauung ohne jede sittliche Wertung: eine Frau mit fünfzig Liebhabern auf einmal sei absolut nichts Schlimmes – und es sei lächerlich, diese Dinge der Sinnenfreude so feierlich zu nehmen – so daß ich ihr lebhaft widersprach. Für diese paradoxe Libertinage wollte sie sich merkwürdigerweise auf Nietzsche berufen, der so scharf den Libertin geißelt, der sich sein

Lüstchen bei Tage und sein Lüstchen bei Nacht gönnt – und damit ein moralinfreier Geist zu sein glaubt. Ich widersprach ihr sehr lebhaft: ich erinnerte demgegenüber an seinen »*Willen zur Verantwortlichkeit*«, den der souveräne Mensch sein Gewissen nennt, den man am allerwenigsten im Verhältnis von Mann und Weib, von Eltern und Kindern entbehren kann. »Nein, nur nach seiner Natur leben, damit kommt man im Verhältnis zu anderen Menschen nicht aus,« sagte ich – »und wie sollen denn solche wahllosen Massenverbindungen für die Frau als Mutter durchführbar sein?«

Robert hatte sich zu uns gesellt, hörte sehr aufmerksam zu, beteiligte sich aber merkwürdigerweise wenig an unserem Disput.

»Ach,« sagte Regina Schroeder verächtlich, »ich finde in Deutschland alles so philisterhaft und niedrig – die französischen Zustände sind in jeder Beziehung den deutschen überlegen.«

»Daß man äußerlich oft mehr Grazie und formale Kultur in Frankreich hat, gebe ich gerne zu,« sagte ich wieder. »Aber tiefer betrachtet ist die Philistrosität und Niedrigkeit der Menschen doch leider eine allgemein verbreitete menschliche, keine allein deutsche Eigentümlichkeit.« – – – – –

*

Als ich so eifrig dafür eintrat, daß die völlig hemmungslose, bedenkenlose geschlechtliche Vermischung kein Ideal – jedenfalls nicht für eine Frau mit gesunden mütterlichen Instinkten – sein könne, als ich mich auch dagegen wehrte, alle Kultur nur einem Lande zuzusprechen – so frei ich von aller nationalistischen Voreingenommenheit zu sein glaube –, sagte Robert aus seinem Schweigen heraus mit sehr lieber Betonung: »Sie deutsches Mädel!«

»Nun, ich will lieber ein deutsches Mädel sein als eine ›freie‹ Frau, die die ›Liebe‹ leicht nimmt. – Das ist doch gerade das

beste, daß man die Liebe so ernst und tief wie möglich nimmt«, meinte ich. »Haben Sie denn ganz vergessen, daß nicht die Stärke, sondern nur die Dauer der Empfindung die hohen Menschen macht?«

Regina Schroeder sagte spöttisch: »Mir scheint es direkt eine krankhafte Empfindsamkeit zu sein, die Ehe, die Lebensgemeinschaft zu zweien so hoch zu stellen.«

»Und mir scheint es wiederum nicht gesund oder wünschenswert, als Frau die Liebe so zu mißachten.«

*

Zuletzt war ich ganz müde und traurig, daß eine Frau – eine zweifellos begabte, anziehende Frau, mit der ich sonst manches teilen kann – solche Anschauungen hat. Sie ist ganz Künstlerin, ganz vorurteilslos – das ist sehr schön. Aber so ist es doch nicht richtig – auf diese Weise werden die Menschen sich nicht zu Höherem entwickeln. – – – –

*

Eben war Robert hier – er erzählte mir noch Näheres von Regina Schroeder.

Sie hat ein sehr reiches, wechselvolles Leben geführt – es scheint, daß sie ihren Anschauungen gemäß gelebt hat. Sie besitzt eine kleine Tochter von fünf Jahren, zu der sie sich offen bekennt.

»Aber man möchte doch wenigstens wissen, von wem man seine Kinder bekommt«, habe ich gestern – ahnungslos – zu ihr gesagt. Hoffentlich weiß *sie* das wenigstens. Ich habe Sympathie für die Offenheit und Frische ihres Wesens; aber mir scheint, als habe sie sich, aus bitteren Erfahrungen vielleicht, eine zynischere Auffassung angewöhnt – als vielleicht ihrem innersten Herzensbedürfnis entspricht. Denn im Ernst kann ich mir nicht denken, daß der bloße Wechsel, die Mannigfal-

tigkeit, die Quantität, die doch jedes tiefere Glück ausschließt, einer Frau Genüge tun kann.

Nirgendwo sonst ist so die Qualität alles – die Quantität gar nichts, wie in der Liebe. Sonst müßte ja die ärmste aller Frauen, die Dirne, die den größten Wechsel in der Zahl ihrer Partner erlebt, die Beneidenswerteste, die Glücklichste sein!

Hedwig habe übrigens gesagt, erzählte Robert, »von allen Frauen, die da gestern gestritten haben, hat Irene den mütterlichsten Instinkt«. Dies Urteil hatte ihn sehr gefreut.

Als ich Robert sagte, wie traurig mich solch eine Auffassung wie die von Regina Schroeder mache, sagte er: »Aber du sollst nicht leiden. Ist es nicht viel besser, zu sein wie Natalie im Wilhelm Meister, die ruhig verzeiht und das Beste zutraut? Das Fordern macht nur störrisch und verwirrt – und ein solcher Mensch kann dann gar nichts leisten und werden.«

»Natalie« ist die einzige Frau, auf die ich eifersüchtig werden könnte. Ja, gewiß – dies Zutrauen, dies Vertrauen scheint sicherlich auch mir das Ideal – ich will ja gerne lernen, alles verzeihen und das Beste erwarten – wenn er nur wüßte, wie gern!

Aber mit Regina Schroeder und meinem Bedauern über ihre Auffassung der Liebe hat das doch eigentlich nichts zu tun.

Wir sahen Kunstblätter zusammen an – eine köstliche kleine Radierung von Ubbelohde – und er ließ sich von meinen Arbeiten berichten.

Er nahm meine Hände und hielt sie in zärtlichem Spiel und schalt liebevoll, ich Sorge nicht genug für meine Gesundheit. Wir verabredeten einen gemeinsamen Ausflug ins Isartal, damit ich einmal ausspannen muß. Auch von Fräulein von Wendeborn wollte er wieder sprechen – von ihrer unwahrhaftigen Natur. Aber darauf gehe ich gar nicht ein: was soll ich damit? Das stört doch nur. Ehe er ging, bat er:

»Nun sieh mich noch einmal lieb an!«

Und unsere Augen tauchten einen Augenblick warm, innig ineinander. - - - - -

Es ist alles so schön und friedlich so – ich kann immer nur zittern und hoffen, daß es bleibt, daß es nicht wieder zerstört wird – dies neue, stille, so schwer mit meinem Herzblut erkämpfte Glück!

Ich hätte kaum zu hoffen gewagt, daß es das wirklich noch für uns gäbe: so ohne Qual, ohne alle Ansprüche!

Dienstag, 12. Mai.

Wir haben uns ein paarmal verfehlt – das heißt, ich war so oft aus, daß Robert mehrere Male vergeblich da war, ohne mich zu treffen. Aber ich glaube, es ist für unser Verhältnis im ganzen besser, daß *er* vergebens kommt, als daß *ich* vergebens warte – wie früher so oft.

Gestern war nun Gesellschaft bei Hedwig und Robert – außer Regina Schroeder und mir und dem jungen Maler Martin der immer noch unausstehliche Professor Lauber, der Gott sei Dank weit von mir entfernt saß, und ein Professorenehepaar: Professor Winter, ein sehr liebenswürdiger Mathematiker.

Wunderlicherweise war Regina Schroeder sehr weich und entgegenkommend gegen mich – wir vertraten oft dieselben Auffassungen über soziale, politische Probleme – gemeinsam gegen Robert sogar. Hernach setzte er auseinander, daß Jakobsen in »Marie Grubbe« eine religiöse Wirkung habe durch diese erschütternde Gestaltung eines Frauenschicksals – nicht eine rein künstlerische wie Goethe. Er könnte begreifen, daß manche Leute, wie ich zum Beispiel, Goethe haßten. Ich sah ihn traurig erschrocken an: wie konnte er nur so etwas Törichtes und Ungerechtes sagen?! Er merkte wohl, daß ich traurig war und nickte mir dann sehr lieb und tröstend zu – wie einem geliebten Kinde.

Ein Teil der Gesellschaft ging ins andere Zimmer, wo der Flügel steht und Hedwig Beethoven spielte. Auf dem Nachhauseweg kam Robert mit; wir begleiteten erst Regina Schroeder und die anderen ein Stückchen – dann er mich allein nach Hau-

se. Regina möchte mich gerne näher kennen, erzählte er und war sehr entzückt von ihrer reifen, überlegenen Persönlichkeit. Übrigens sollte ich ihn doch nicht immer angreifen. Gegen zwei zugleich könne er sich nicht wehren! Also wenn ich eine andere Meinung habe als er, zum Beispiel heute abend: daß man nicht deshalb »sozialistisch« ist – etwas recht Schlimmes für ihn –, wenn man vielem in unserem öffentlichen, politischen und sozialen Leben sehr kritisch gegenübersteht – es änderungsbedürftig findet –, dann greife *ich ihn an!* Ebensoviele Sinn hätte es, wenn ich sagen wollte, er griffe mit seiner abweichenden Meinung *mich an*.

»Aber wie konntest du denn sagen, ich ›haßte‹ Goethe!« sagte ich ganz entsetzt. »Du weißt, ich leide unter manchem in seinem Leben als Mann, weil ich es nicht verstehe, wozu man vielleicht älter und reifer sein muß als ich es bin – oder weil es mir zu konservativ erscheint – aber ›hassen!‹ Man leidet doch nur, wo man liebt – oder lieben möchte!«

»So, wo man liebt?« fragte er weich. »Aber wenn man leidet, wird man zerstört, und dann muß man doch hassen.«

»Aber vielleicht lebt man – und leidet nur und versucht es zu überwinden,« sagte ich – »man muß nicht hassen – dann zerstört man ja sich selbst. Übrigens habe ich dir das Gedicht von Maeterlinck aufgeschrieben, das wir neulich zusammen lasen, das du gerne einmal haben wolltest.«

»Wo ist es denn?«

»Ich habe es dir auf deinen Schreibtisch gelegt.«

»Ja – das ist auch Kunst, wenn auch ganz anderer Art als Goethe.«

»Ja – aber in einer sehr wesentlichen Auffassung sind sie ganz eins: daß das Höchste sei, sein *Leben* zu gestalten – daß das noch wesentlicher ist als alle ›Werke‹. Und du weißt doch, wenn *das* Goethes Lehre ist, damit bin ich doch gewiß einverstanden. Das scheint mir doch auch das Erste und Notwendigste.«

Wir verabredeten zu Himmelfahrt einen Ausflug ins Isar-

tal – dann waren wir vor meiner Wohnung. Er stand vor mir, streichelte sanft mein Gesicht und hielt meine Hand fest in der seinen.

»Sei gut, Irene!«

»Ich bin ja gut!«

»Ja, das bist du auch!«

»Siehst du, wenn du es nur einsehst«, sagte ich weich.

Er stand noch vor mir und hielt meine Hand – als könne er sich noch nicht trennen – dann beugte er sich abschiednehmend über mich und küßte mich sehr lieb auf den Mund.

Dienstag, 19. Mai.

Am Sonntag ist Robert wieder – wie gewöhnlich – hier gewesen. Ich versuchte, recht heiter zu sein. Es kostete mich einige Überwindung; denn Hedwig hatte mir so zufällig erzählt, daß er jetzt öfters nachmittags davonstürme und spät wiederkomme – ohne daß sie weiß, wo er ist. Ich fürchte, *ich* weiß es.

Da er ziemlich trocken war, zeigte ich ihm Bilder und Bücher. – Auf Regina Schroeder schalt er dann, wie ich erwartet hatte. Sie habe früher in einer recht bedenklichen Pension gewohnt und ihm viel von Pariser Kokotten erzählt – übrigens verstünde sie mehr von Liebe, als wir beide zusammen.

Ich trat schnell ans Fenster, um ihm nicht zu zeigen, wie weh mir diese Bemerkung tat:

»Liebe?« nennt er das! Sie mag mehr von sexuellem Erleben wissen als wir – sicher mehr als ich. Aber Liebe?!

Er wollte wissen, was mir fehle. Ich wurde sehr böse und ungeduldig, als er etwas sagte von: wir wollten nicht Vergangenenachtrauern.

Welches lieblose Mißverstehen!

Ich war so unsagbar froh, dem Schicksal so dankbar, daß es war, wie es *jetzt* war – und er hat mir viele Male bestätigt, daß es gut so ist –, daß ich jetzt so bin, wie er es brauchen kann. Wozu nun diese überflüssige Unterstellung? Wer gab ihm denn

Veranlassung dazu?

Diese Enttäuschung tat mir sehr weh. Ich sagte – wohl ein wenig schärfer als sonst –, verletzt durch diese Mißdeutung: »Wenn es nun wieder nicht gut ist, wie ich jetzt bin, dann muß ich es aufgeben.« –

Bei Regina Schroeder wären übrigens die Kunstmappen, die sie von mir entliehen habe, schlecht untergebracht. Ich solle dafür sorgen, daß ich sie wieder bekäme, sagte er. Ehe er ging, streichelte er mich und bat: »Sei doch gut, Irene!«

Ich sagte ernst, während wir unsere Hände zum Abschied hielten und sah ihn voll an: »*Ich* bin gut – *diesmal* warst *du* es, der es nicht war!«

»Diese weibliche Diplomatie, mir die Schuld zuzuschieben!« sagte er ein wenig verlegen, wie mir schien! – –

Was gäbe ich um gläubiges, blindes Vertrauen!

Je mehr er anfängt, Regina herunterzusetzen, je gleichgültiger er von ihr spricht, je weniger glaube ich ihm. Wie furchtbar ist das – nicht mehr glauben zu können! Alles in mir empört sich gegen eine – Fortsetzung der Qualen vom vorigen Jahr!

Dienstag, 9. Juni.

Von Lilli kommen bessere Nachrichten; das heißt, es ist eine gewisse Beruhigung eingetreten – sie scheint unter den Einfluß einer katholischen Pflegeschwester geraten zu sein – sie betet und hat den Wunsch, zum Katholizismus überzutreten.

Ich war ein paarmal bei ihren Eltern – sie sind ganz unglücklich darüber. Ich verstehe es nicht: ein Mensch, der so gelitten hat, daß er innerlich zusammenbricht – ist es da nicht ganz gleichgültig, wie der Stab sich nennt, an dem er sich wieder in die Höhe richten will?!

Mir ist es gewiß schmerzlich, daß durch diese Katastrophe unsere bisherige innige Geistesgemeinschaft zerstört ist. Aber nicht auf mich kommt es jetzt an. Alles auf den Menschen, dessen Seele die grausame Wirklichkeit nicht ertrug. Wenn ihr die

Macht einer ungeheuren Suggestion, wie der Katholizismus sie bietet, die schon auf Stärkere als Lilli so verführerisch gewirkt hat, nun hilft – nun helfen könnte, ihr Leben wieder aufzubauen, es zu ertragen –, wer könnte es ihr wehren? Wer würde ihr das nicht gönnen?

*

Wie seltsam die Schicksale sich kreuzen: während ich Lilli als Kampfgenossin verloren geben muß, empfangen ich die Nachricht von Hanna, daß sie glücklich ist. Sie hat den Menschen gefunden, mit dem sie ihr Leben, ihr Schicksal verbinden will. Er ist Komponist, hat eine Musikdirektorstelle im Westen Deutschlands in Aussicht – sie können wahrscheinlich noch in diesem Jahr heiraten.

Wie schön, daß wenigstens eine von uns dreien, die wir ausgezogen, das Glück zu suchen, die Welt zu erobern – das Glück als Frau gefunden zu haben scheint.

Denn ich – ich bin augenblicklich weiter entfernt davon als je.

Von Robert sah und hörte ich acht Tage lang nichts – bei dem jetzigen Stand unserer Freundschaft eine sehr lange Zeit. Hedwig erzählte, er sei einen Tag allein ins Gebirge gefahren. Robert »allein«!

Ich erlag fast darunter.

Als wir uns Donnerstag bei Reichmanns trafen, war Regina Schroeder nicht da. Aber es war wie ein luftleerer Raum zwischen Robert und mir – ich sah ihn an – aber nichts antwortete.

Hedwig, die mich bat, am Sonnabend mit ihr neue Noten durchzusehen, erwähnte, daß er am Tage vorher den ganzen Nachmittag fort war. Er blieb in seinem Arbeitszimmer – ich bekam ihn überhaupt nicht zu sehen. Er habe so sehr mit dem endlichen Abschluß der Rembrandtarbeit zu tun. –

Montag gegen Abend, als ich aus der Stadt zurückkam, stand er plötzlich unerwartet vor meiner Tür.

Ich fragte, als wir bei mir saßen: »Hast du wohl einmal daran gedacht, wie ich in den letzten Wochen gelebt habe?«

»Hoffentlich hast du dich nicht traurigen Erinnerungen hingegeben!« sagte er.

Ich lachte: »O, nein – wie kannst du das denken! Ich habe mir noch nie etwas zurückgewünscht; dazu war das alles zu qualvoll für mich. Aber was ich mir zurückwünsche, immer wünschen werde, das war Ostern – Karfreitag! Das ist das Beste und Schönste, was ich für uns wünschen kann!«

Er sah mich so erstaunt an, als begriffe er gar nicht, was ich meinte. Ist das möglich: besinnt er sich vielleicht kaum auf diese Stunden, in denen er sagte, er habe noch nie mit so gutem Gewissen vor mir gesessen wie an jenem Tag? Wir wollten es noch einmal miteinander versuchen?!

Dagegen sagte er – seltsamerweise –, was *ich* nun wieder gar nicht verstehe: »Aber du weißt doch, in welcher Gefahr wir immer sind – wie wir uns vor uns selbst hüten müssen!«

»Wir uns?« Im Ernst? Gibt es das wirklich noch? Meint er das in Wahrheit?

Ich denke nie an diese »Gefahr«. – Es ist, als ob man einem Lebendigbegrabenen sagte, es bestehe die »Gefahr«, daß er noch einmal zum Leben zurückkehren könne!!! – Aber außerdem wohl auch: weil ich mir diese Herzensfreundschaft zwischen uns durch solche Martern der Entsagung bei meiner glückshungrigen und sinnenfrohen Natur erkämpft habe – als letzte, einzige Lebensmöglichkeit zwischen uns nach seiner mir unbegreiflichen Verzweiflung – daß ich gar nicht daran denke, man könnte sie aufs Spiel setzen. Und dann hielt er lange Reden, in denen alle meine Sünden von »Heftigkeit« und »mangelnder Diplomatie« wieder aufmarschierten – und es war schließlich so, als wäre ich seine einzige wirkliche Liebe gewesen – und alles andere nur Unsinn und lächerlich.

Wer das glauben könnte!! O, ich weiß, daß es der Glaube ist, der Berge versetzt, der selig macht! Ja, wenn ich ihn einfach fragen könnte – direkt einfach, offen fragen – vielleicht wäre

das die Rettung! O, dies Entsetzliche – Unausgesprochene und Mißverständene zwischen uns! Und mir ist der Mund wie mit eisernen Klammern verschlossen. Eher ginge wohl die Welt unter, ehe ich mir denken könnte, daß ich ihm mein Herz offenbarte.

Gestern erfuhr ich, daß Regina Schroeder mit Hedwig und Robert in der Sezession war – und morgen wollen sie zusammen Shakespeares »Kleopatra« sehen. Und ich – ich kann nicht mehr.

Freitag, 26. Juni.

Nun verstehe ich fast, wie man so krank wie Lilli werden kann – ich kann selbst verstehen, daß man in einem Moment wo es unerträglich wird, ein Ende macht.

Eine ästhetische Todesmöglichkeit – wenn es die gäbe! Ich lese die »Geburt der Tragödie« – diese ergreifend tiefe Deutung des Griechentums und der Musik – diesen heroischen Versuch zur Überwindung des Pessimismus! Aber so wundervoll diese Atmosphäre der Weihe ist, mir vermag sie im Augenblick nicht zu helfen – ich bin am Ende meiner Kraft.

Dieses leise, heimliche Verbluten, dieses unaufhörliche stete Nagen zehrt alle Lebenskraft auf.

Ich leide nur noch – ich halte dem zehrenden Schmerz stand – das ist alles, was übrig bleibt. Robert bleibt, der er ist – und ich kann nicht ohne Schmerz an diesen Menschen denken.

Kann denn das Wunderbare nicht geschehen, daß ich – ihn anders sehe?

Ich sehe beständig *zwei* Menschen vor mir, die durchaus keine Ähnlichkeit miteinander haben – und die ich doch als *einen* betrachten soll: einen geistig reifen, seelisch differenzierten, körperlich anziehenden, ungeheuer sensiblen, vielleicht nicht heroischen, sondern oft irrenden und strauchelnden, aber doch vornehmen, im Grunde schwer ringenden Menschen, den ich geliebt – mit all seinen Fehlern und Schwächen – mit dem for-

dernden Ungestüm erster Leidenschaft, mit der weichen Liebe der Frau allmählich – mit einer mütterlich verzeihenden Liebe am Ende. Und dann sehe ich einen andern vor mir – einen völlig haltlosen Menschen, der jedem Reiz, woher er auch kommt, erliegt, der bedenkenlos, verantwortungslos jeden Moment Frauenleben, Frauenliebe an sich reißt – ohne zu fragen, ohne zu sorgen, wie der andere Teil seine so kurz und stürmisch vorüberbrausende erotische Begeisterung überstehen wird.

Das *ist* er doch nicht. Das *kann* er doch nicht sein!

Ich kann verstehen, daß ein Mensch, eine Frau wie Regina Schroeder, Robert fesselt – ich selbst finde vieles reizvoll an ihr –, doch scheint mir auch manches in ihr zerstört und verwüstet zu sein. Aber warum muß denn ein neuer Mensch, der sein Interesse weckt, alles das in Vergessenheit bringen, was zwischen uns gut und schön ist?

Von allem, womit er mir in den Jahren, seit wir uns kennen, weh getan hat – nichts hat so geschmerzt, war so vernichtend wie diese grausame Erinnerungslosigkeit für die Karfreitagstunden – *die mir alles das erfüllt hatten, was ich – nach all dem Schweren zwischen uns – für uns beide überhaupt noch wünschen konnte!*

Und nun: »Er hat's verwechseln, hat's vergessen können?«
Wie soll man das überwinden?

*

3. Juli.

Morgen reise ich zu Hanna, mit ihr ein paar Wochen der Erholung zu verbringen, ehe sie im Winter ihr Schicksal an das ihres Mannes bindet. Wir wollen an die See.

Heute war Robert noch einmal hier, dieser Mensch des unberechenbarsten, ungeheuersten Wechsels. Ein paar Tage vorher war er auch schon hier – wühlte alles auf, was je schmerzlich war – ich weiß gar nicht, warum – aber ich fühle, daß noch irgendein Groll in ihm steckt gegen mich, als habe *ich ihm* sehr

weh und unrecht getan!

Seltsam: *er* hat doch alles so bestimmt, wie es geworden ist – ich habe mich – so hart, so grausam es war – mit meiner größeren, unerfahreneren Liebe – in alles gefügt, in alles zu finden gesucht. – Er hat neuen Reizen sich zugewandt – wie weit, das weiß ich nicht – kann ich nicht, will ich nicht untersuchen. Und nun ist *er* es, der Groll gegen mich trägt, als habe *ich* unser Glück zerstört?? Ich allein? Und ich, die ich keinen anderen Mann auch nur ansah, seiner zu begehren – ich bin es, die ohne Groll nur daran denkt, die Gegenwart, die Zukunft zwischen uns noch so reich, so schön wie möglich zu gestalten – einfach, weil ich es nicht ertrüge, den Mann meiner Liebe nicht mehr achten und verehren zu können?

Ich erinnerte mich, während er so sprach, wie oft er früher gesagt hat:

»Du mußt mich erst verlieren, um zu wissen, was du an mir gehabt hast. Du wirst es noch einmal bereuen.«

Ach, ich brauchte ihn gar nicht zu verlieren – ich habe ja nie begriffen, *warum* ich ihn verlieren mußte.

Gewiß: *ich* »bereue«: daß ich so unerfahren war, so ohne jede Vergleichsmöglichkeit meiner absoluten Forderung mit der Wirklichkeit in seine Arme kam. Aber sollte nicht auch er »bereuen«: daß er meine kindische Ungeduld und Hilflosigkeit so tragisch nahm, anstatt sie – mit seiner größeren Lebensreife – zu erkennen als das, was sie war? Müssen wir beide nicht gleichermaßen »bereuen«??

Seltsame Verwirrung.

Wie schwer haben es die Menschen miteinander!

Heute nun erzählte er, daß er sich mit Regina Schroeder ganz entzweit habe – die übrigens wieder nach Paris zurückginge, da es ihr hier ganz und gar nicht gefiele.

Und dann bat er, ich sollte ihm versprechen, daß *ich nicht* nach Paris ginge!

Ob er denkt, daß ich dann auch würde wie Regina??

Aber sie schien ihm doch sehr fesselnd zu sein? Das ist doch

sicher, Regina und ich sind so anders geartete Menschen, daß wir immer, auch wenn wir scheinbar dasselbe tun, doch etwas ganz Verschiedenes tun und erleben.

Das verlangte Versprechen konnte ich ihm natürlich nicht geben. Im Gegenteil, mir scheint, es ist Zeit, daß ich meinen alten Plan, nach Paris zu gehen, ausführe. Es wird Zeit, daß ich weiter komme. Nun werde ich, Gott sei Dank!, auch von den Mal- und Zeichenstunden frei. Vorgestern habe ich – mit einem köstlichen Gefühl der Befreiung – bereits meine Weiterarbeit in der Schule zum Herbst gekündigt.

Der Winter soll – endlich, endlich wieder ganz dem Kunststudium gehören. Im Frühjahr läuft auch der Kontrakt ab, der mich an die Wohnung schmiedete – dann bin ich frei von dem Versprechen, das ich den Eltern gab. Und die Welt, das Leben, *mein* Leben liegt wieder vor mir.

X.

Westerland, 16. Juli.

Nun bin ich an der Nordsee, am Meer, das ich so liebe – dem Element, das irgendwie geheimnisvoll mit meinem innersten Wesen verknüpft ist.

Wenn ich von irgendwoher Gesundheit und Lebenskraft wieder gewinnen kann, muß es von hier sein. Hanna ist mit mir hier – die glückliche Hanna; sie hofft, daß der Verlobte uns wird folgen können. Wir leben ziemlich still und zurückgezogen. Während Hanna täglich einige Stunden braucht, um die Briefe des Verlobten zu lesen und zu beantworten, liege ich im Sande und sehe dem ewigen Spiel des Meeres zu. Und versuche, mit mir und dem Wesen des Menschen, den ich über alles liebe – trotz aller seiner Schwächen – ins reine zu kommen. Ich weiß längst: nicht nur gegen große Vorzüge eines Menschen, auch gegen seine Schwächen gibt es kein anderes Rettungsmittel als die Liebe. Nur die Liebe – denn *aller Haß zerstört* – am meisten den, der ihn hegt – das fühle ich ganz gewiß. Das habe ich als unumstößliche Gewißheit – von Kind auf – instinktiv als höchste Weisheit dessen empfunden, der es als einer der ersten lehrte, daß man auch *seine Feinde lieben soll*. Und kommt es nicht auf dieselbe Bekämpfung alles Trennenden zwischen den Menschen, denselben Stolz der Überwindung hinaus, wenn der größte Nachfolger dieses tiefen menschlichen Psychologen heute lehrt: wir wollen *dem*, der uns – wie wir meinen – Böses tat, *beweisen*, daß er *uns* – Gutes tat?!

»Hochherzig vergessen« – hat Robert oft gebeten. Nein, »vergessen«, *das* kann – das *will* ich auch nicht. Ich will »überwinden« – das ist etwas ganz anderes: alles sehen – *alles im Herzen bewahren* – und *doch so verwandeln*, daß man dabei leben kann, daß man stärker und reicher dadurch wird. Ich weiß, ich *muß* die Wahrheit sehen und ertragen lernen. Ich will nicht feige fortblicken von dem, was schmerzt und quält – ich will

tapfer hineinsehen, um so hindurch und darüber hinwegzukommen.

Ich beiße die Zähne zusammen: also gut: der Mann meiner Liebe ist kein vornehmer Mensch, wie ich es verstehe; er kann es sein, er ist es in einzelnen hohen Augenblicken. Er hat immer Stunden, in denen er alles das erfüllt, was man von einem geistig reichen, sittlich ringenden Menschen erwarten kann; aber er fällt immer wieder aus dieser Höhe herab.

Ich sehe dem ins Auge – und stürze nicht mehr nieder wie sonst, wenn ich diese Konsequenzen ziehen wollte? In dieser letzten Not, wo kein Ausweichen, kein Entrinnen mehr möglich ist, wo ich die Schuldfrage schon bejahen wollte – da ist mir aufgegangen, was das eigentlich bedeutet: »die Unverantwortlichkeit des Menschen für sein Wesen und Sein«. Ich beginne mich meines kindlichen, sittlichen Hochmutes zu schämen – seine völlige Unberechtigung zu erkennen. Wenn ich Eigenschaften zu besitzen glaube, durch die ich mich ihm sittlich überlegen dünke – vorausgesetzt, daß ich sie wirklich besitze: – was *tat* ich denn, daß ich anders bin als er? Und was tat er, daß er geboren wurde, als der, der er ist?

Nun verstehe ich erst, was das bedeutet:

»Kranker« sollt ihr sagen – und nicht »Schuft« – »Tor« sollt ihr sagen – und nicht »Sünder«.

Wie hat er immer an sich gelitten, an der Schwäche seines Willens – wie unermüdlich immer wieder gegen sie zu kämpfen versucht!

Und dann kam mir eine Erkenntnis, die mir fast das Herz sprengte wegen ihrer ungeheuren Bedeutung für mich:

Vielleicht – vielleicht steckt mehr sittliche Energie in einem solchen Kampf gegen eine tief beklagte, erkannte, angeborene Schwäche des Wesens und des Willens, als in dem pharisäischen Gerechtigkeits- und Kraftgefühl jener, denen das Schicksal eine gewisse Festigkeit und Ausdauer gleich – ohne ihr Verdienst und Zutun – in die Wiege legte?! »Alles Gute ist Erbschaft« – ist »Instinkt« – »die Tugend ist die *Folge* des

Glücks« nicht etwa umgekehrt das Glück die Folge der Tugend, wie eine sehr primitive Psychologie lehrte. – O, das alles beginne ich jetzt erst zu verstehen!

Und sind dann nicht vielmehr wir, die wir es scheinbar leichter haben, sind nicht wir es vielleicht, die uns vor denen, denen das Schicksal es so schwer machte, zu schämen haben?

*

Ich bin wie von einem furchtbaren Alp befreit aufgesprungen – ich ging über die Heide hinter den Dünen in tiefer innerer Erregung und Freude – ich wanderte und wanderte, umbraust von dem salzigen, kräftigen Wind, der vom Meere kam und kehrte erst in der Dämmerung zurück – mit dem Gefühl eines Menschen, dem man ein Königreich geschenkt hat. Aber wem kann ich klar machen, was die Erkenntnis für mich bedeutet: den Menschen, den liebsten, geliebtesten Menschen, unter dem man unsagbar gelitten, den ich in meinem Drang zu verehren – als Mensch und als Weib – so gern hoch über mir gesehen hätte, nicht mehr gering achten zu müssen! O, ich weiß, was das heißt, wie das tut: » *Was weiß der von Liebe, der nicht gerade verachten mußte, was er liebte?!*«

Und nun! Dies ist Rettung – Erlösung – dies ist – ein Geschenk – so groß, so befreiend, so beseligend, daß ich es noch gar nicht fassen kann.

Und nun strömt es mir nur so zu – in innerer Dankbarkeit für alles, was er, was dies schwere Erleben mir gab; nun löst sich wie durch ein Wunder alles das in mir auf, was noch an Härte und Bitterkeit in mir war.

30. Juli

Als ich von meiner bedeutungsschweren Wanderung zurückkehrte, fand ich Hanna mit der frohen Nachricht, daß Reinhold, ihr Verlobter, nun auf dem Weg zu uns sei.

Es traf so gut zusammen: Hannas Freude, die glückstrahlend dem Freunde entgegenfieberte – und meine Befreiung von dem unmenschlichen Druck, der so lange mein Leben zu einer einzigen Passion gemacht hat. So war es uns beiden in unserer hochgespannten Stimmung ein Bedürfnis, unsere frohe Erregung noch in einer Wanderung an dem wundervollen Sommerabend ausklingen zu lassen, während das Blau des Himmels in immer sanftere Töne übergang – und an dem sich verdunkelnden Firmament leise hier und da ein Stern aufleuchtete.

»Entsinnst du dich, Hanna,« fragte ich, ungeduldig, sie zu überzeugen, »wie beschränkt und kindisch hochmütig ich mich zuerst immer dagegen abgesperrt habe, in *seiner* Welt zu kommen? Als ob man nicht erst gerade dadurch lernte und innerlich wüchse, daß man auch in die Welt des anderen in Liebe, in Verständnis hineinsehen lernt, hineinwächst. – Und wie unreif war auch das: sich immer nur abschließen wollen vor anderen Menschen – hochmütig sich über sie zu erheben. Nein, nein, ich sehe es jetzt wohl, Robert hat recht: man darf sich nicht in sich selbst vergraben, nur für sich, in sich selbst ein vornehmer Mensch sein wollen – das beweist noch gar nichts. An dem verehrtesten Lehrer, den ich habe, an Nietzsche, hat sich ja so tragisch gezeigt, wie die Qual der Verlassenheit ihn, den seine Krankheit fern von den Menschen verbannte, innerlich zerstörte – wir haben es an Lilli erlebt – und beinahe an mir selbst – wie die Qual der Verlassenheit – des Nur-auf-sich-selbst-Gestelltseins zugrunde richtet. Ich habe das früher nie so verstehen wollen, was Robert meinte: »man muß sich in tausend Beziehungen zu Menschen – auch zu solchen, deren Wesen uns schwer zugänglich ist, beweisen, wer man ist – täglich aufs neue die Liebe zu den Menschen, die Freude am Leben, die innere Freiheit erobern.«

Wir waren stehengeblieben und sahen auf das Meer hinaus, das jetzt wie ein goldener Spiegel dalag, auf dem die leuchtenden Farben des Tages allmählich verglühten. Als hielte es die Glut der Sonne innig dankbar fest – unbekümmert darum, daß

die Sonne selbst schon lange hinter dem Horizont versunken war.

Ich sah Hanna an – ob es mir wohl gelänge, sie zu überzeugen. Mit ihr, die mich wie Lilli von Kind auf liebt und versteht, würde ich den schwersten Kampf um meine innere Befreiung zu bestehen haben – das wußte ich: denn sie beurteilte Robert vor allem nach seiner Wirkung auf mich.

»Es wird mir schwer, dir ganz zu folgen,« gestand Hanna, »ich weiß doch, wie unendlich du ihn liebst – ich habe dich mit großer Sorge in die unmögliche Situation hineingehen sehen. Und er – als der Ältere, Reifere, hätte das doch voraussehen müssen, daß es nie etwas Ganzes, Volles, Harmonisches für euch werden konnte, daß immer unendlich viel Schmerzen für dich daraus entstehen mußten. Das ist es, was ich ihm vorwerfe.«

»Vielleicht hätte er das – vielleicht. Aber das haben wir doch auch immer gewußt, daß ich mein Glück einmal nicht auf den ausgetretenen Pfaden vorgeschriebener Regeln finden, daß ich es mir auf eigenen Wegen würde suchen und erkämpfen müssen. Nicht das ist es, worunter ich bewußt am meisten gelitten habe. So sicher ich die Liebe – die für mich *nur* die große Liebe sein kann, in der Seelisches und Sinnliches ganz verschmilzt – brauchte und suchte – um zu reifen – so wenig konnte ich – noch so im Beginn des eigenen Werdens – schon Ehe, Haushalt und Kinder gebrauchen. Der Konflikt lag wohl nicht nur in seiner Situation, sondern ebenso in meinen hohen Ansprüchen an das Leben: daß ich *alles* will: Freiheit und eigene Entwicklung – und Liebe und Kinder. Aber man kann wohl nicht alles haben«, sagte ich ein wenig bitter. »Und nicht wahr, Hanna,« bat ich und nahm ihre Hand, »das siehst du jetzt auch: umsonst sind diese schweren Jahre nicht gewesen?!«

Hanna lächelte durch allen Ernst unserer Stimmung: »Nein, gewiß nicht – ich habe Reinhold schon oft gesagt, wie stark ich das empfinde bei dir: deine größere Weichheit und Geduld allen Menschen gegenüber. – Du bist toleranter und liebenswür-

diger geworden, ohne deine Eigenart zu verlieren.«

»Ich beginne mich jetzt ganz leise zu schämen, mit welchem naivem Selbstvertrauen ich mich selbst, wenn auch unbewußt, zum Absoluten gesetzt hatte Robert gegenüber, und von da meine großen Ansprüche an ihn, den unendlich sensiblen, ein-drucksfähigen Menschen, stellte. Erinner dich doch, Hanna, was war ich denn, als wir nach München kamen, als er mich fand?«

»Gewiß, wir waren unerfahrene Kinder«, sagte Hanna achselzuckend.

»Ein dummes, hochmütiges Ding war ich«, sagte ich scharf, in heißem Eifer, deutlich zu machen, worauf es hinaus sollte. »Mit all der Härte und Beschränktheit unerprobter Jugend, mit der großen idealen Forderung an die Welt – an die anderen.

Wie hat er mit feinem Verständnis mein Wesen in all seinem Guten und Bösen zu erfassen und zu helfen gesucht, wo es noch fehlte. Wie wenig habe ich all das zuerst geachtet. Und was habe ich nun durch ihn – durch diese Leiden gelernt.

Dazu das Bewußtsein eines starken, ungebrochenen Lebenswillens, den ich nun gewonnen habe – wer so in Nacht und Grauen gelebt, wer so der Vernichtung und Verzweiflung ins Auge gesehen – der hat wohl das Recht, das Leben zu lieben, an das Leben zu glauben!

Das danke ich doch alles dem Erlebnis mit ihm!« –

Es war fast dunkel um uns geworden – der lichte Glanz auf dem Meere drüben jetzt fast erloschen.

Nur wenige Spaziergänger hielten sich noch gleich uns am Strande auf.

Wir wandten unsere Schritte zurück.

»Ja,« sagte Hanna nun, weicher, nachgiebiger, – und mein Ohr fing sogleich das leise innere Zugeständnis auf, »seit ich Reinhold kenne und liebe, beginne ich zu verstehen, warum du so lange ausgehalten, so heroisch um deine Liebe gekämpft hast.

Sicher, es ist armselig, wenn zwei Menschen, Mann und

Weib, die sich angehört haben, sich nach einem Konflikt so gleich in Groll und Bitterkeit trennen. Sie haben einander dann nicht bloß äußerlich, sondern – was ja tausendmal schwerer ist – auch innerlich das Bild des geliebten Menschen verloren. Wenn ich mir vorstelle, ich könnte Reinhold je so verlieren!«

Sie schüttelte sich vor Grauen.

Ich nahm ihren Arm, da sie in ihrer Bewegung ein etwas zu schnelles Tempo einschlug.

»Siehst du,« sagte ich nun und spielte damit meinen letzten Trumpf aus, »das war nun fast allein Roberts Verdienst, sein Wunsch, sein Wille, seine Erkenntnis, daß wir uns trotz aller Schmerzen und Schwierigkeiten nicht lassen sollten, daß das Wertvolle an unserem Verhältnis – das Überpersönliche, Geistige – was über das rein Sexuelle hinausging – immer mehr zum Ausdruck kommen sollte. Ohne ihn wäre ich in meinem leidenschaftlichen Schmerz tausendmal davongelaufen.«

»Ja,« sagte Hanna – »das verstehe ich wohl, daß es so weniger unerträglich für dich ist. Aber wie erklärst du dir die grausame Härte, mit der er sich im vorigen März von allen menschlichen Empfindungen lossagte – dich einfach ins Bodenlose fallen ließ? Da bin ich an ihm irre geworden; es hat dich fast das Leben gekostet – und doch hätte es ihn nicht gerührt – damals.«

Mir stieg das Blut heiß ins Gesicht bei Hannas Unerbittlichkeit. Gewiß, das ist der schwächste Punkt meiner Beweisführung – das weiß ich selbst nur zu gut. Es hat keinen Sinn, sich darüber zu betrügen.

Ich atmete tief auf und ging eine Weile schweigend neben ihr her. Über die Unvereinbarkeit dieses Erlebnisses, wie ich es als das Unerträglichste, Zerstörendste erlebt habe, und seiner liebevoll-dringlichen Karfreitagfrage: »Aber hast du denn nur einen Augenblick denken können, ich hätte dich mit ihr betrogen?« habe ich in unzähligen dunklen, qualvollen Nächten gegrübelt.

Dieser Zweifel an *seiner* menschlichen Würdigkeit hat mich

immer bis zum Ekel, zum Zweifel auch an mir *selbst* geführt: wenn es möglich war, daß meine erste große, ganze Liebe einem Menschen gehörte, der so gewissenlos, so haltlos, so verlogen war – wer bin *ich* dann – die ich auf meinen wählerischen Instinkt in bezug auf Menschen immer so stolz war?! Dieser Zweifel hat mich oft vor Selbstverachtung dem Selbstmord nahe gebracht. Und erklären? Nein – erklären mit Gründen und Tatsachen kann ich diesen Widerspruch auch heute noch nicht.

Am Wege stand eine Bank, von der man bei Tage einen wundervollen Blick auf beide Meere – auf die offene See und das Wattenmeer hat.

»Laß uns einen Augenblick hier sitzen, Hanna«, bat ich; mir schien, es müßte leichter sein, im Ruhen über diese schmerzliche Angelegenheit sich zu verständigen.

»Erklären, Liebste, restlos kann ich es dir auch heute noch nicht,« sagte ich dann – »nur so viel weiß ich heute schon: es ist doch wohl anders, als ich es gesehen habe, als wir es jetzt sehen können. Es nützt nichts, sich jetzt damit zu quälen. Später einmal, viel später – wenn nicht mehr bei jeder Berührung alles in uns in Schmerz erzittert, dann werde ich vielleicht den Mut haben, Robert danach zu fragen – ich bin sicher, er wird es mir dann so erklären können, daß auch ich es verstehe.

Aber so viel weiß ich schon heute: die Ursache all der Schmerzen ist im Grunde nicht eigentlich er. Wir sind vielmehr Leidensgenossen. Er war glücklich, das steht doch außer jeder Frage, bis er durch meine Ungeduld, mein Ungenügen ganz verwirrt wurde. Daß das, was er mir aus vollem Herzen, mit allen Sinnen gab: »die größte Leidenschaft, die er je für ein Weib hatte«, mich nicht vollkommen glücklich machte – war das nicht fast noch schmerzlicher für ihn als für mich? Was würde Reinhold sagen, wenn du so unzufrieden-anspruchsvoll wärst, wie ich es war? Es sein mußte – so wie für meine Natur die Dinge lagen?«

»Ach, Reinhold,« sagte Hanna glücklich, und kehrte aus der

mitfühlenden Vertiefung in mein Schicksal mit einem frohen Seufzer der Erleichterung in ihre helle Gegenwart zurück – »das wäre zwischen uns wohl ganz undenkbar. Nein, Irene, so unsäglich schwierige, komplizierte Verhältnisse könnte es für Reinhold und für mich nicht geben!«

»Ich wünsche sie dir auch nicht, gewiß nicht, Hanna, keinem Menschen wünsche ich das«, sagte ich ernst.

»Wer könnte so verwegen sein, das Schicksal so herauszufordern!«

*

Als Hanna schlafen gegangen war, stand ich noch lange auf dem Balkon meines Zimmers und sah hinaus in die Nacht – in die Sterne, die über dem Meer glänzten.

»Nein, es hat keinen Sinn, sich selbst zu belügen,« dachte ich ein wenig schmerzlich, »wenn ich mich nicht schämte, könnte ich Hanna um ihr einfaches, sicheres Glück und Geschick fast beneiden. Das gibt es also auch auf der Welt! Sie liebt, wird wieder geliebt – wird heiraten und Kinder haben – und alles ist in Ordnung.«

Wie schwer ist das, wenn man als Frau von Kind auf eine Lebensaufgabe in sich fühlt, die man erfüllen muß, deren dunkle Forderungen auch alles natürliche Glück als Frau so schwer belasten und gefährden! Dieser Dämon in mir hat mich so hart, so störrisch auch gegen den geliebten Mann gemacht, aus der unbestimmten Furcht, dieser höchsten inneren Berufung untreu zu werden. »Liebe ist durchaus Krankheit«, – o, wie verstehe ich das angesichts meiner Passion.

Ein wenig anders habe ich mir das Glück der Liebe schon gedacht als so – in dieser strengen Entsagung! – Aber vielleicht hat man immer nur die Wahl zwischen dem Glück des Alltags, der Menge – und seiner Aufgabe, dieser starken, eifersüchtigen Göttin.

Oder vielmehr – man hat gar keine Wahl!

20. August.

Seit ich zuletzt hier schrieb, sind einige Wochen vergangen – Wochen, in denen ich zum erstenmal, seit ich Robert liebe, nicht mehr unsäglich gelitten habe.

Eine glückselige Zeit für mich. Nun hat es sich doch wieder bewährt, daß das Meer mein Lebenselixier ist, das mir am stärksten den dionysischen Lebensrausch vermittelt und mir auch diesmal so viel innere Befreiung gebracht hat.

Auf einer unserer Segelfahrten nach den benachbarten Inseln – die für mich zum Schönsten, Genußreichsten gehören, das es geben kann – begriff ich unmittelbar die wundervolle Fabel der Antike als etwas Notwendiges, Wahres, Selbstverständliches: daß die Göttin der Liebe aus dem Schaum des Meeres aufgestiegen ist!

Ja, so muß es sein, kann es nur sein!

»Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser – vor allem die liebende Seele!«

Und neben diesem beglückenden, stärkenden Rausch durch die Natur, die Luft, die ich atmete, in mich einsog, mit allen Fibern, allen Nerven – hat auch das Zusammensein mit Hanna und Reinhold mir unendlich wohl getan.

*

Denn mit Reinhold, der mir schon Hannas bedingungsloser Freundschaft wegen das freundlichste Vorurteil entgegenbrachte, kam ich in ein gutes, erfreulich nahes Verhältnis.

Und wenn ihn auch meine hohen Forderungen an das Leben ein wenig befremden – er versucht doch, mir gerecht zu werden.

Neben dem gesundmachenden Frohsinn, der hier unsere Tage füllt, haben wir auch manche ernste, tiefere Gespräche

miteinander geführt. Neulich brachte Reinhold mir an den Strand, wo Hanna und ich schon in köstlichem Nichtstun in der Sonne lagen, einen Brief von Robert mit, der in der Gesellschaft von Agathe jetzt in Tirol ist und mir ganz leidliche Nachrichten gab.

Und angesichts dieser Mahnung an die Schwere der Vergangenheit stieg die Frage in mir auf, wie sich nun wohl unser Leben gestalten wird?

*

Hannas und Reinholds Blicke hingen in freundschaftlicher Sorge an mir – ich fühlte es.

»Sehen Sie, Reinhold,« antwortete ich zwischen Ernst und Scherz auf die unausgesprochene Frage, »das Schlimmste war: meine große Sehnsucht ging von früh auf die große Liebe. ›Meine große Anlage ist Lieben!‹ habe ich mir auch immer eingebildet. Nun habe ich beim ersten Versuch, diese große Liebe zu verwirklichen, unter bitteren Schmerzen lernen müssen, daß es nicht genügt, viel und heftig zu fordern – daß die große Liebe – ganz anders beschaffen sein muß.«

»Aber Roberts Liebe war doch auch immer sehr egoistisch«, wandte Hanna zu meiner Rechtfertigung ein. »Du mußt doch auch zu deinem Recht kommen als Weib und als Mensch.«

»Ja – und deshalb habe ich mich ja auch ganz einfach lieben lassen und es ganz in der Ordnung und selbstverständlich gefunden, daß er mein Bild in Liebe aufnahm und verklärte«, sagte ich voll Selbstverspottung.

»Aber begreift ihr nicht, daß es vielmehr meine Aufgabe jetzt ist, ihn zu seinem Recht kommen zu lassen, durch immer tiefere Liebe seine Schwächen auszugleichen?

Ich weiß nun, daß Robert – mit seiner vorwiegend ästhetischen Natur eine andere Aufgabe im Leben hat als ich mit meiner leidenschaftlich moralistischen.

Eine absolute Überlegenheit – die gibt es eben im Leben

nicht – und die würde man ja auch im Ernst gar nicht ertragen.

Aber das Bewußtsein unserer wechselseitigen Überlegenheit – das *habe* ich nun – und das möchte ich fürs Leben nicht mehr verlieren.«

Ich sah die beiden an, deren Hände sich in zärtlichem Spiel hielten.

»Meint ihr nicht auch« – und ein Gefühl neuer Sicherheit, tieferer Lebensfreude und Kraft durchströmte mich –, »wenn ich ihm nun so – mit all dem, was ich jetzt an innerer Klärung gewonnen habe, gegenüberrete – muß es dann – nach all dem Schweren – nicht auch noch ein wenig Glück für uns geben?!«

23. Oktober.

Ich bin so froh, so körperlich erfrischt, so innerlich gestärkt zurückgekommen, daß es sich unwillkürlich auch auf Robert überträgt. Es ist seitdem so gut zwischen uns; wir sind so heiter, übermütig oft, daß ich nur wünsche, es bliebe so – immer, immer.

Erst war es ihm fast unheimlich, mich so glücklich zu sehen. Als er mich nach der langen Trennung zur Begrüßung in seine Arme zog und küßte, fragte er ein wenig überrascht und mißtrauisch: »Was ist nur mit dir? Du siehst so strahlend aus? Hast du dich verlobt?«

Ich lachte ihn aus: ach nein, die Sehnsucht nach neuer Liebe habe ich noch keinen Augenblick empfunden; ich habe vollkommen genug an der einen. Erst jetzt *habe* ich sie ja, wirklich – in einem neuen, besseren Sinne als bisher. Nun bin ich auch frei von der lastenden, ungeliebten Arbeit – nun kann ich endlich – endlich künstlerisch wieder schaffen! Ich lebe wieder.

20. November.

Das ist der erste Konflikt, den wir seit langem haben: daß ich nun wirklich im Frühjahr nach Paris will. Ich hatte neulich

Hedwig erzählt, daß ein neuer Mieter für die Wohnung gesucht wird, ich alles für die Übersiedlung rüste.

Als Robert gestern heraufkam, war er zu meiner größten Überraschung höchst unzufrieden mit mir, mit diesem Entschluß.

»Aber ich verstehe dich überhaupt nicht« – sagte ich verwundert, »das ist doch selbstverständlich! Du weißt doch ganz genau, wie lange ich schon auf dem Wege nach Paris bin, daß es nur verzögert worden ist. Was sollte mich denn nun noch halten?«

Er sah mich ein wenig ärgerlich an: »Wenn ich dir meine Meinung sagen soll: Du bist auf ganz falschem Wege, du strebst nach äußerer Anerkennung! Du suchst den Ruhm!«

Ich war so überrascht durch diese ganz unerwartete Gegnerschaft und ihre seltsame Motivierung, daß ich fast den Schmerz über diese Ungerechtigkeit vergaß. Bisher hat er mir immer das Gegenteil zum Vorwurf gemacht: daß ich äußere Dinge, Verhältnisse, Stellungen zu gering schätze. Merkwürdig: er weiß doch alles: weiß, daß ich auf dem Wege fortzugehen allein durch unsere Liebe zurückgehalten wurde, die mich die Kunst fast drei Jahre lang opfern ließ. – Ich bereue es nicht, nein, ganz gewiß nicht. –

Aber nun? – Ich muß doch, um leben zu können, weiter arbeiten, in dem Sinne, wie es von Kind auf unabänderlich für mich feststeht.

*

Es ist mir nicht gelungen, das psychologische Rätsel seiner Gegnerschaft ganz zu lösen. Das kann es doch nicht sein, daß er mich in seiner Nähe behalten will? Daß er fürchtet, ich erwachse ihm auch geistig-seelisch? Daß er mich, vielleicht instinktiv und unbewußt, immer noch tiefer geistig besitzen will, als es ihm bisher gelungen ist? *Seiner* Meinung nach? Er hatte recht: ich habe geistig von ihm nichts – oder doch nur sehr we-

nig genommen, seit wir uns als Mann und Weib nahe standen. Erst als die eigentlich sexuelle Verbindung ausgeschaltet war – da begann er mich seelisch-geistig zu erobern.

Darum setzte er auch wohl immer, trotz aller Konflikte, all meinen Befreiungsversuchen sein »Noch nicht!« entgegen – suchte mich immer wieder zu überzeugen, daß wir uns, trotz allem, noch Neues, Tieferes zu geben hätten. Ich verstehe heute seinen Schmerz, daß ich in der Zeit unserer körperlichen Hingabe mich seelisch so starr ablehnend gegen jede Beeinflussung verhielt, daß erst der Kummer, ihn verloren zu haben, den Boden bereitet, mich fähig gemacht hat, auch geistig von ihm zu nehmen. – Ich verstehe auch, daß er sich ohne diese Wechselwirkung kein Verhältnis zwischen Mann und Weib denken kann.

Aber nun ist es doch etwas anderes: was Paris mir geben soll, das sind technisch-künstlerische Werte, Steigerungen meines künstlerischen Vermögens, meiner Leistungen auf Gebieten, wo er gar nicht der in erster Linie Maßgebende sein kann, so sehr auch sein feines künstlerisches Verständnis mir hilft.

Aber – sonst hat er doch alles erreicht, was er will: ich bin viel tiefer mit ihm innerlich verbunden, als ich es je vorher war.

Sollte er das wirklich nicht fühlen?

Wir haben lange eifrig hin und her gestritten; so bereit ich sonst bin, mich seiner höheren Weisheit – wo es nur irgend möglich ist – zu unterwerfen: hier, wo es sich um eine Lebensnotwendigkeit handelt, gibt es für mich kein Schwanken, keinen Zweifel. Es war mir sehr schmerzlich, sie gerade ihm gegenüber erst behaupten, verteidigen zu müssen.

Als er ging nach diesem geistigen Ringen, bei dem ich zum erstenmal nicht daran denken durfte, daß es der Mann ist, den ich liebe, mit dem ich um mein Recht auf freie, ungehemmte Entwicklung kämpfte – als er ging, schien mir, er habe etwas von der Notwendigkeit meines Handelns gespürt. Er hat gewußt, daß ich nicht nur ein Weib, sondern ein Mensch mit eigenen Zielen im Leben bin: er hat mich als Weib freigegeben: wie

seltsam, daß er mich jetzt als Mensch fesseln will?

Aber das Unlogische, Inkonsequente, Irrationale aller Liebe steckt vielleicht auch noch in dieser Abneigung, mir nun den Weg freizugeben, den ich für mich gehen muß.

»Nun habe ich doch recht, daß ich nur noch dein Kritiker sein darf«, sagte er am Ende ein wenig melancholisch, während seine Hand mir sanft über Schläfe und Wange strich.

5. Dezember.

Ich habe jetzt eine eigene, größere, künstlerische Arbeit begonnen, und Robert kommt öfters ins Atelier, um die Fortschritte in meiner Arbeit zu beobachten, der er ein unbestechlicher, verständnisvoller Richter ist. Seit er das Mißtrauen überwunden hat, das aus meiner Lebensfrische stammt, seit er fühlt, daß nicht die Spur einer anderen Liebe dazwischen ist – seit er wissen muß, daß ich – unter allen Bedingungen der Entsagung, unter denen wir leben – ihn liebe, ihn allein – ohne zu fordern –, seitdem ist eine warme, innige Strömung zwischen uns, die mich sehr glücklich macht. –

*

Ich glaube jetzt auch zu verstehen, warum Gretchen zugrunde geht.

Das alte Faustproblem vom Liebeskonflikt zwischen Mann und Weib, in dem die grausamen Geschlechtsvorurteile, die Mann und Weib erniedrigen und entfremden, so erschütternd zum Ausdruck gelangen, läßt mich nicht los.

Gretchen geht zugrunde, glaube ich jetzt, weil sie nur empfindend, nur Weib ist, gar keinen anderen Lebensinhalt hat. Und man muß zugrunde gehen an der Liebe als Frau – wenn sie uns verläßt oder zerstört wird –, wenn man nicht andere Kräfte seines Wesens in der Not zu Hilfe rufen kann.

Ich wäre sicher zugrunde gegangen an dem Übermaß der

Empfindung, des Schmerzes, der Verzweiflung, wenn ich nicht geistige, sittliche Kraftquellen in mir gespürt hätte, die mich vor dem Letzten, Äußersten behüteten, die meinem Leben – selbst ohne das Glück der Liebe – doch einen Sinn geben. Gerade um des Lebens, um der Liebe willen scheint es mir notwendig, daß die Frau über die bloße Geschlechtseigenschaft des rein empfindenden, passiven, leidenden Wesens hinauswächst.

Robert wollte meine Erklärung erst nicht gelten lassen – aber nun gibt er es zu.

Er selbst war es doch übrigens immer, der mich in den schlimmsten Zeiten gemahnt hat, ich dürfte nicht nur ein empfindender Mensch bleiben – ich müßte das starke Wollen, die klare Reflexion neben die warme Empfindung stellen.

15. Dezember.

Vorgestern war eine Gesellschaft bei Hedwig und Robert – neben dem Maler Martin, den ich sehr gern mag und seiner Jugendfreundin, die zu Besuch ist, war unter anderen ein sehr frischer, temperamentvoller jüngerer Kollege von ihm anwesend: Dr. Anders, Privatdozent für Philosophie. Er war mein Tischnachbar, und wir gerieten in eine so lebhaft und übermütige Unterhaltung über Kunst, über Lebenskunst vor allem, verstanden uns rein temperamentmäßig so gut, daß Robert, zum erstenmal, vielleicht ein wenig – aber wirklich nur ein wenig – Ursache hatte, eifersüchtig zu sein.

Dr. Anders wollte durchaus in mein Atelier kommen, um meine Bilder zu sehen – und sich dazu meine Adresse und die Stunden aufschreiben, in denen ich zu treffen bin.

»Lassen Sie sich doch einmal von Professor Braunwald seinen goldenen Bleistift geben« (den ich ihm geschenkt habe), riet ich ausgelassen, da er selbst nichts zur Hand hatte.

»Das ist unerhört, Irene, den bekommt kein anderer –« wehrte Robert zornig ab – in drolliger Empörung.

»Und dabei muß ich nun ruhig zusehen«, sagte er vorwurfs-

voll, wie wir einen Augenblick allein an seinem Schreibtisch standen. Aber ich sah ihn so heiter und mit so gutem Gewissen an, daß er wissen mußte, wer die letzte, tiefste Ursache meiner übersprudelnden Lebensfreude ist.

Als er gestern hier war, hat er sich für meinen Übermut gerächt, mich mit zärtlicher Tyrannei der Liebe kommandiert und kritisiert. Er ließ sich meine letzten Skizzen zeigen und behauptete, er sähe daran, wie er mich vernachlässigt habe, daß er viel nachholen müsse – ich solle nur ganz weiblich einfach alles das tun, was er für richtig hielte.

Und ich lachte nur dazu. So im Scherz und Spiel der Liebe ist das wunderschön – im Ernst des Lebens – wir wissen nun beide, daß es da ein wenig komplizierter zugeht. Denn eine Lösung des fast unlösbaren Problems, die Selbstbehauptung der Persönlichkeit mit der Hingabe der Frau zu vereinen, mit dem wir so unsäglich schmerzlich gerungen haben, kann eben nur darin liegen, diese »Unterwerfung« auf die Stunden der Liebe zu beschränken. Aber außerhalb dieser Sphäre der Leidenschaft kann es nur freie, ebenbürtige Persönlichkeiten geben, die ihre wechselseitige Überlegenheit anerkennen.

31. Dezember.

Eine erschütternde Begegnung hatte ich in diesen Tagen: ich habe Lilli besucht! – Es war ein unsäglicher Schmerz, in der Anstalt für – Geisteskranke die Jugend- und Kampfgenossin vieler schöner und reicher Jahre – hinter fest verschlossenen Türen zu finden.

Auch sie wurde durch unser Wiedersehen tief erschüttert: nächst dem Manne, den sie liebte – hat ihr kaum ein Mensch so nahe gestanden wie ich, hat sie keinem dies tiefe Zutrauen geistigster Freundschaft entgegengebracht.

»Weißt du, Irene,« sagte sie – und ihr Schmerz, ihre Klage zerriß mir das Herz –, »kein Mensch, der es nicht erlebt hat, kann ermessen, was das heißt, zu jenen zu gehören, die ausge-

stoßen sind. Und das ist das Furchtbarste: obwohl es mir jetzt im Augenblicke besser geht, zu wissen, daß es wie ein Damoklesschwert über mir hängt und jeden Tag aufs neue wieder ausbrechen kann. Sterben scheint mir dagegen leicht.«

Des Ausbruches der Krankheit – aller möglichen Einzelheiten entsinnt sie sich noch ganz genau.

»Siehst du,« schloß sie in herzerreißender Sachverständigkeit, »es gibt dreierlei Wahnsinn: religiösen Wahnsinn, Größenwahnsinn und erotischen Wahnsinn – ich habe alle drei zusammen gehabt!«

Nie kam ich mir so hilflos, so beschämt, so unwürdig vor wie in diesen Stunden am Bett der psychisch kranken Freundin.

Wo bleibt da der kleine dumme Stolz auf das, was man aus seinem Leben »gemacht« hat! Was können wir Menschen »machen«? Was für ein fast noch tieferes Begreifen von der Unverantwortlichkeit des Menschen für sein Wesen und Sein – tiefer noch als bei des geliebtesten Freundes mich so schmerzenden Schwächen – ging mir hier auf!

Welche Vererbung, welche Verkettung von Ursachen ist es, die diesen schönen, begabten Menschen so früh aus der Kette der Schaffenden reißt – ihn verdammt – nicht zu frühem körperlichen Tod – es sind die Lieblinge der Götter, die früh *sterben* – sondern zu tausendfachem, seelischem Tode – geistigem Sterben. Was ist all das Leid, das ich durchkämpft habe, gegenüber dieser unsagbaren Marter!

Lilli erzählte von all dem, was sie durch die Krankheit gelitten – und von der Größe des katholischen Glaubens, in dem sie nun einen Halt zu finden hofft. Wie man auch zu dem Problem einer Weltanschauung stehen mag, in der die Institution das Individuum oft zu vernichten scheint – auch dieser Glaube ist ja in seiner Art gerechtfertigt, wenn er noch in einer Nacht des Jammers, einer Tiefe des Ausgestoßenseins einem Menschen Hilfe leistet, in die keine Freundeshand, keine Philosophie der Kraft mehr hinabreicht.

Dann wollte Lilli auch von mir und meinem Schicksal wis-

sen.

Ich werde nie den Ausdruck tiefer Ergriffenheit vergessen, mit der sie meinen Worten folgte – und dann, feierlich, ernst, mit der ihr eigenen Inbrunst sagte: »Ja, Irene, nun weiß ich es gewiß: ›Auch das Schwerste ist durch Größe zu tragen, und – die Frau hat ihre Welt noch vor sich.«

Oft werde ich noch an dies Wort denken, das sie mir mit auf den Weg gegeben hat, wie eine Verpflichtung, es wahr zu machen – auf den Weg, der mich wieder ins schaffende Leben hineinführte, während die Pforten der Anstalt sich hinter ihr schlossen und sie bei den geistig Toten zurückließen.

3. Januar.

Robert hat mir versprochen, es soll ein sehr schönes Jahr werden – ich bin sehr glücklich darüber.

12. Januar.

Gestern habe ich mich fast drei Stunden lang von Robert ausschelten lassen müssen: ich wäre nie mehr zu treffen, ich scheine mich doch allzu sehr zu zersplittern.

Er ist drei-, viermal vergebens hier gewesen – das verträgt er immer sehr schwer.

Mir ist sein Ärger immer so eine leise Genugtuung für die schweren Zeiten *meines* vergeblichen Wartens, so sehr ich natürlich selbst bedaure, ihn versäumt zu haben.

Aber während ich so seinen Groll und seine Zweifel um mich genoß, mich freute zu spüren, wie ernstlich er sich für mich verantwortlich fühlt, habe ich eigentlich versäumt, ihm vernünftig zu antworten, ihm zu sagen, was das jetzt bedeutet für mich: die Freiheit vom Zwang nach der unnatürlichen, für mich direkt naturwidrigen Einkerkierung der letzten Jahre!

Nie hätte meine Not, meine Ungeduld um ihn diese gefährliche Höhe erreicht, wenn ich dabei in jeder anderen – geisti-

gen – Beziehung ein freier, mich fröhlich weiter entwickelnder Mensch hätte bleiben können.

Und nun freilich – nun stürze ich mich mit wahrer Wollust in alles für mich irgend Erreichbare an Vernunft und Kunst und Wissenschaft – des Menschen allerhöchste Kraft.

Musik, Musik, meine gefährliche, gewalttätige Freundin, wage ich wieder zu hören – sie war mir in den Jahren meiner Qual um ihn fast verboten, unmöglich, mich völlig auflösend, vernichtend.

Nun habe ich, als ich die Neunte Symphonie Beethovens kürzlich hörte, wunderbare tiefe Kraft zu neuer, höherer Lebensführung daraus gewonnen.

Auch von den Konflikten der Gegenwart muß ich wieder mehr wissen. Hanna, deren Hochzeit auf das Frühjahr festgesetzt ist – war auf kurze Zeit hier – und wir haben – wie in den Anfängen unserer schönen Münchener Zeit – an allem teilzunehmen gesucht: die Kämpfe der Arbeiter um eine menschenwürdige Existenz – die Forderungen der Frauen, die Versuche, den religiösen Geist außerhalb der Kirche zu pflegen – das Leben überhaupt neu zu gestalten.

Ungeheuer erregt mich der Kampf der Arbeitslosen, die in öffentlichen Demonstrationen auf ihre Not aufmerksam machen, die Bedrohungen, mit denen man von seiten der Regierenden, Besitzenden sie durch Militär in Schach zu halten sucht.

Ich verstehe nicht viel von wirtschaftlichen Problemen – aber so viel verstehe ich: eine Gesellschaft, die nicht die Verpflichtung anerkennt, für alle ihre Glieder menschenwürdige Zustände zu schaffen, ist nicht wert zu bestehen. »Alle Freudenquellen rinnen sparsam für den Bildungslosen, in körperlicher Arbeit Verlorenen!« Wer darf sich das verhehlen?

Woher nimmt ein Mensch das Recht, andere von den höchsten Freudenmöglichkeiten auszuschließen? Ihnen die Seele sozusagen zu rauben?

Das alles bewegt mich tief – läßt mich nach Menschen, nach

Mitteln und Wegen suchen, um das zu ändern.

Christus, Beethoven, Nietzsche, das werden wohl die stärksten, die vornehmsten Menschen, wie ich sie verstehe, bleiben – die Erzieher, an denen ich wachsen und reifen möchte zu dem Ziel, das mir vorschwebt.

Roberts aristokratische Resignation, seinen kühlen Skeptizismus, daß doch nichts Wesentliches zu ändern ist – daß man also gar nicht zu versuchen braucht, es besser zu machen – kann ich mir nicht aneignen –

Eine solche Auffassung würde allen Lebensmut in mir lähmen und ersticken.

Zur Kunst – die Robert und mich ja viel enger verbindet – zieht mich wieder unendliche Sehnsucht nach Glück, nach Freude: die Kunst, »die Schönheit als ein Versprechen des Glücks« – die auch in das ärmste Leben einen Schimmer von Wärme, von Sonne trägt. Aber es quält mich oft, daß ich nicht weiß, was das Dringendere, Notwendigere ist: die Kunst oder die Mitarbeit an der Umgestaltung der Welt. Und das ist dann das, was Robert meine gefährliche Zersplitterung nennt.

Ich ließ ihn also – wie gerne – ruhig mich ausschelten und sagte nur so: »Ach, weißt du, wenn du ein anderer, fremder Mensch wärest, dann wollte ich dir schon antworten, mich verteidigen.«

Aber ihm gegenüber? Was kommt darauf an, recht zu haben? Ich war gar nicht in der Stimmung dazu. Zum Schluß dankte ich ihm dann sehr für seine Scheltrede.

»Es ist doch lauter Liebe und Sorge um dich«, sagte er, als er ging.

29. Januar.

Heute las ich in der Zeitung, daß der Maler Petermann auf der Höhe seines Ruhmes – aus einer glücklichen Ehe heraus – eine sehr seltene, vornehme Frau hatte er gewählt –, sich einer hoffnungslosen Erkrankung wegen erschossen hat. – Welch tragi-

sches Geschick! Bis in Lillis tödliche Abgeschiedenheit wird diese Kunde kaum dringen. Aber es erschüttert mich tief: hat der Blick der Überzarten doch richtig erkannt – als sie ihn vor einem Jahre für gefährdet hielt – daß Todesgefahr ihm drohte? Vermögen die geheimnisvollen Kräfte der Liebe und Sympathie – dieses ach noch so unerforschte elektrische Fluidum zwischen den Menschen – doch mehr, als wir bisher klar zu erkennen vermögen? Wird es in späteren Jahrtausenden und Jahrmillionen einmal möglich sein, das Wesen dieser Anziehung so klar zu erkennen und so genau zu bestimmen, daß nur noch Platos vorbestimmte Hälften sich treffen, daß all unser Kummer von heute über die Verschiedenheiten des Wesens zwischen Liebenden ein überwundener Standpunkt sein wird – daß nur noch Glückliche der Liebe existieren?

Aber wenn der dunkle Hintergrund der Schmerzen, die Mühsal des Ringens nach immer tieferer Verständigung und Vereinigung fehlt – ob dann nicht auch das Glück matter und farbloser sein wird?

19. Februar.

Ich bin sehr glücklich: mein Bild ist beendet – die erste größere künstlerische Arbeit seit – damals. In diesen schweren Jahren habe ich ja selbst innerlich an mir zu zweifeln angefangen – ob ich wohl fähig sein würde, produktiv zu schaffen. Nie habe ich Robert so voll von hilfreichen Interesse gesehen – wie jetzt in diesen Monaten. Seine Kritik hat mir sehr geholfen; es ist so – in diesem Sinne – fast eine gemeinsame Arbeit geworden, wie er es sich immer gewünscht hat. Und, was das beste ist: es scheint ihn ebenso glücklich zu machen wie mich.

Neulich stand er hinter mir, als ich gerade auf der Palette nach einer Farbe suchte und an nichts Böses dachte. Da nahm er in überströmender Zärtlichkeit meinen Kopf zwischen seine Hände, bog ihn zu sich herüber, so daß ich selig die Augen schloß und sagte: »Ist das nun nicht wunderschön, daß wir so

zusammen arbeiten?«

»Ja, gewiß ist das wunderschön!«

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas so gern getan!« behauptete er.

»Und ich habe noch nie etwas so gern genommen!« sagte ich.

»Du hast es doch gut, daß du den Menschen gefunden hast, der dir durch seine Kritik helfen kann.«

»Ja, das habe ich.«

Und dann machte er mir auch Mut: es würde so gut, wie er kaum gedacht, daß es werden würde!

»Ich danke dir!« sagte ich, als er ging, und gab ihm beide Hände.

Er nahm sie lieb in die seinen und zog mich einen Augenblick näher zu sich heran.

5. März.

Gestern hatte ich wegen meines Bildes eine Besprechung mit dem Kunsthändler, das hier vielleicht noch zur Ausstellung gelangen soll. Als ich zurückkam, war ich betrübt zu hören, daß inzwischen Robert wieder einmal vergeblich da war, um mir Apfelsinen zu bringen, die ich sehr liebe.

Es ist nicht leicht, jetzt fortzugehen – er ist jetzt ganz so, wie ich es brauche, mir immer gewünscht habe. Seit kurzem schweben übrigens Verhandlungen mit Göttingen – wegen einer Berufung. Diesmal scheint es Ernst zu werden. Das, was war, hier in diesen schönen und schweren Jahren, löst sich also auf; ein wenig erleichtert mir der Gedanke, daß auch Robert selbst nicht hier bleibt, das Weggehen nun doch. Aber ich habe auch gar keine Wahl mehr: meine Wohnung ist vermietet: in Paris bin ich durch eine Empfehlung meines Lehrers schon angemeldet, aufgenommen. In zehn Tagen bin ich fort.

Und das ist am Ende gut so – notwendig – jedenfalls für mich.

Nicht nur für die Künstlerin in mir.

Auch für die Frau – für die Frau erst recht.

Keinen Augenblick habe ich mir vorgeredet, es sei Freundschaft, was ich für ihn empfinde, seit die Katastrophe unserer Liebe den Ausdruck erotischen Verlangens zwischen uns unterdrückt hat.

Ich konnte, weil es so sein mußte, auf den körperlichen Ausdruck dieser Liebe verzichten.

Aber mit voller, wacher Klarheit darüber, daß es nur die Größe, die Stärke, die Tiefe meiner *Liebe* ist, die mich zu dieser schmerzhaften Verwandlung überhaupt befähigt.

Und darum muß ich gehen – mit oder ohne seine Zustimmung.

Ich will das, was ich mir jetzt errungen habe – unter so unsäglichen Kämpfen und Schmerzen – nicht wieder gefährden, nicht wieder verlieren.

Ich kann ihm das, was ich in diesen Monaten innerlich erlebt habe, nicht mit Worten sagen. Ich kann es ihm nur, so gut es geht, durch mein Wesen zeigen.

Und wenn nun den Reizbaren, Sensiblen, dem die Frauen zustreben – wer verstände das besser als ich? – wieder einmal ein Reiz packt: – ich bin nicht alt genug, ich werde auch nie kalt genug sein, das ohne Schmerz ertragen zu können.

Wie ich mich auch als Mensch durchgerungen habe – als Frau würde ich leiden, immer wieder unaussprechlich leiden.

Ich gehe nicht »freiwillig« – wie er vielleicht denkt –, ich gehe auch in meinem Herzen nicht fort von ihm. Ich weiß, ich bin gebunden – wo ich auch bin – »unlösbar« wirklich – wie er damals voraussagte. Ja, ich bin viel tiefer meinem Wesen nach gebunden als manche Frau, die mit dem Mann ihrer Liebe durch einklagbare Rechte und Pflichten verkettet ist. Ich weiß, solange ich lebe, wird es von Bedeutung für mich sein, wie ich den Mann meiner ersten, großen Liebe sehe. Jedes Erlebnis, das sein Bild in dem Sinn ergänzt, wie ich es ersehne und hoffe, macht mich glücklicher – jede Enttäuschung – alles, was es

entstellen könnte, läßt mich leiden – wird mich leiden lassen bis ans Ende meiner Tage.

Ich behaupte nicht, ich glaube auch nicht etwa, daß ich nie einen andern Mann lieben werde als ihn. Ich kann mir sehr wohl denken, daß mir ein Mann begegnete, der meinem Temperament wie meiner Weltanschauung viel näher stände als Robert es tut, mit dem die Liebe viel einfacher, natürlicher, glücklicher sein würde als die mit Robert es war. –

Aber auch diese andere, vielleicht sonnigere Liebe würde, wie ich mein Wesen zu kennen glaube, die Liebe zu Robert nicht aus meinem Herzen reißen können, die mich aus einem unerfahrenen Kinde – in den Gluten der Trübsal – beinahe zu einem reifen Menschen geläutert hat. Auch wenn ich den Mann fände, mit dem ich mein Leben ganz leben könnte: der Schmerz um Robert, das Glück durch ihn würde bleiben. Es käme mir ebenso unmöglich und unnatürlich vor, den Mann, an dem ich zum Weibe und Menschen gereift bin, in diesem letzten, höchsten Sinn nicht mehr zu lieben, wie wenn eine Mutter ihr Kind verleugnen wollte.

Eine solche Verbindung wie die zwischen uns bleibt und ist unzerstörbar. – – – – –

10. März.

Als ich gestern zu Hedwig ging, um sie zu fragen, ob ich ihr meine Palme, ein Geschenk von Robert, zur Pflege bringen dürfte, erfuhr ich, daß Robert auf ein Telegramm aus Göttingen in seiner Berufungsangelegenheit habe reisen müssen. Vor meiner Abreise hoffe er zurück zu sein.

Ich war erst wie gelähmt vor Schrecken: übermorgen will ich ja reisen – zunächst nach Frankfurt, wo Hannas Hochzeit gefeiert werden soll – dann zu den Eltern, um Ende des Monats, wie vereinbart, in Paris sein zu können.

Ich versuchte vor Hedwig die Sache ganz leicht zu nehmen und sprach vom Wiederkommen. Aber nun hier, bei mir allein

– nun erst geht mir ganz auf, was mein Fortgehen eigentlich bedeutet, wie tragisch-unlöslich nun schon so lange in meinem Leben Glück und Qual der höchsten Intensität in eins verschlungen sind. Wird das für mein Leben so bleiben?

Das Glück, hinaus zu dürfen in ein unbekanntes Land – neue Kunst und Kultur in mich aufzunehmen, mein Wesen zu erweitern, meine Fähigkeiten zu stärken – dies langersehnte, heiß-erstrebt Glück persönlichsten Werdens soll mir nun wirklich zuteil werden. *Paris* – Paris – um das schon meine frühesten künstlerischen Träume sich rankten, als ich zu begreifen anfang, was ich brauchte. Nun stehe ich auf der Schwelle – endlich! Ach! –

Aber während ich so mit dem einen Teil meines Wesens beglückt dieser neuen Zeit entgegenjuble, beginne ich schauernd zu verstehen, was Robert meinte, wenn er mich daran erinnerte: »In jeder großen Trennung liegt der Keim zum Wahnsinn.«

Ich sehe mich um in der kleinen Wohnung, die unsere Freude und unseren Schmerz gesehen hat – ich trete auf den Balkon, von dem man die Baumwipfel des Englischen Gartens herüberwehen sieht, um einen Hauch kühlender Nachtluft in diesen ohnehin so entnervenden schwülen Vorfrühlingstagen zu spüren. Mir ist, als wachte ich aus einer Lethargie auf, in der ich seit Jahren gelegen – einer künstlichen, fast bewußten Lethargie, die mich freilich vielleicht allein vor dem Absturz ins grausige Nichts bewahrt hat.

So stolz war ich bisher auf diese Umwandlung meiner Liebe und Sehnsucht, in etwas, das mich noch leben ließ. Aber als – *Krüppel* – empfinde ich es heute, als – *Selbstbetrüger* schreit es in mir auf.

Lang gebändigte, von einem harten grausamen Schicksal eisern niedergehaltene Gewalten stehen in mir auf – in flammender Revolution.

Ich gehe ruhelos – wie in einem Käfig – auf und nieder in den stillen Räumen – ich wage nicht, mich zum Schlafen niederzulegen in namloser Seelenqual.

Als hätte ich einen sechsten Sinn – ein Gefühl, ein Gehör, ein Gesicht über das alltägliche hinaus in dieser ungeheuren Steigerung meines ganzen Wesens, in diesem elementaren Aufbruch durch den Schmerz.

Nun begreife ich mit einem Male, warum Robert nicht da ist – warum ich ihn auch nicht erwarten darf.

»Ich könnte es gar nicht ertragen, mich so von leidenschaftlichen Schmerzen zerreißen zu lassen wie du – es würde mich völlig vernichten«, hat Robert oft gesagt.

Das Telegramm – die Abreise – das ist kein Zufall, – es ist das, was notwendig war – für ihn.

Aber für mich??

Ich bäume mich auf in plötzlich hellseherisch gewordener Raserei der Leidenschaft: ich muß noch einmal, ein einziges Mal ihn sehen, zu ihm sprechen können! So – wie es wirklich ist – über alle kluge, lebenskünstlerische Beherrschung, über alle bewußte künstlerische Stilisierung unseres Empfindens hinaus. Unfaßlich, untragbar erscheint mir plötzlich das Schicksal, das *unser* Schicksal geworden ist.

Aber meine Hände greifen ins Leere.

»Ich bin ja noch so jung – viel zu jung für diese schauerlich-raffinierte Sublimierung, zu der ich mich – aus Liebe, aus lauter hilfloser Liebesehnsucht gezwungen, gezüchtet habe. Ich will ihn haben, wirklich haben!«

Ich fluche dieser grausig-asketischen Liebe – die ich – vielleicht unbewußt – zu meiner Rettung und Betäubung, wohl eine ästhetische Liebe: die Liebe zum Bild, zum Ideal des Geliebten nannte.

Aber nichts antwortet meiner Verzweiflung in meiner Einsamkeit: in einer ungeheuren nie vorher erlebten Spannung des Gefühls, als wollte sich in diese eine Nacht, in diese wenigen Stunden noch einmal alles zusammendrängen, was ich je an Glut empfunden – als würde ich nun, wo ich ihn endgültig hergeben soll, erst ganz sein, ganz wach, zum erstenmal voll bewußt meiner unauslöschlichen, flammendroten Liebe auch

des Weibes zum Manne – erscheine ich mir als der seligste und unseligste Mensch auf Erden zu gleicher Zeit.

Ich weiß mir nicht anders zu helfen in meiner Not, als wenigstens im Geist zu ihm in seiner Ferne zu sprechen, an ihn zu schreiben.

Zum erstenmal, zum letztenmal ganz rückhaltlos zu ihm zu sprechen – und weiß doch im tiefsten Herzen schon ganz genau, daß ich nie den Mut haben werde, ihm diesen Brief zu senden, daß er Robert vielleicht erst am Ende unseres Lebens erreichen wird. Aber wie es auch werden mag: ich muß zu ihm reden dürfen, wenigstens hier für mich allein, damit es mich nicht erwürgt:

»Das ist das unsagbar Harte und Grausame an unserem Schicksal, daß unsere Trennung – in ihrem Anstoß jedenfalls – auf einem schauerlichen Irrtum beruht.

Denn wir *waren* glücklich, hatten zartes, tiefes, seltenes Glück miteinander genossen – trotz allem Leid, allem Ungenügen durch die schwere äußere Situation.

Tausend Glücksmöglichkeiten lagen für uns noch offen – unausgeschöpft, die wir miteinander trotzig dem Geschick hätten abringen können, abringen müssen. Wie durften wir so schnell die Hoffnung, den Willen aufgeben, weiter mit dem Schicksal um unser Glück, um eine immer reichere, tiefere Gemeinschaft zu Kämpfen?!!

Daß eine Liebe, eine Leidenschaft, die ihre natürliche Entwicklung hatte – wenn sie ihren Gipfel erreicht, allmählich herabsinkt und stirbt – wie alles – *nachdem* es gelebt hat, entspricht dem Lauf der Natur.

Aber – wir – – aber hier – aber so – aber bei uns! Erstickt, erwürgt – mitten im Wachsen und Blühen, im Moment zartester, verheißungsvollster Entwicklung. Es ist etwas mit uns geschehen, was ich – jung und hilflos durch die Gewalt meiner Empfindung, ohnmächtig deiner größeren Reife und Klarheit gegenüber – trotz meines stärkeren Kampfwillens, meines härteren Lebenstrotzes – *geschehen* lassen mußte.

Was ich selbst durch Torheit und Unverstand noch unwillentlich gefördert habe.

Und was doch ein Verbrechen – an dir, an mir, an unserer Liebe ist.

Eine Sünde gegen den heiligen Geist des Lebens, die niemals vergeben werden kann.

Wo wir noch *vor* dem Gipfel standen – eben die ersten tastenden Schritte taten – dem Gipfel höherer Gemeinschaft, tieferen Glücks entgegen! Wo ich allmählich zu reifen begann für das, was ich für dich hätte werden können und sollen.

Dieser Mord an dem keimenden Leben unseres Glückes – das ist das namenlose Schwere, was das Erlebnis zwischen uns auf immer unüberwindbar macht.

Es war ja nicht, daß dein Wunsch, dein Wille an mir schon gesättigt war, als wir uns trennen sollten. – Im Gegenteil: *du* warst es ja, der >aus allen seinen Himmeln< gestürzt wurde, der *meines* vermeintlichen >Glückes< halber zu diesem Verzicht glaubte greifen zu sollen, zu müssen. Welcher Hohn! Welche Narren des Schicksals sind wir!

So wenig hatte ich die Möglichkeit, dich davon zurückzuhalten, das Grab unserer Liebe zu graben, wie der im Starrkrampf Liegende es hindern kann, daß man ihn begräbt. – –

Irgendwo in den Sternen war ein tiefes gemeinsames Glück für uns bereitet – wir haben es versäumt.

Dieses nun – das frevelhaft Versäumte, Unausgelebte unserer Liebe – das ist das >unlösbare Band<, das uns beide bindet. Das uns binden und halten wird – auch wenn du längst einer anderen Frau gehörst, wenn ich – einem anderen Manne mich verbunden habe.

Ein Band, das über unser Leben vielleicht in eine Sphäre hineinreicht, wo es eine Auflösung für die schrillen Dissonanzen des menschlichen Daseins gibt.

Aber die gibt es wohl nur im menschlichen Herzen.

Doch ein Tag wird kommen – und ich lebte nicht, wenn ich das nicht glauben, für ihn nicht wirken dürfte! – *ein Tag, wo der*

eine versteht, wenn der andere es ihm sagt –, wo wir schon gut machen, was wir einander schuldig geblieben sind, indem wir erkennen, was wir miteinander versäumten – ein Tag, an den ich glaube, auf den ich hoffe – – und wenn es unser letzter Tag sein sollte!« –

*

*Auf dem Dampfer »Mauretania« unter dem Äquator,
August 1920.*

Lieber, alter Freund!

Mehr als ein Menschenalter ist vergangen, seit wir Abschied nahmen. Wir trennten uns, als ich nach Paris ging, um meiner Kunst hingebender, ausschließlicher zu leben, als ich es in Deiner lieben, allzu schmerzlich lieben Nähe vermochte. – Du nahmst zur selben Zeit einen Ruf an die Universität Leipzig an. Unser einst so innig verbundenes Leben ging fortan in getrennten Bahnen weiter – das Leben, das wir einmal unablässig miteinander verwachsen glaubten. Du gingst Deinen ruhigen stetigen Schritt aufwärts. In Zeitungen, wie durch die Lektüre Deiner Arbeiten habe ich zuweilen einen Schimmer Deines Lebens erhascht. Vielleicht ging es Dir ähnlich mir gegenüber – denn einmal, so schien es fast nach den Beschreibungen des unbekanntes Käufers – ist ein Bild von mir in Deine Hände, Deinen Besitz gelangt. Aber über die grausame Kluft jener Trennung hat seit mehr als dreißig Jahren keine Brücke geführt. Heute, nach einem Menschenalter, möchte ich sie schlagen.

Wenig nur weiß ich von Dir – und doch bin ich gewiß, Du hast nicht vergessen. Es ist – was *war* – auch in Deinem Herzen – wenn auch tief begraben. Wie es in meinem begraben – lebendig begraben – war – und dennoch lebt – lebt – heute wie damals in der unsterblichen Kraft junger unbedingter Leidenschaft. Daß ich es heute wage, über diese bittere Trennung des ganzen Lebens herüber eine Hand zu reichen, eine Freundes-

stimme, einen warmen Ton zu senden, ehe wir beide hinüberwandern in jenes dunkle Land, aus deß Bezirk kein Wanderer wiederkehrt – daran sind besondere Umstände schuld.

Als Du Deine Frau verlorst vor einigen Jahren, da hätte mich das beinahe, als ich es hörte, veranlaßt, das Schweigen zwischen uns zu brechen, Dir herzliche Worte des Anteils zu sagen. –

Bedenken verschiedenster Art hielten mich zurück.

Mein Mann, mit dem ich mehr als fünfundzwanzig Jahre die Freuden und Mühen des Lebens teilte, hat nie verschmerzen können, daß er nicht die Liebe meines ganzen Lebens war; er hätte jedes freundschaftliche Herübergrüßen in eine Vergangenheit, an der er keinen Teil hatte, nie verstanden, nie ertragen. So mußte auch für mich begraben sein, was vergangen war – um seiner Ruhe, seines Glückes willen.

Ich leugne nicht, daß das oft eine schmerzhafteste Vergewaltigung für meine immer nur in der Fülle und Weite des Lebens atmende Natur bedeutete. Denn siehst Du, das ist mein Wesen geblieben, wie Du es kanntest, als der Erste, dem ich mein Werden und Sein, mich selber ganz zu geben versuchte – der mir das Tor zum Leben – und Leiden erschloß: was in mir gelebt hat, was ich einmal in mich aufgenommen – das lebt ewig, unzerstörbar in mir, stirbt nur mit mir selbst. Für mich gibt es in diesem Sinne keine Vergangenheit, keinen Tod – für mich ist alles ewiges Leben, stete lebendige Gegenwart.

Aber keinen Tag vor diesem Tage hätte ich ein Wort darüber sagen können zu Dir – vielleicht am wenigsten zu Dir. Nie kann der Geliebte der Jugend in unseren Augen altern – nie hätte ich ohne die tiefste Erschütterung der Seele vermocht, fremd, gleichgültig-freundlich neben Dir zu gehen.

Alle Asche des Vergessens, heißer Lebensarbeit, schwerer Kämpfe ist nicht instande gewesen, mir jene Kälte der Unverwundbarkeit zu geben, die einen kühl-gelassenen nachbarlichen Austausch – ohne innigste Verbundenheit der Seele – mir ermöglicht hätte. Auch heute noch könnte ich das nicht. Verstehst Du nun, warum es *damals* so unsagbar schwer war? Und

wenn ich heute die Hand zu Dir herüberstrecke, ist es *nicht*, weil ich Dich wiedersehen will. Um keinen Preis möchte ich das. So, von hier aus kann ich Dir ja sagen, daß ich es auch heute noch nicht, – also am Rand des Grabes schon vielleicht – des Alters doch gewiß – ertrüge, Deine Augen anders als mit jener tiefen Zärtlichkeit auf mich gerichtet zu sehen, die mich einst in Deine Arme trieb.

Du darfst mich nicht mißverstehen – auch heute noch nicht. Ich meine nicht – und meinte nie – das war gerade unser tragisches Mißverständnis – daß Deine Augen in jedem Augenblick von dem Begehren des Mannes erfüllt sein sollten. – Aber ich meine es so, wie es mir für jede innige menschliche Beziehung selbstverständlich ist: daß auch Dir in jedem Augenblick die Tiefe unserer inneren Verbindung – wenn auch unbewußt – gegenwärtig sein sollte, wie sie es mir war – daß ich nie für Dich in die Reihe gleichgültiger, alltäglicher Menschen sinken könnte, denen man ohne inneren Anteil gegenübersteht. Ich meine einen »ewigen Karfreitag« – jener Ostern vor mehr als drei Jahrzehnten, wo – obwohl nur unsere Augen und Hände – und unsere Herzen – sich berührten – sich mir alles erfüllte, was für mich und Dich noch – nach der Krisis unserer Leidenschaft – zu wünschen möglich war. Diese Karfreitagsstimmung als den wahren, innerlich-notwendigen Ausklang unseres Begegnens uns vor dem Abschied aus dem Leben zum Bewußtsein zu bringen, sie noch einmal zu genießen – das ist einer der tiefen, unausrottbaren, heißen Wünsche meines Lebens.

Lächelst Du, daß mein Herz so jung geblieben ist? Daß ich das heute noch in unverminderter Intensität begehre – wie vor drei Jahrzehnten? Ach, ohne diese Jugend des Herzens, seine Idealität trotz aller Skepsis unseres Geistes – lohnt es doch nicht zu leben in dieser Welt. – – – – –

*

Nein, nicht um Dich wiederzusehen, schreibe ich heute.

Ich bin, wenn Du diese Zeilen erhältst, wie der Poststempel Dir zeigt, gar nicht mehr in Deiner Nähe – nicht einmal mehr in Europa.

Ich bin mit meinem einzigen Sohn auf dem Wege zu meinem Bruder, der seit dem Tode meines Mannes im vorigen Jahre nicht aufgehört hat, uns zu sich herüber zu bitten, wo er auf einer der Javainseln – fern den chaotischen Widerwärtigkeiten der Zeit – uns eine Heimat bieten kann. Es ist mir nicht leicht geworden, gerade jetzt Deutschland zu verlassen – in seiner Not, seiner Niederbeugtheit. Aber es braucht, so hoffe ich, ja nicht für immer zu sein. Vielleicht können wir in ein, zwei Jahren gemeinsam zurückkehren, um irgendwo mitzuhelfen, Deutschland wieder aufzubauen – in besserem Geiste, als der war, der zu diesem tiefen Zusammenbruch führte. – – –

Als ich in den letzten Wochen vor der Abreise alles für diese entscheidende Übersiedlung rüstete, da kamen mir beim Aufräumen auch jene Blätter wieder vor Augen, die von den Jahren unserer Liebe erzählen, – so gut, ach öfter wohl so schlecht ich es damals verstand.

Alles Glück, alle Seligkeit, alle Qual und Not jener Jahre stieg in blutwarmer Lebendigkeit, in unzerstörter Kraft daraus empor, ließ mich lächeln in tiefer Freude, mich grämen in Verzweiflung wie einst. Heute, wo das Geschick jener beiden Menschen – welche die große Liebe gefunden zu haben glaubten, sie verloren und immer wieder nach ihr suchten – uns als ein schöner und schmerzhafter Teil des menschlichen Lebens überhaupt berührt – heute vermögen wir vielleicht zu erkennen, welches Schicksal wir *gemeinsam* durchlebten, – nicht nur, wie einst, was jeder für sich in der qualvollen Abgeschiedenheit seines Ich durchlitt. In diesen Blättern sind wir – mit all unserem Guten und Bösen, unseren Schwächen und Härten, unserer Reife und Unreife, wie mit unserem Kampf und Mühen um immer bessere, höhere Liebe.

Daher glaube ich, daß diese Blätter nicht mir allein gehören, – daß Du ein Recht auf sie hast.

So möchte ich sie nun in *Deine* Hände legen. Das ist der Inhalt des Blätterstoßes, den Du mit diesem Brief empfängst.

Als unsere Lebensschicksale sich kreuzten: Du schon erfahren, beladen mit Verantwortungen, schwer kritisch gegen Dich – allzu kritisch wohl oft – ringend nach höherer Vollendung – ich jung, heiß, im Selbstbewußtsein der Unerfahrenheit Absichten und Ziele oft schon mit Leistungen verwechselnd – da gab es Zusammenklänge innig harmonischer Art, aber auch schrille Dissonanzen, die unsere Herzen zerrissen, Deine Nerven ermatteten.

So wie Du eher unsere volle, letzte Vereinigung erstrebtest als ich – so erkanntest Du auch früher die Notwendigkeit der Trennung. Aber Du erkanntest sie – das meine ich auch heute noch, nein, heute erst recht – nach der Erfahrung eines ganzen Lebens – weder in ihren Ursachen noch in ihren Folgen richtig – ganz bis ins Tiefste. Du griffest daneben in Deiner Abwehr, wie ich es in meinen Forderungen getan hatte. Das grausame Mißverständnis, das zu unserer Trennung führte, – das ich von Anfang an dumpf-schaurig ahnte, – ist mir heute noch viel schärfer als ein tragischer Irrtum klar geworden.

Mich traf es jedenfalls wieder wie einst – mit demselben unverminderten, immer noch unverwundenen Entsetzen – wie ich jetzt las, aus welcher Situation, aus welcher Bitte, welcher zärtlichen Klage sich die Katastrophe der Trennung zwischen zwei Menschen wie uns damals entwickelt hat. Ob es Dir nicht jetzt ebenso gehen wird?

Nun schmerzt es mich nicht nur für die arme, törichte, heiße Irene, ein unerfahrenes Weibkind, die erst durch so viel glühende Schmerzen zum Weibe geläutert werden sollte – es schmerzt mich auch nicht allein die Enttäuschung eines geprüften Mannes, der nach manchen bösen Irrfahrten zum ersten Mal ein reines, volles Glück zu umschließen glaubt. Nun schmerzt mich die Liebe zwischen Mann und Weib überhaupt, daß sie »so arm, so hilflos, so ungeschickt ist, gerade da zu verwunden und zu zerstören, wo sie nur heilen und helfen, wach-

sen und blühen machen möchte«.

Ich glaube nicht ungerecht zu sein, wenn ich heute meine, daß *beide* nicht recht, nicht tief genug auf den anderen Teil lauschten. Wir hatten beide recht und unrecht gegeneinander zu gleicher Zeit. Da, wo die Frau zu unbedingt mit der idealen Forderung der großen Passion kommt – der ach, so entschuld-bare Fehler heißer unerfahrener Jugend – da hat der Mann vielleicht nicht aufmerksam genug gelauscht auf die *Motivierung* ihrer Klage. Er hat – seiner starken, reiferen Liebe bewußt – im Schmerz der Kränkung – vielleicht nicht fein genug unterschieden, das Verlangen der Frau nach »mehr Liebe« zu einfach nach Männerart interpretiert: also mehr sinnliche Leidenschaft.

Du, der Du doch sonst der Mensch warst, zu wissen, daß alle Wahrheiten, die geistiger Natur sind, ganz und gar auf der Nuance beruhen, Du hast hier die Nuance, auf die es ankam, *die Tod oder Leben für uns bedeutete*, verhängnisvollerweise nicht erfaßt: daß es galt, der sinnlichen Glut der Liebe immer mehr auch die seelisch-altruistische Erotik zugesellen, die freilich zugleich bis in die letzten Tiefen der sinnlichen Vereinigung hinab-, wie »Art und Grad der Geschlechtlichkeit eines Menschen bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinaufreicht«.

Sieh, das ist es nun, was ich mich sehne, noch im Leben von Dir zu hören, *daß Du mich, daß Du unser Schicksal heute richtig verstehst*. Das Verlangen nach mehr Liebe kann doch niemals eine Kränkung für einen der Liebenden bedeuten, kann im Gegenteil immer nur das gemeinsame Ziel, die Aufgabe eines ganzen Lebens für beide Liebende sein. Heute, wo weder die »Gefahr« noch die Hoffnung besteht, als könne unsere späte Erkenntnis unser Leben noch umgestalten, wo kaum die Spur einer Möglichkeit, einander noch zu begegnen im Leben, bleibt, – heute finde ich vielleicht Worte, die Dich überzeugen, die mir so oft – in der Scheu der Jugend Deiner reicheren Erfahrung gegenüber – fehlten. Vielleicht hat auch Dich – der Du ja schon so viel klüger und weiser warst als ich, wie wir uns begegneten –

das Leben inzwischen verstehen gelehrt, wie unendlich viel wir *beide* hier versäumt haben.

Denn das will ich Dir jedenfalls – über alle Not, alle Entfremdung, alle Ferne und Stummheit hinüber – heute ein einziges Mal noch klar und deutlich sagen: nie habe ich es je verschmerzen, nie werde ich es bis zum letzten meiner Tage verschmerzen können, daß die *Ungeduld* unserer Leidenschaft unsere Leidenschaft auseinandergerissen hat, – lange, ehe es hätte sein dürfen. Ehe ich gereift genug war, alles das zu empfangen, was einzig *Du* mir hättest geben können – reif genug, alles das zu werden, was *ich* Dir hätte werden sollen – ehe wir so verwachsen waren, einander alles mitzuteilen, was gerade wir uns hätten geben können und sollen – auch den Austausch so zarter geistiger Erotik, wie er vielleicht nur unter Menschen möglich ist, die einander ganz angehört haben – wie wir es in wenigen, unvergeßlichen Stunden erlebten. Aber in der Blüte unserer Leidenschaft ist unser Schicksal mit der barbarischen Gewalt sinnlosen Naturgeschehens, blinden Zerstörungstriebes über uns hergefahren, hat mitten im Werden und Entstehen jäh vernichtet – was erst sich entwickeln und reifen sollte – Kostbares, Seltenes, Unwiderherstellbares unter den Trümmern begrabend. – –

Mein Leben ging weiter – wie das Deine – trotz alledem. Es ist köstlich gewesen in Mühe und Arbeit – an menschlicher Liebe, an menschlichem Leid. Aber so bis in die Wurzeln des Seins konnte kein noch so heißes, reiches, glück erfülltes Erleben mehr erschüttern, weil ich keinem mehr geben konnte, was ich *Dir* gab: den Traum der Ewigkeit, den Glauben an die Einzigkeit und Unzerstörbarkeit der Liebe. Denn an jener Stelle, wo ein ernstes Gelöbnis gegeben war: »beieinander ausharren zu wollen in guten und bösen Tagen, bis der Tod uns scheidet,« – schmerzte stets eine Lücke, die sich nie schloß, – eine Wunde, die nie ganz verheilen konnte.

Weißt Du noch, wie ich immer sagte: » *Das* werde ich nie verstehen, wie zwei Menschen, die sich so lieben – sich dann je

so fremd werden können?!«

Nun, wie viel schmerzliche Weisheit ich notwendigerweise inzwischen gelernt, wie Schweres und Schönes ich erfahren habe – dies gerade verstehe ich auch heute noch nicht.

Ich habe versucht, im Leben gutzumachen, was ich damals vielleicht in blinder Jugendglut, in heißem Jugendsehnen, in hilfloser Ungeduld – versäumt, verkannt, zerstört habe – – aber das alles hat mir nicht genug getan. – – – –

*

Daß Du einst – in der wirren überschäumenden Fülle meiner Jugend – das Zukünftige erkanntest, mir zeigtest, wie das Fehlende zu dem Instinktiven, Glücklichen-Ererbten mit Bewußtsein, mit Anstrengung und Mühe hinzu zu erwerben sei – und so mir halfest, zu werden, was ich war – das ist, neben dem Glück und den Schmerzen unserer Liebe, Deine Gabe an mich für das Leben gewesen – eine unverlierbare – unvergängliche.

Aber über dem, neben dem, was ich Dir danke, blieb jenes harte, grausame Schicksal unserer Trennung – das unverwindbare, unverwundene.

Daher sehne ich mich, aus Deinem Munde noch zu hören, daß Du heute begreifst – und Dich freust, daß wir beide noch leben – einander noch sagen dürfen, was wir versäumten – um uns so aus der Ferne den letzten Frieden, jene tiefe Versöhnung und Entsöhnung zu geben, die Du einst in meinen Armen zu finden glaubtest.

Wenn ein Wort von Dir zu mir herüber käme – mir sagte, daß Dir unser Bild aus unseren liebsten Tagen, innigsten Nächten klar vor Augen steht, daß Dir auch heute noch, auch heute wieder – der Schmerz, den wir umeinander gelitten haben, lieb ist – wie einst – dann wären gewiß nicht alle meine Lebenswünsche erfüllt – ach, was blieb da trotz tiefer kostbarer Erfüllung an himmelstürmender Sehnsucht noch ungestillt! – wohl aber das verwirklicht, was ich für uns beide heute noch zu hoffen

wagen kann.

Vielleicht – warum sollte das Wunder nicht möglich sein – bringen Dir diese Zeilen dasselbe Gefühl innerster Genugtuung, später Erfüllung einer noch ausstehenden Forderung an das Leben, wie es für mich die Bestätigung aus Deinem Munde sein würde, daß Du mich verstehst, *heute* bis ins Letzte verstehst!

In dieser Hoffnung lebe ich, liebe ich Dich, grüße ich Dich.

Irene.

Helene Stöcker: *Liebe*

Gestaltung und Satz: Edi Winarni

Titel basierend auf einer Ausgabe des Verlags der Neuen Generation, Berlin 1927.

Der Text dieses Werkes ist gemeinfrei.

PDF-Ausgabe: © Curio Art Press, 2025

Veröffentlicht unter der Creative Commons Lizenz:

CC BY-NC 4.0 – Namensnennung – Nicht kommerziell

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc/4.0/deed.de>

Diese Ausgabe darf frei geteilt und weitergegeben werden, solange sie nicht kommerziell genutzt wird und die Quelle genannt wird.

Mehr Texte & Infos: www.curiocurio.de

